

Stammt der Astronom Georg Joachim de Porris aus Bürs?

Alemania, 1936, 5/6

Im 10. Heft seiner Kirchengeschichtlichen Fragmente sagt Pater Isidor Flür: »Es ist möglich, daß der berühmte Astronom und Mathematiker Georg Joachim aus der Familie des Joachim von Rudberg stammt; er ist am 16. Februar 1514 geboren und studierte im Jahre 1532 in Wittenberg, 1542 ist er Professor in Leipzig. Im Verzeichnis der Universitätsstudenten zu Wittenberg ist G. Joachim de porris Feldkirch eingetragen. P. Anton Ludwig S. J. hat in seinem Werk 'Vorarlberger an in- und ausländischen Hochschulen', Bregenz 1920, es als sehr wahrscheinlich nachgewiesen, daß Porris Bürs bei Bludenz bedeutet, unso mehr, da sich G. Joachim als Rheticus bezeichnet, das ist Bürs am Rhätikon. In Bürs ist ein altes Haus, das wie ein Schloßchen aussieht, das sogenannte See-gerlehaus; dieses mag sein Vaterhaus gewesen sein.« 1936

Seit nahezu einem Jahrzehnt ist die Frage der Herkunft des Rheticus soweit geklärt, daß es mich sonderbar anmutete, als ich in oben zitierten Fragmenten dann Seite 116 noch las, Pater Ludewig beweist überzeugend, »daß der Ausdruck de Porris nichts anderes ist als Bürs bei Bludenz, und das um so mehr, als noch der Beisatz Rheticus dabeisteht: Bürs am Fuße des Rätikon.«

»Dr. Franz Häfele machte einen neuen Versuch, den Namen des Astronomen Georg Joachim de Porris zu erklären. Er sagt: Der Vater des Astronomen schrieb sich Joachim Jochim; die Mutter hieß Thomasina de Porris, die aus dem Mailändischen stammte. In zweiter Ehe war Thomasina de Porris mit dem Bregenzer Stadtmann Jerg Wilhelm vermählt. Georg Joachim hat sich vom Namen seiner Mutter de Porris benannt.«¹

Die neuerliche Verbreitung veralteter Auffassung läßt es hier als notwendig erscheinen, die verschiedenen Versuche zur Erklärung des Ausdrucks de Porris noch einmal kurz zusammenzufassen.

Nicht mit Unrecht sagt Pater Adolf Müller, der Biograph des Rheticus: »Viele und sonderbare Mutmaßungen haben die beiden Wörtchen 'de porris' verursacht. Porrum bedeutet bekanntlich Knoblauch, Schnittlauch oder auch einfachhin Lauch. Man hat daher den lateinischen Ausdruck einfachhin übersetzt mit von Lauchen... Man dachte wohl an die Namen Bürs (Buria), Bauern

¹ Siehe Beitrag: Zur Frage der Herkunft des Astronomen Georg Joachim de Porris, S. 462. (Anm. d. Hrsg.)

oder auch Koblach (Knoblauch)... Man könnte versucht sein, unter dem Porris einen wenig bekannten Ort aus der Nähe von Feldkirch zu sehen.«

»In Italien kommt der Name Porro als Familienname manchmal vor. Rheticus spricht auch gelegentlich von seinem früheren Aufenthalt in Italien. Es wäre also denkbar, daß er etwa mütterlicherseits von einem dortigen Geschlechte der Porri (de porris) seine Abstammung herleitete. Allein gegen eine solche Annahme sprechen ebenfalls die schon angeführten Gründe.

So lange keine wirklich geschichtlichen weiteren Anhaltspunkte gefunden werden, dürften reine Mutmaßungen betreffs der sonderbaren Eintragung in Wittenberg ziemlich aussichtslos sein. Dennoch sei es gestattet, hier einen Gedanken auszusprechen, der eine ziemlich einfache und harmlose Lösung des Rätsels geben könnte.

Wie leicht werden in einer handschriftlichen Aufzeichnung die lateinischen Buchstaben *r* und *t* miteinander verwechselt. Liest man demnach statt 'porris' das ihm so ähnlich geschriebene Wort 'portis', so würde die Eintragung *de portis* Feldkirch nur besagen, daß die Wohnung oder auch der Geburtsort unseres Rheticus bei den Toren Feldkirchs gelegen war.«

Pater Ludewig sieht in Porris ältere Formen für Bürs.

»Nach der Gepflogenheit der Wittenberger Matrikel wurde bei Angabe der Heimat für den kleineren, dort unbekanntem Ort einfachhin der Hauptort der Gegend eingesetzt oder wie in unserem Falle, zu dem unbekannteren der Hauptort des Landes hinzugefügt. Es blieb die Wahl zwischen Bludenz und Feldkirch: Letzteres dürfte als das bekanntere hier gewählt sein. Sollte es aber jemand doch in Zweifel ziehen, ob ein Bewohner von Bürs wohl Feldkirch als Heimat angeben würde, da doch Bludenz näher liegt und hinreichend bekannt ist.

Eine Bekräftigung obiger Annahme liegt in dem Zusatz der Leipziger Matrikel 'alias Rheticus'. Es sei daran festzuhalten, daß Rheticus nicht Rhäte, Bewohner Rätiens, bedeute. Denn der Rhäte heißt lateinisch *Raetus* nicht *Rhaeticus*, wie der Gallier *Gallus* nicht *Gallicus*, der Germane *Germanus* nicht *Germanicus* usw.

Wollte man auf die Analogie von *Germanicus*, *Numidicus*, *Britannicus* u. ä. hinweisen, so müßte man dem entgegenhalten, daß die genannten Beinamen nicht Bewohnern des Landes, sondern nur Ausländern beigelegt wurden. Somit könnte in unserem Falle nicht ein Bewohner Rätiens *Rhäticus* genannt werden.« Wie richtig diese Auffassung ist, beweist unsere heutige Erkenntnis, daß Rheticus wenigstens mütterlicherseits aus Italien stammt, wo er auch in seiner Jugend mit seinen Eltern weilte.

Daß Georg Joachim den Namen Rheticus schon in seiner Jugend wählte und dann sein ganzes Leben lang beibehielt, sodaß sein vornehmer Familienname beinahe in Vergessenheit geriet, beweist, wie sehr sich der große Gelehrte der Wahlheimat seiner Mutter verbunden fühlte. Im Be-

wußtsein, kein eigentlicher Landsmann zu sein, nannte er sich eben nicht Raetus, wie viele andere Vorarlberger der Humanistenzeit, sondern Rheticus, für welche Bezeichnung kein anderes Beispiel bekannt ist.

Daß unser Gelehrter seinen Namen de Porris tatsächlich von seiner aus dem mailändischen Adelsgeschlecht der Porri stammenden Mutter erhielt, geht aus dem archivalen Material, das mir Herr Regierungsrat Kleiner zur Verfügung stellte, einwandfrei hervor. Das Bregenzer Jahrbuch aus der Mitte des 16. Jahrhunderts zeigt auf, daß die Mutter des Rheticus, Thomasina de Porris, in zweiter Ehe mit dem Bregenzer Stadtmann Georg Wilhelm vermählt war. Seine Schwester Magdalena war mit Martin Groß in Ravensburg verheiratet. Nach dem Ableben derselben erhob Rheticus Anspruch auf ihr mütterliches Erbe, das sehr ansehnlich war und sich in den Städten Bregenz und Feldkirch befand.

In dieser Angelegenheit schrieb die Regierung 1557 an den Rat zu Feldkirch, er möge dem Rheticus einen Termin anberaumen, um einen gütlichen Vergleich mit seinem Schwager anzubahnen und zwanzig Jahre später, als Rheticus gestorben war, schrieb der Rat von Feldkirch seiner Verlassenschaft wegen nach Mailand, doch Erzherzog Ferdinand erachtete es nicht für nötig zu warten, bis sich etwa aus dem Mailändischen irgendwelche Erben melden würden und zog die Verlassenschaft an sich.

Es ist einleuchtend, daß nach Auffindung obiger historischer Anhaltspunkte es nicht mehr notwendig ist, nach einer Erklärung der Wörtchen »de porris« zu suchen. Auch wären die Gelehrten, welche die für den damaligen Stand der Forschung geistreichen Erklärungsversuche gemacht haben, gewiß nicht mehr bestrebt, dafür heute noch Geltung zu verlangen. Ich glaube es daher ruhig dem Leser überlassen zu können, ob er »de porris« vom Orte Bürs oder von Thomasina de Porris, der Mutter des Rheticus, ableiten will.

Kardinal Markus Sittikus von Hohenems

Feierabend, 14. Jg., 1932, 28. Folge

1932 Unter den verweltlichten Kirchenfürsten der Renaissance verdient die merkwürdige, wenn auch nicht gerade anziehende Gestalt des Kardinals Hohenems besondere Beachtung. An sieben Papstwahlen hat er wiederholt in entscheidender Weise teilgenommen, und an seine Prachtliebe erinnern noch heute zahlreiche Bauten.

Über der Jugendzeit Marx Sittichs liegt geheimnisvolles Dunkel. Als zweiter Sohn Wolf Dietrichs von Ems und der Schwester Pius IV. soll ihn die Mutter früh für den geistlichen Stand bestimmt haben. In der Blüte der Jahre war der Vater ins Grab gesunken, und da der Erstgeborene die Waffenlaufbahn betrat, wollte die Mutter ihren anderen nicht mehr dem Kriegsgotte opfern, der schon hart genug in ihr Leben eingegriffen hatte. Zudem mochte auch das Beispiel ihres Bruders, der damals eben zur Bischofs- und Kardinalswürde emporstieg, den mütterlichen Ehrgeiz mit kühnen Hoffnungen für die Zukunft ihres Sohnes erfüllen.

Der stolze Sinn der Emser und Mediceer lebte jedoch auch im Zweitgeborenen, und wie sein Bruder folgte der junge Marx Sittich der Laufbahn seines kriegberühmten Oheims: im Sieneser Krieg, gegen Piemont und gegen die Türken soll er mitgekämpft haben.

Der Markgraf jedoch starb und der geistliche Oheim wurde Papst. Die nahe Verwandtschaft mit dem neuen Träger der dreifachen Krone eröffnete nun dem Emser reiche Aussichten auf der kirchlichen Laufbahn. Mit der Thronbesteigung Pius IV. ging auch für Markus Sittich die Sonne des Lebens hoch auf, und auffallend schnell erinnerte sich nun der sieben- und zwanzigjährige weltlich gesinnte Kriegermann seiner mütterlichen Bestimmung, in der er mühelos erreichen sollte, was äußeres Glück an irdischen Gütern zu bieten vermag. Er nahm jetzt wirklich das Priestergewand, doch so rasch, daß man fast zweifelt an jener Erzählung, dem jungen Mann sei beim Sturz eines Wagens der Degen zerbrochen und darin habe er einen Wink des Himmels erkannt, das Schwert mit dem Hirtenstab zu vertauschen.

Jedenfalls blieb Markus Sittich eine weltliche, frohgemute Natur, auch jetzt noch mehr des Lebens heiterer Seite als seinen ernsten Pflichten zugewandt, das Urbild eines verweltlichten Kirchenfürsten der Zeit, von denen selbst der wohlgesinnte Geschichtsschreiber sagt: Sie wissen sehr wenig von heiligen Dingen, sind übermäßig vermessen auf höfische Pracht

und weltliche Macht und betrachten sich viel mehr als Fürsten des Reiches denn als Hirten der Schafe Christi. Auf das Weltliche, nicht auf das Geistliche verwenden sie ihre Zeit, ihre Mühe, ihr Geld.

Pius IV. fragte jedoch nicht lange nach dem Berufe der Neffen; er beehrte sich, sie zu Reichtum und Ansehen emporzuheben. Er ließ Marx Sittich nicht einmal Zeit, die Mängel seiner Bildung zu beheben, er richtete ihn in Rom glänzend ein, überhäufte ihn mit Geschenken und ernannte ihn bereits Ende Mai 1560 zum Bischof von Cassano.

Im Sommer dieses Jahres betraute ihn Pius IV. mit einer Ehrensending an den Kaiserhof nach Wien. Da er aber zur Gesandtschaft zu jung und zu unerfahren war, gab ihm der Papst den beredten Bischof Cornelius Musso, Italiens Sokrates, als Begleiter. Im Schreiben an den Herrscher sagte Pius, sein Neffe sei von Kindheit an für den geistlichen Stand ausersehen gewesen, dann habe er sich, ohne Schaden an seiner Seele und Ehre zu nehmen, dem weltlichen Leben zugewendet, wäre jedoch nunmehr zu den alten guten Vorsätzen zurückgekehrt.

Allzu rasch förderte der Papstheim Marx Sittich in seiner geistlichen Laufbahn. Kaum hatte er ihn zur Würde des Bischofs erhoben, da wurde der erst Siebenundzwanzigjährige am 26. Februar neben Granvella, Hosius und anderen bedeutenden Männern mit dem Purpur geschmückt und schon sah sich der Papst nach einem deutschen Bistum für den neuen Kardinal um. Von Salzburg sprach man und Köln. Konstanz, das größte Hochstift des Reiches, schien besonders gelegen, da dessen Sprengel gerade noch den Stammsitz der Emser einschloß.

Pius verhandelte nun mit dem Kaiser, aber der gelehrte und sittenstrenge Bischof Metzler von Konstanz, ebenfalls ein Vorarlberger, war über die Zumutung, Markus Sittich als Stütze und Helfer mit dem Rechte der Nachfolge an seine Seite zu nehmen, empört, schalt das Vorgehen des Kardinals als Simonie¹ und benahm sich, als ob der Emser ihn mit Gewalt von seinem Stuhle stoßen wolle. Aber bald neigten sich die Tage des greisen Prälaten zu Ende, vielleicht trug der große Verdruß noch das seinige bei, und Mark Sittich, der schon vorher die Mehrheit der Domherren für sich gewonnen, zog nun mit großem Gefolge in der Bischofsstadt ein.

Schon als in Rom verfrühte Kunde vom Tode des Bischofs eingetroffen, hatte sich Karl Borromäus sofort an den päpstlichen Nuntius in der Schweiz gewandt und ihn von Herzen gebeten, er möge sich eifrig für die Wahl des Kardinals Hohenems verwenden. Wie einen ihm selbst erwiesenen Dienst würde er die Bemühungen ansehen.

¹ Simonie: Kauf und Verkauf von geistlichen Ämtern. (*Anm. d. Hrsg.*)

Als daher Bischof Metzler zu Meersburg die Augen geschlossen, eilte Nuntius Volpe nach Konstanz, wo er am 30. September mit dem Gesandten des spanischen Königs vor dem Domkapitel erschien, um ihm den Emser als Bischof anzuempfehlen. Im gleichen Sinne verwandte sich auch der Kaiser, und schon am 6. Oktober verkündeten die Glocken des Münsters die Wahl des päpstlichen Neffen.

Kaum war Markus Sittich in Rom als Bischof von Konstanz bestätigt, bestimmte der Papst seinen Neffen schon zum Legaten beim Konzil von Trient. In weiten kirchlichen Kreisen erschien die Ernennung wohl seltsam, denn der Erwählte war doch gar zu wenig gelehrt. Allein Pius IV. begründete seine Wahl mit Rücksicht auf Kaiser und Reich und weil Mark Sittich aus deutschem Geblüt und sein Sprengel zum Teil im Lande der Eidgenossen gelegen.

Der Kardinal von Ems hatte zwar keine Eile, nach der Konzilstadt zu reisen. Seit Ende November war er in Rom, und der Papst wünschte dringend, er möchte mit den anderen Legaten dem feierlichen Beginn der Verhandlungen beiwohnen. Allein Mark Sittich erklärte, nur dann nach Trient zu gehen, wenn seine Heiligkeit ihm trotz seiner Einkünfte aus dem reichen Bistum noch soviel zukommen lasse wie den übrigen Legaten.² Vielleicht hatte er auch das Gefühl, daß er sich neben den andern nicht gut ausnehme.

Endlich zu Beginn des Jahres 1562 traf der päpstlichen Heiligkeit Legat, »einer, so erst das Vaterunser lateinisch petten lernt«, in Trient ein, und es fehlte hier nicht an Spott über die unberufene Sendung. An den Verhandlungen nahm der Kardinal keinen Anteil, das hatte man auch von ihm in Rom nicht erwartet. Er war mehr als Vertrauensmann seines päpstlichen Oheims dort, und in der schwierigen Lage, die durch Verstimmung unter den beiden Konzilsleitern für einige Zeit geschaffen wurde, hatte unser Prälat doch eine gewisse Einsicht erwiesen. Durch seine Verbindung mit deutschen Fürsten vermochte er dem päpstlichen Hof zu allerlei Nachrichten über die Vorgänge in Deutschland zu verhelfen.

Eine andere Aufgabe, bei deren Lösung sich der kriegsgewandte Kirchenfürst wohl eher zu Hause gefühlt hätte, war ihm vom Papst im Sommer 1562 zgedacht. Als nämlich Pius IV. ein Hilfsheer gegen die Hugenotten senden wollte, sollte der Hohenemser Söldner in Deutschland und der Schweiz werben und den päpstlichen Feldzug nach Frankreich als Legat begleiten. Bei den Protestanten freilich machte das Hervortreten Mark Sittichs auf dem Konzil dessen kriegerisches Gepräge offenkundig.

² Legat: Gesandter. (Anm. d. Hrsg.)

Die Hoffnungen, welche Pius auf Mark Sittichs Sendung zum Tridentinum gesetzt hatte, erfüllten sich nicht und schließlich mußte auch er erkennen, daß sein Neffe in Konstanz besser am Platze wäre. So begab sich der Bischof Ende Oktober 1562 in seinen Sprengel, nachdem er das Amt neun Monate hindurch ausgehalten, und zu Beginn des folgenden Jahres wurde er seiner Sendung enthoben.

In seiner Bodenseeresidenz empfing der Bischof 1563 Kaiser Ferdinand, der damals drei Tage in Konstanz verweilte. An den stillen Ufern des Schwäbischen Meeres wollte es freilich dem leichtlebigen Kardinal nicht mehr ganz behagen, und bald begab er sich wieder nach Rom, wo er seine Lust zum Lebensgenuß in mannigfacher Weise betätigte.

Als der Kaiser 1564 verstarb, entsandte ihn der Papst zu Max II., um ihm zum Antritt seines Thrones Glück zu wünschen. Im gleichen Jahre wurde Mark Sittich zum Legaten der Mark Ancona ernannt, wo er durch sein strenges Verfahren bekannt ist. Der Kardinal erschien mit einem Gefolge von Truppen, zerstörte Bauten und ließ daselbst durch Sangallo auf einem Absturz ein Fort errichten, von wo, obgleich es nach dem Papste Pius hieß, schwere Geschütze ihr Feuer auf die Bevölkerung richteten.



Der
Schloßberg

Welcher Einfluß ihm damals am päpstlichen Hofe zugemutet wurde, geht aus einem Bericht des Venezianers Soranzo hervor, der ihn und Karl Borromäus als die einzigen päpstlichen Ratgeber in politischen Dingen bezeichnet, wobei Mark Sittich alle Angelegenheiten, die Krieg und Söldnerwesen betrafen, allein entscheide.

Auch nach dem frühen Hingang seines Oheims war die Stellung des Kardinals Altemps in Rom keineswegs erschüttert, und er besaß einen nicht geringen Einfluß auf die von Pius IV. ernannten Kollegen. Insbesondere durfte der Bischof von Konstanz nicht übersehen werden, wo es deutsche Angelegenheiten betraf. Als die Kardinäle über die Sendung päpstlicher Vertreter zum Reichstag nach Augsburg berieten, wurde dazu auch Mark Sittich ausersehen.

Anläßlich dieser Tagung stattete der Bischof seinem Sprengel den zweiten Besuch ab. Er zeigte sogar etwas Eifer und wollte eine Kirchenversammlung berufen. Allein schon am 29. Juli schrieb er vom väterlichen

Schlosse zu Ems an den Rat von Luzern, daß die »sterbenden Läufe³ und andere ehehafte Ungelegenheiten« ihn zwingen, diese noch zu verschieben. Im Juni 1567 erschien der säumige Hirte wieder bei seinen Schafen und forderte die ganze Priesterschaft auf zur Synode von Konstanz, wo die Beschlüsse des Konzils von Trient durchgeführt und die wilden Ehen der Geistlichen streng verboten werden sollten.

Wo man das Leben des Kardinals kannte, mußte dies sonderbar anmuten, denn um jene Zeit, da er den Eidgenossen sowie der Geistlichkeit gegenüber so viel sittlichen Eifer bezeugte, war er als echter Sprößling der Renaissance gerade darauf bedacht, eine italienische Linie des Hauses Hohenems zu begründen: Im April 1566 wurde ihm als Sohn seiner Liebe zu einer schönen Genueserin Roberto Altemps geboren, dessen stolzer Stamm in den Herzogen von Gallese noch heute fortblüht. Das Leben seiner Tochter Althea verfloß in der Stille des Klosters, wo sie als Nonne zu Sant' Ambrogio 1619 auch starb.

Mit seinen stattlichen Zuwendungen führte Kardinal Altemps, wie er in Rom genannt wurde, das Leben eines mächtigen Herrn. Das einträgliche Konstanzer Bistum allein wurde auf 10.000 Goldgulden an Jahreseinkünften geschätzt. 1565 wird eine Abtei erwähnt, deren Ertrag jenem des Bistums Konstanz entspräche. 1569 erlangt Mark Sittich die Abtei Casanova und die Propstei Mirasole, die er später auf Bitten Karl Borromäus zur Gründung des Helvetischen Kollegs abtrat.

Markus Sittikus war Großpönitentiar⁴, Gouverneur von Capranica und hatte das Anrecht zur Legation in Avignon. Auch als Legat der Mark Ancona bezog der Kardinal eine bedeutende Summe, so daß 1569 seine Jahreseinkünfte auf mehr als 40.000 Goldgulden berechnet wurden. Man meinte, wenn der Papstoheim nicht so bald gestorben wäre, hätte er seine Nepoten⁵ noch viel reicher und größer gemacht.

Der Lieblingsaufenthalt des Kardinals Altemps war auf seinen herrlichen Sitzen im Süden, wo er sich, mütterlicherseits ohnehin italienischer Abkunft, allein heimisch fühlte und prächtig einrichtete in jenen prachtvollen Palästen, die er teils gekauft und erbaut, teils durch wohlberechnete Fürstengunst erworben hatte. Sie lassen erkennen, was dem Kirchen-

³ Sterbende Läufe: Pest. (*Anm. d. Hrsg.*)

⁴ Der Großpönitentiar ist der Leiter der Apostolischen Pönitentiarie. Das ist ein für den inneren Bereich zuständiges »Gericht« der römischen Kurie, dem ein Amt für das Ablasswesen zugehört. Der Großpönitentiar ist ein vom Papst ernannter Kardinal, der dem Papst reservierte Absolutionsfälle (Sünden und Kirchenstrafen) löst und anstelle des Papstes von päpstlichen Gesetzen dispensiert. Der Großpönitentiar behält sein Amt auch in der Sedisvakanz. (*Anm. d. Hrsg.*)

⁵ Nepotismus (von lateinisch »nepos«, Neffe): Bevorzugung der eigenen Verwandten, Vetternwirtschaft, besonders bei Fürsten und Päpsten. (*Anm. d. Hrsg.*)

fürsten ohne Berufstreue und einem Manne üppigen Wohllebens am nächsten lag.

Mit einem Teil der reichen Einnahmen entfaltete Mark Sittich eine großartige Bautätigkeit, und stolze Paläste zu Rom, in der Campagna, zu Konstanz und Hohenems zeugen, wie sehr der Ehrgeiz des Prälaten mit den Epigonen⁶ der Renaissance wetteifert. Seinen Palast am neuen Platze zu Rom ließ er durch Martino Longo umgestalten und durch die Fülle der vom Kardinal angehäuften Altertümer wurde dieser Palazzo Altemps berühmt. Zur kostbaren Bücherei, die der Enkel Mark Sittichs in diesen Gemächern ansammelte, legte Mark Sittich den Grund. Als münzberechtigter Reichsfürst machte er auch vom Rechte, Münzen zu prägen, Gebrauch und seine ganzen und halben Guldentaler sind weit bekannt.

1571 kauft der reiche Kirchenfürst die ausgedehnten Güter von Paterno im Val di Pesa und fünf Jahre später schenkt ihm der Großherzog Ferdinand von Toskana den kunstreichen Palast der Ridolfi, den Mark Sittich dann um 13.000 Gulden an den Erzbischof von Florenz verschachert. 1579 erwirbt der Kardinal Gallese, Soriano und delle Rocchette im Kirchenstaat und 1585 wirft er für das Lehen Mesurale in Kalabrien sogar 165.000 Gulden aus.

Seiner Familie hinterließ der Kardinal großen Reichtum, und bereits 1567 erscheint seine Familie unter dem Adel Bolognas. Die herrlich gelegene Villa Mondragone bei Frascati soll ihren Ursprung Gregor XIII. verdanken, der Mark Sittich zum Erzpriester erhob und mit Ehren überhäuft hatte. An diesem schönen Aussichtspunkte habe nämlich der Papst ausgerufen: »O wie schön würde man hier wohnen!« Daraufhin habe Altemps sofort mit dem Bau eines Landsitzes begonnen, der später ein Lieblingsaufenthalt jenes Papstes war. Der Enkel des Kardinals verkaufte die Villa an die Borghese, die sie zu dem gewaltigen Bau umgestalteten, der jetzt in traurigem Verfall daliegt.

In der Hauptstadt seines Sprengels ließ der Bischof die Residenz erneuern und in seinem Geburtsort begann er den Bau des fremdartigen Residenzschlosses, würdig des mächtigen Geschlechtes, das damals die höchste Stufe des Ruhmes erstiegen. Der Plan des im Stil der italienischen Spätrenaissance errichteten Palastes trug ein großartiges und glanzvolles Gepräge. Aber nach dem Tode des Kardinals wurde vieles nur gemalt, was Bildhauerarbeit sein sollte, und die Standbilder wurden nur von besseren Steinmetzen anstatt von Künstlern errichtet. Gleichwohl ist der Palast schon durch seinen Grundriß und seine Größe nicht ohne Wirkung. Inmitten der von vorspringenden Türmen eingefassten Stirnseite öffnet sich

⁶ Epigone: Nachgeborener. (*Anm. d. Hrsg.*)

das herrschaftlich gehaltene Portal. Über ihm umrahmen verjüngte Säulen mit gebrochenen Giebeln das Wappen des Kardinals. Auch über den Fenstern prangt noch der Name des Erbauers Mark Sittich, und wie sein päpstlicher Oheim, mit dem ihm vieles gemein war, hat auch er am Bau mit den sechs Kugeln des mediceischen Wappens dem stolzen Selbstbewußtsein vielfältigen Ausdruck verliehen.

Schon bei der ersten Papstwahl nach dem Tode seines Oheims hatte der Kardinal Hohenems durch sein Eintreten für die spanische Partei, die den Emsern wenigstens einen Teil des von ihnen aus der päpstlichen Kassa beanspruchten Geldes auszuzahlen versprach, die Erhebung Pius V. entschieden. Und bei der Neuwahl sollte es ihm 1572 sogar gelingen, seinem Schützling Boncompagni, der zu ihm in einer Art Abhängigkeit stand, die dreifache Krone zu erwerben, nachdem er durch ein entschiedenes Nein den Anwärter des Papstnepoten auf später vertröstet hatte. So bestieg Gregor XIII., der durch seine Kalenderreform bekannt ist, den Heiligen Stuhl.

Nach dem Tode dieses seines Freundes hatten sich die Kardinäle, die Pius IV. den Purpur verdankten, um Mark Sittich geschart, der vom Erzherzog Ferdinand von Medici bereits durch reiche Geschenke für die Wahl Sixtus V. gewonnen worden war. So war es dem Emser zugleich gelungen, die Aussichten des ihm verhaßten Kardinals Ceneda zu mindern. Dabei hatte sich Hohenems aber der besonderen Gunst des neuen Papstes versichert, und so wurde denn auch fürstlich für ihn gesorgt: In Anerkennung der wichtigen Dienste, die Markus Sittikus Sixtus bei seiner Erhebung erwiesen, erhob dieser das Marchesat Gallese zum Herzogtum; ebenso ernannte er den Sohn des Kardinals zum Obersten der päpstlichen Garde und zum Gouverneur von Borgo. Im Jubeljahr 1575 öffnete der Kardinal Hohenems die goldene Pforte.

1591 berichtete Mark Sittich an seinen Neffen Kaspar nach Hohenems, daß Gregor XIV. gestorben sei, und das heilige Kolleg Johann Facchinetti als Innozenz IX. zum Papste gewählt habe und zwar nicht ohne sein Zutun. Ein schöner Zug im Leben des sonst wenig rühmenswürdigen Kardinals ist die brüderliche Liebe, mit der er schon seit dem Anfang der geistlichen Laufbahn auf das Wohl seines Bruders Jakob Hannibal bedacht war. In den Briefen Mark Sittichs an seinen Bruder spiegeln sich Geist und Herz dieses Mannes. Besonders geht aus ihnen seine anfängliche Eifersucht gegen die anderen Papstnepoten, die Borromei, hervor.

Wiewohl der Onkel Kardinal meist fern seiner Heimat lebte, übertrug er die Liebe zu seinem Bruder auch auf dessen Söhne. Mit Eifer ist er auf die Blüte des Hauses bedacht, und als der junge Graf Kaspar etwas vor schnell Geld an den Erzherzog von Tirol geliehen hat, mahnt er diesen,

künftig überlegter zu handeln und bei ihm Rat zu holen. Dabei mochte freilich auch seine Abneigung gegen die tirolischen Habsburger mitgespielt haben, die sich schon lange eifrigst um seinen Rücktritt vom Bistum Konstanz bemühten. Und bereits 1576 hatte man sich dort auf die Kunde von einer Erkrankung Mark Sittichs Hoffnung gemacht, den Sprengel für Kardinal Andreas, den Sohn Ferdinands und der Philippine Welser, zu erlangen.

Hohenems hielt jedoch zähe an seinem Bistum fest, und man glaubte, er wolle es dem zweiten Sohn seines Bruders, dem späteren Erzbischof Mark Sittich von Salzburg, verschaffen. Als man dem Bischof den Sohn Ferdinands von Tirol als Beirat anempfahl, lehnte er dies wie

dereinst sein Vorgänger mit Heftigkeit ab und erklärte sich eher für das Martyrium bereit als zu einer Verständigung mit Österreich. Die Habsburger aber verloren den Mut nicht und bauten ihre Hoffnung auf den gleißenden Glanz des Goldes, dem der Kardinal nicht leicht zu widerstehen vermochte.

Man bot also dem Emser schließlich jährlich 12.000 Gulden für das Bistum. Dem Papst dagegen stellte man vor, wie unheilvoll es für das Bistum sei, wenn sein Hirte jahrelang abwesend sei. Er solle daher seinen Rücktritt verlangen. Jener aber, der im Kardinal seinen Freund und Gönner ehrte, war nicht leicht zu bewegen und bemerkte, man könne den kränkelnden Mann nicht beschuldigen. 1588 endlich gibt Mark Sittich seinem Neffen Kaspar bekannt, daß er die Absicht habe, sein ihm entlegenes Bistum abzutreten. Andreas von Österreich, zu dessen Gunsten er den Verzicht erklärte, hatte ihm dafür auf Lebenszeit jährlich 9000 spanische Dukaten zu zahlen.

Am 15. Februar 1595 starb dann der Kardinal zu Rom im Alter von 62 Jahren, nachdem er an den Wahlen der Päpste Pius V., Gregor XIII., Sixtus V., Urban VII., Gregor XIV., Innozenz IX. und Klemens VIII. teilgenommen hatte. Er ruht in der von ihm gebauten Kapelle der Kirche Maria di Trastevere.

Durch seinen Architekten Martino Longo hatte der Kardinal seine Titelkirche di Trastevere umgestaltet und für sich eine Grabkapelle errichten lassen. Der Boden der im Renaissancestil erbauten Kapelle ist mit Marmor belegt, und vor dem Eingang sieht man den Steinbock der Em-



Der Hohe
Freschen
von der
Flueregg
aus

ser und den Kardinalshut aus Marmor schön zusammengelegt. Inschriften, die die Wände zieren, besagen, Mark Sittich, aus dem Geschlechte der Grafen von Hohenems, der hl. römischen Kirche Kardinalpriester, Titular dieser Basilika, habe 1589 der glorreichen Jungfrau und Gottesmutter von der Milde diese Kapelle aus eigenen Mitteln errichtet, ausgeschmückt und begabt.

Neben dem Eingang befindet sich auch das Grabdenkmal von Mark Sittichs Sohn Roberto. Unter dem Wappen der Emser befindet sich aus weißem Marmor die allerliebste Büste des in Jugendblüte Verstorbenen mit der lateinischen Inschrift auf schwarzem Marmor, welche besagt, Roberto aus der uralten Familie der Grafen von Hohenems, dem ersten Herzog von Gallese, der von Papst Sixtus V. der Leibwache und der frommen Leoninischen Stadt vorgesetzt war, und nachher die Truppen bei Avignon und in der Grafschaft Venaisin befehligte, der im Versuch der Tüchtigkeit auf dem Wege der Ehre zu früh verstarb, ihm, dem erlauchten Gatten, hat Cornelia Orsini, die Frau des zum ersten Mal Vermählten in tiefster Trauer dieses Denkmal gesetzt. Er lebte zwanzig Jahre, sechs Monate und vierzehn Tage und starb den 3. November 1586.

Man darf es schon glauben, daß der Hofepitaphist in großer Verlegenheit gewesen sei, als er eine belobende Grabschrift, wie sie Markus Sittikus wünschte, auf den mißratenen Sohn verfassen sollte. Er hatte aber die Gewandtheit, sie so zu verfassen, daß die Öffentlichkeit befriedigt und der Vater nicht unzufrieden war.

Roberto, den der Papst aus Dankbarkeit gegen Mark Sittich begünstigte, der ihn auf den Stuhl Petri erhoben hatte, entsprach nämlich schlecht als Günstling des Papstes. Schon im Juni desselben Jahres, da er von Sixtus mit Ehren überhäuft worden war, erstürmte er mit bewaffneter Macht das Haus des römischen Edelmannes Frangipani, entführte Julia, die Tochter des Muzio de Ferianis, und mißhandelte ihre Eltern. Auf Bitten des Kardinals wurde der Sohn vom Papste begnadigt und starb schon im folgenden Jahre.

Robertos gelehrter Sohn Johann Angelo war der Erbe des großen Reichtums, den der Kardinal hinterließ, und als Klemens VIII. ihm 1602 den Leib des hl. Anicet schenkte, ließ er eine prachtvolle Kapelle für diesen errichten. Angelo hat auch die wertvolle Bibliothek der Colonesi erworben, die sein Sohn Peter Alexander VIII. schenkte. Daher tragen viele vatikanische Werke und Handschriften den Vermerk »Bibliotheca Altemps«.

Peters Tochter Lucia war mit dem Grafen Karl Friedrich von Ems vermählt; es stammen somit auch die letzten Emser der deutschen Linie von Markus Sittikus ab. In Italien aber blüht der Stamm des Renaissancekardinals in den Herzogen von Gallese bis heute fort, und der bekannte Dichter d'Annunzio hat sich mit Maria, einem Sprossen des Hauses, vermählt.

Karl Borromeus und die Hohenems

Vierteljahrsschrift für Geschichte und Landeskunde VI., 1922

Schon während der Regierung ihres Oheims, des Papstes Pius IV., war das gegenseitige Verhältnis zwischen den beiden Papstnepoten Jakob Hannibal von Hohenems und Karl Borromeo immer herzlicher geworden. Dauernd gefestigt hatte es sich ganz besonders durch die Verbindung des Grafen mit der Schwester des Kardinals.¹ 1922

Als Jakob Hannibal gegen Ende des Jahres 1566 den Dienst des Papstes verließ und sich mit seiner Gemahlin Hortensia nach deutschen Landen aufmachte, verweilte er unterwegs noch einige Tage bei seinem Schwager in Mailand.² Und kaum ist der Hohenemser in seiner Heimat angelangt, läßt er dem Bischof die glückliche Ankunft seiner Gemahlin melden.³

Aber schon am 25. Februar erhält Karl einen weiteren Brief von dem Grafen, den der Kardinal bei nächster Gelegenheit beantwortet.⁴ Überhaupt benützt auch Karl jeden Anlaß, um seinen fernen Verwandten wenigstens einige Grüße zu senden.⁵

Durch das große Darlehen, das Graf Hannibal bereits 1566 an den Erzherzog Ferdinand von Tirol gemacht hatte, war er gezwungen, einen dem Kardinal geliehenen Betrag einzuziehen.⁶ Das war aber für Karl eine sehr unangenehme Angelegenheit, da er das Geld nicht gleich zur Verfügung hatte. Er mußte daher den Grafen auf seine Pension vertrösten, die er vom spanischen König erhalten hatte und die um Johanni fällig sein sollte.⁷ Karls Hoffnung ging aber nicht so rasch in Erfüllung und im September teilte er dem Grafen mit, daß er seine Forderung in Spanien noch nicht durchsetzen konnte und daher der wohl früher geäußerte Wunsch Hannibals, sich für die Liquidierung eines Guthabens in jenem Lande

¹ Vgl. Häfele, Pius IV. und seine Nepoten (Vierteljahrsschrift für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs 1921. S. 1–11).

² Hannibal an Holl 18. Dez. 1566. Palast-Archiv Hohenems III. An dieser Stelle sei für die freundliche Öffnung des Palast-Archivs Hohenems dem Besitzer der beste Dank ausgesprochen.

³ Castelacio an Hannibal 8. Februar 1567. Palast-Archiv Hohenems III.

⁴ Borromeo an Hannibal 16. März 1567. Palast-Archiv Hohenems III.

⁵ So z.B. auch am 15. Juni 1567. Palast-Archiv Hohenems III.

⁶ Vgl. San Carlo Borromeo nel terzo Centenario della Canonizzazione, Milano 1910. S. 284 f. Mitverfasser dieses Werkes ist Achille Ratti (Pius XI.), der gelegentlich seiner Forschungen über Karl Borromeus auch Hohenems besucht hat.

⁷ Borromeo an Hannibal 30. August 1567. Palast-Archiv Hohenems III.

einzusetzen, durch ihn nicht sehr gefördert zu werden vermöchte.⁸ Am 22. Oktober kommt Karl endlich in die Lage, wenigstens 4000 Scudi an seinen Schwager abzusenden.⁹ Daraufhin erklärt Hannibal, daß er mit dem Restbetrag seines Guthabens warten wolle. Der Graf sah sich aber genötigt, als es ihm nicht gelang, seine Forderungen bei der spanischen Kammer durchzusetzen, den Betrag von 4020 Scudi dennoch von dem Kardinal zu fordern. Jedoch Karl, der durch Zahlung dieser Schuld großen Nachteil erlitten hätte, bittet seinen Schwager, wenigstens bis zum Weihnachtstermin zu warten.¹⁰

Hannibal erfüllte den Wunsch Karls, war er ja doch auch ohne jene Summe schließlich in der Lage, dem Erzherzog die 100.000 Gulden vorzustrecken, wofür er von diesem die vorarlbergischen Vogteien als Pfand in seine Hand bekam. In der Freude über die erhaltenen Herrschaften beilte sich der Graf, die Nachricht von dem vielversprechenden Geschäft auch seinem Schwager zukommen zu lassen,¹¹ der ja an dem Wohl und Wehe seines Hauses allzeit so lebhaften Anteil genommen hatte. Das war auch diesmal der Fall und schon anfangs des Jahres 1568 drückt der Kardinal seine Befriedigung über den Erwerb der »ansehnlichen Herrschaften mit so gut katholischen Untertanen« aus. Gleichzeitig gibt Kardinal Karl seiner Freude über den Zuwachs eines Töchterleins zur Familie des Grafen Ausdruck.¹²

Es muß ein oft geäußelter Wunsch der Familie Hohenems gewesen sein, daß ihr Verwandter Karl sie einmal auf ihrem Stammschloß besuchen möge. Die Berufsgeschäfte, denen sich der Kardinal bekanntlich mit großem Eifer widmete, scheinen die Erfüllung dieses Wunsches immer wieder hinausgeschoben zu haben. Schon als Karl im November 1567 den schweizerischen Anteil seines Bistums visitierte, trug er sich mit dem Gedanken, nach Hohenems zu reisen. Da er aber erfuhr, daß sein Vetter Marx Sittich nach Mailand käme, begab er sich wieder zurück und versprach, dafür ein anderes Mal dorthin zu kommen.¹³ Allerdings traf Karl mit seinem Vetter doch nicht zusammen, da jener unterdessen seinen Reiseplan wieder geändert hatte.

Drei Jahre später endlich fand der vielbeschäftigte Mann doch Gelegenheit, die weite Reise über die Alpen anzutreten. Dies kam also: Nach-

⁸ Borromeo an Hannibal 9. Sept. 1567. Palast-Archiv Hohenems III.

⁹ Borromeo an Hannibal 22. Okt. 1567. Palast-Archiv Hohenems III.

¹⁰ Tullio Albonese an Hannibal 2. Okt. 1567. Palast-Archiv Hohenems III.

¹¹ Über die Hoffnungen, die der Graf an diese Erwerbung knüpfte, soll ein späterer Aufsatz berichten.

¹² Borromeo an Hannibal 3. Jänner 1568. Palast-Archiv Hohenems III.

¹³ Borromeo an Hannibal 9. Nov. 1567. Palast-Archiv Hohenems III.

dem Kardinal Karl am 26. Oktober 1569 durch den Anschlag verbrecherischer Humiliaten¹⁴ Ziel eines Attentats geworden war und die Täter von den Behörden hingerichtet werden sollten, hatte Karl für die Schuldigen Fürbitte eingelegt. Die Regierung aber war nicht gesonnen, dem Wunsche des Bischofs Rechnung zu tragen und am 28. Juli 1570 wurde an den Verbrechern das Urteil vollstreckt.¹⁵

Karl konnte es nun nicht über sich bringen, um diese Zeit in Mailand zu bleiben und beschloß, die Gelegenheit zu einem Besuche seiner Verwandten jenseits der Alpen auszunützen, bei welcher Reise Karl auch die katholischen Kantone der Schweiz zu besuchen gedachte.¹⁶ Bis heute ist in der Eidgenossenschaft die Erinnerung an die Reise jenes berühmten Mannes lebendig geblieben. Zahlreiche Altäre, Kirchen und Glocken haben den Namen Karls erhalten.¹⁷ Zunächst begab sich der Bischof nach den drei schweizerischen Vogteien Leventinia, Blegno und la Rivieta. Von dort zog er über den Gotthardpaß und traf am 21. August in Altdorf ein, von wo er den Weg über Stans nach Sachseln einschlug. Der Aufenthalt Karls in Luzern ist durch Briefe für den 23. August bezeugt.

Die Reiseroute an der alten Rickenstraße hat die Volksüberlieferung durch ein Bild des Heiligen in der Josefskapelle zu Uznach und durch das Kirchenpatronat von Ernetswil festgehalten. In Lichtensteig übernachtete der Kardinal und wiewohl er inkognito und nur in kleiner Gesellschaft reiste und sich besonders jede feierliche kirchliche Begrüßung verboten hatte, erwähnt Karls Kammerdiener Fornero, daß sich hier zur Messe des Kardinals eine große Menschenmenge eingefunden hatte. So schnell war Borromeo im Volke der Ruf eines außerordentlichen Mannes vorausgeeilt und unter großer Rührung bemühten sich viele, von ihm mit Andachtsgegenständen beschenkt zu werden. Fornero erwähnt vor allem die Frau des Landvogtes Balthasar Tschudi, bei dem Karl abgestiegen sein dürfte.¹⁸ Der Kardinal benützte nämlich jede Gelegenheit, um mit den maßgebenden Männern des Landes Fühlung zu nehmen.¹⁹

Noch in der Morgendämmerung brach Kardinal Karl am 26. August von Lichtensteig auf und kam wohl über Schwarzenbach, Flawil und Goss-

¹⁴ Humiliat: Mönchsorden. (*Anm. d. Hrsg.*)

¹⁵ Steckbrief des spanischen Gouverneurs Herzog von Albuquerque in Mailand gegen den Attentäter (gedruckt). Palast-Archiv Hohenems III.

¹⁶ Vgl. Bergmann in den Denkschriften der Akademie der Wissenschaften (phil.-hist. Kl.), 9, 4 f.

¹⁷ Wymann im Geschichtsfreund der fünf alten Orte 52, 263.

¹⁸ Müller, Karl Borromeo und das Stift St. Gallen in der Zeitschrift für Schweizer Kirchengeschichte, Stans 1920.

¹⁹ Über den politischen Zweck der Reise, vgl. Pastor, Geschichte der Päpste VIII. und Müller in der Zeitschrift für Schweizer Kirchengeschichte 1920.

au nach St. Gallen, wo er vom Abt Otmar und dem Konvent in feierlicher Prozession abgeholt und in das Kloster geleitet wurde. Schon früh hat die Klosterüberlieferung behauptet, Borromeo hätte sich geweigert, die reformierte Stadt zu betreten und er habe das neue Tor zu seinem Eintritt öffnen lassen, dessen Name noch heute daran erinnert, daß Karl durch dasselbe in den Klosterbezirk einzog.

Abt Otmar begleitete seinen hohen Gast bis nach Rorschach, von wo sich der Kardinal nach Hohenems begab, wo nun in den letzten Augusttagen des Jahres 1570 eine berühmte und glückliche Familie auf der Stammburg der Hohenemser versammelt war. Graf Hannibal, der berühmte Landsknechtführer, seine Gemahlin Hortensia, die Schwester des Kardinals Karl, und ihre Kinder: Graf Kaspar und der spätere Erzbischof Marx Sittich von Salzburg mögen sich über den so lange ersehnten Besuch herzlich gefreut haben.

Bis auf den heutigen Tag ist in Hohenems jenes Ereignis nicht ganz aus dem Gedächtnis des Volkes entschwunden. Alte Leute glauben im Palaste noch das Bett gesehen zu haben, in dem der Heilige geschlafen. Ein Kardinalshut Karls ist hier Gegenstand besonderer Verehrung geworden. Und am Karlstage, wenn die Gemeinde das Fest ihres Kirchenpatrons mit Böllerknall und Glockenklang feierlich begeht, erteilt der Priester dem Volke mit dem Barett des Heiligen den Segen.²⁰

Eines der Gemälde in der schon 1617 erbauten Karlskapelle hält den Augenblick fest, in dem der Kardinal die Gemeinde betrat.

Allzu schnell vergingen den Hohenemser Verwandten die Tage, an denen der liebe Bruder, der treubesorgte Schwager und Oheim in ihrer Mitte weilte, denn Karl, ein Mann der rastlosen Arbeit, gönnte sich keine Zeit zu längerer Erholung und schon nach kurzem Aufenthalt machte er sich wieder auf den Heimweg. Wohl hatte der Kardinal dem Abt von St. Gallen versprochen, bei der Rückreise wieder an seiner Stadt vorbeizukommen, aber am 29. August schon hatte er ihn von Hohenems aus benachrichtigt, er sähe sich genötigt, auf kürzerem Wege über Feldkirch nach Uri zu reisen. Dabei unterließ er es nicht, Otmar nochmals ans Herz zu legen, daß er alles tun soll, was dazu diene, den Katholizismus im Gebiete seiner Abtei zu erhalten oder wieder aufzurichten.²¹

In einem Brief an seinen Vetter Marx Sittich, den Bischof von Konstanz, äußert sich Karl voll Lob über die Andacht, die er am Wallfahrtsort Maria Einsiedeln gesehen hat.²² Von hier begab er sich über den Haken

²⁰ Dabei spricht er: »Per intercessionem sancti Caroli episcopi liberet et preseruet te dominus a malo capitis in nomine patris et filii et spiritus sancti«.

²¹ Mayer, Der heilige Carl Borromäus und die Schweiz. Kirchenzeitung 1884, S. 348.

²² Wymann im Geschichtsfreund 52, 120.

nach Schwyz, wo er von den Bewohnern mit Kreuz und Fahne empfangen ward. Am 1. September war er wieder in Altdorf und am 10. finden wir ihn bereits in seiner Metropole, von wo er schon am ersten Tag einen Brief an Marx Sittich richtet.²³

Von der Hohenems, wo man die allzubald erfolgte Abreise des Kardinals bedauerte, richtete Hortensia ein Schreiben an ihn, worin sie ihren Gefühlen offenen Ausdruck verlieh.²⁴ Schon am 21. November folgte ein weiterer Brief an den geliebten Bruder, in dem sich die Bemerkung findet, der Bischof von Chur habe für seinen Sprengel verordnet, daß die Geistlichen ihre Konkubinen abschaffen müßten; Ursache des Befehls sei Karl gewesen.²⁵

Die Eindrücke und Beobachtungen seiner Schweizerreise hat Borromeo in den Informationen für Pius V. festgehalten, worin er schildert, was er bei dem kurzen Besuche »in dem Landstrich oberhalb des Bodensees gegen den Rhein, der zur Schweiz gehört«, mit scharfem Blick in die Verhältnisse geschaut hat.²⁶

Häufig und innig blieb der schriftliche Verkehr zwischen Kardinal Karl und den Verwandten zu Hohenems auch nach seinem Besuche und die in der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand liegenden Briefe der Hohenemser beweisen, wie Hortensia und der Hofkaplan auf Hohenems über jede Unpäßlichkeit der jungen, noch nicht einmal Hosen tragenden Altempf nach Mailand berichten.²⁷ Aber auch Graf Hannibal schildert in zahlreichen Briefen die Vorgänge auf dem niederländischen Kriegsschauplatze.

1572 hatte sich Karl trotz seines Brustleidens zur Wahl Gregors XIII. nach Rom begeben, wo er auf Wunsch des neuen Papstes einige Zeit verblieb. Von hier aus setzt sich der Kardinal mit seinen Hohenemser Verwandten in Verbindung. Die Signori del Verme befanden sich nämlich wegen der Heirat der Signora Veronika in Geldverlegenheit. Karl hatte dieser und ihrer Schwester Julia, die sich bei ihrer Base in Hohenems aufhielt, ein Heiratsgut im Betrage von 17.700 Lire geschenkt, das teilweise in Mailand lag, teilweise aber in Renten bestand. Da nun Veronikas Bräutigam lieber lauter Bargeld haben möchte, sollte nun Julia ihren Anteil der Schwester überlassen und den nicht unvorteilhaften Tausch um die Rente machen. Die Formulare für die Ausfertigung der Dokumente führt der

²³ Borromeo an Marx Sittich 10. Sept. 1570. Palast-Archiv Hohenems III.

²⁴ Wymann 52, 120.

²⁵ Wymann 52, 120.

²⁶ Nuntiatur von Giovanni Francesco Bonhomini, bearbeitet von Steffens und Reinhardt, Documenti I. N 2 S. 11–12.

²⁷ Wymann im Geschichtsfreund 52, 272.

Überbringer des Briefes, der Priester Santagostino, gleich mit sich und Graf Hannibal soll nun Julia zur Einwilligung bestimmen.²⁸

Wir dürfen wohl annehmen, daß es dem Grafen gelang, den Wunsch Karls zu fördern, dagegen ist Hannibal in einem anderen Falle etwas zurückhaltender gewesen. Bereits am 21. September dieses Jahres meldet Karl seinem Schwager, Graf Pietro del Verme werde nach Hohenems kommen, um seine Schwester Julia zu holen. Hannibal möge im Hinblick auf die guten Dienste, die jene der Gräfin erwiesen habe, nicht vergessen, seine Zufriedenheit zu bezeigen, und sie hofften alle, daß er ihr zur Heirat behilflich sein werde, da er sowohl die Tüchtigkeit Julias als auch deren ärmliche Verhältnisse gut genug kenne.²⁹

Der Graf scheint sich hier aber recht schwerhörig gezeigt zu haben und Karl sah sich genötigt, seine Bitte neuerlich vorzubringen. Da sich der Gemahl gerade in Flandern befindet, meldet ihm Hortensia dorthin, sie habe ihrem Bruder mitgeteilt, daß sie seinen Wunsch zu ihrem Bedauern nicht erfüllen könne. Hannibal möge aber auch selbst an Karl schreiben, damit dieser nicht etwa meine, sie hätte den Brief gar nicht an ihren Gatten gesendet.³⁰

So sehen wir also, wie Karl Borromeo die verschiedenen Angelegenheiten seiner Familie nie aus den Augen verliert und trotz der vielen Arbeiten, die ihm sein kirchlicher Eifer auferlegt, denkt er sogar zur Zeit der Provinzialsynode an seine fernen Verwandten und sendet den Pater Hieronymus Santagostino neuerdings nach Hohenems, um dort zur Geburt eines Stammhalters Glück zu wünschen. Durch diesen Mann schickt er ihnen auch einige Andachtsgegenstände, die er von Rom mitgebracht hat, zu. Auch soll der ausgezeichnete Priester sagen, welch' große Gnade ihnen durch die Geburt eines Sohnes zuteil geworden sei.³¹ Zum Weihnachtsfest genannten Jahres läßt Karl seiner Schwester ein Buch zukommen.³²

Die engen Beziehungen des Kardinals Karl zu seinen Hohenemser Verwandten waren dem Geschäftsmann Castelacio in Mailand, der gewöhnlich die Briefe zwischen ihnen vermittelte, nicht entgangen und er machte sich diesen Umstand bei Gelegenheit mit Erfolg zunutze. Karl hatte nämlich Castelacios Bruder, der Kanonikus war, wegen eines gerin-

²⁸ Borromeo an Hannibal 29. April 1572. Palast-Archiv Hohenems III.

²⁹ Borromeo an Hannibal 21. Sept. 1572. Palast-Archiv Hohenems III.

³⁰ Hortensia an Hannibal 2. Juli 1575. Palast-Archiv Hohenems III.

³¹ Borromeo an Hannibal 30. Mai 1573. Palast-Archiv Hohenems III.

³² Antonio Calmona an Hannibal 24. Dez. 1573. Palast-Archiv Hohenems III. – Calmona ist königlicher Sekretär in Mailand. In welchem Zusammenhange dieser den Auftrag Karls erfüllt, geht aus dem kurzen Schreiben nicht hervor.

gen Vergehens der Simonie³³, von dem der Papst nach Ansicht Castelacios ohne weiteres absolvieren würde, aller Benefizien entsetzt. Diese Verurteilung wäre aber der Untergang ihrer Familie. Er bittet daher den Grafen von Hohenems und dessen Gemahlin, beim Kardinal Fürsprache für seinen Bruder einzulegen.³⁴ Der Mailänder hatte sich nicht verrechnet. Bereits am 25. November dankt er der Familie Hohenems für die erfolgreiche Verwendung. Er hofft, daß nun sein Bruder in Rom leicht absolviert werde, da der Kardinal Borromeo beim Papste allmächtig sei.³⁵

Weit ungünstiger hatte unser Geschäftsmann über das Ansehen des Erzbischofs am spanischen Hofe geurteilt; am 22. Juni 1572 schrieb er von Madrid aus, wohin er sich in Angelegenheit des Grafen begeben hatte, daß der Kardinal am Hofe wenig angesehen sei.³⁶ Mag nun auch das Urteil dieses Agenten um jene Zeit von Karls Verhalten gegen seinen Bruder beeinflußt sein, weit gefehlt ist es gewiß nicht, wie uns der Konflikt mit den spanischen Behörden, die der Kardinal alle exkommuniziert hatte, genugsam bestätigt.

Im Verlaufe des Streites hatten die Spanier sogar das väterliche Stammschloß Arona in ihre Gewalt gebracht.³⁷ Auch der königliche Sekretär Antonio Calmona berichtet wenig Freundliches über das Verhalten Karls nach Hohenems, wenn er sagt, daß dieser in seiner gewohnten Weise fortfahre, jedermann mit der Exkommunikation zu bedrohen.³⁸

Ebenso war die Mutter des jungen Markgrafen von Marignano auf Kardinal Karl nicht gut zu sprechen, da sie glaubte, er habe ihren Sohn überredet, Jesuit zu werden, damit Graf Hannibal im Marchesat folgen könne.³⁹

Neben derartigen unfreundlichen Stimmen fehlen dann aber auch nicht Worte des Lobes, die von verschiedenen Seiten nach der Heimat des Grafen Jakob Hannibal dringen. So berichtet z. B. Thomaso d'Ada, wie 1572 der Großkommandant von Kastilien nach Mailand gekommen sei und am 10. April den Kardinal mit großem Gefolge besuchte und mit ihm über zwei Stunden allein gesprochen habe.⁴⁰

Von der auf mehrmonatige Abwesenheit Karls erfolgten Rückkehr des Erzbischofs nach Mailand im Jahre 1572 berichtet derselbe Gewährsmann an Hannibal. Zum Empfange des Kardinals sei der neue Gouvernator ihm

³³ Simonie: Ämterkauf. (*Anm. d. Hrsg.*)

³⁴ Castelacio an Hannibal 7. Nov. 1572. Palast-Archiv Hohenems III.

³⁵ Castelacio an Hannibal 25. Nov. 1572. Palast-Archiv Hohenems III.

³⁶ Castelacio an Hannibal 22. Juni 1572. Palast-Archiv Hohenems III.

³⁷ Calmona an Hannibal 22. August 1573. Palast-Archiv Hohenems III.

³⁸ Calmona an Hannibal 14. August 1573. Palast-Archiv Hohenems III.

³⁹ Tolomeo Galli an Marx Sittikus. 21. Nov. 1573. Palast-Archiv Hohenems III.

⁴⁰ Thomaso d'Ada an Hannibal 11. April 1572. Palast-Archiv Hohenems III.

entgegengezogen und mehr denn tausend Kinder hätten den heimgekehrten Bischof bis zu den Toren des Palastes geleitet, indem sie ihn mit ihren Stimmen begeistert begrüßten. Alle Leute, die dies gehört hätten, seien davon mächtig gerührt worden.⁴¹

Die Liebe und Sorgsamkeit des Karl Borromeo gegenüber Jakob Hannibal zeigte sich im hellsten Lichte, als der Graf am 5. Mai 1574 bei Elsaß-Zabern überfallen und verwundet worden war.⁴² Sobald die Kunde hiervon nach Mailand gekommen, sandte der Kardinal sofort einen Grafen Bentivoglio nach Hohenems ab, um dort Näheres über den Vorfall zu erfahren und nötigenfalls auch zum Grafen Hannibal zu reisen.

Hortensia ist jedoch in der angenehmen Lage, die Besorgnis ihres Bruders zu zerstreuen, da der Graf bereits wieder so weit hergestellt war, daß er nach dem Musterungsplatze weiterreisen konnte. Die Gräfin legt das Schreiben ihres Bruders einem Brief an ihren Gemahl bei und hebt darin Karls liebende Teilnahme hervor.⁴³

Da Karl seiner Schwester gemeldet hatte, er gedenke des Grafen im Gebete, freut sie sich auch in ihrem Briefe vom 5. September 1574, daß in den Klöstern Mailands für die Unternehmungen ihres Gemahls gebetet würde.⁴⁴

Gräfin Hortensia weiß, »daß ihr Bruder zu allen Werken der Barmherzigkeit geneigt ist«, und deshalb hofft sie, Karl werde auch die von ihr zur Ausbildung nach Mailand empfohlenen Knaben in seinem Seminar aufnehmen; um so mehr, als sich darunter auch der Neffe des »Proconsuls Cristopforo« von Feldkirch befinde, der ein warmer Freund ihres Hauses sei.⁴⁵

Am 1. August 1578 wendet sich auch Graf Jakob Hannibal in ähnlicher Angelegenheit an seinen Schwager⁴⁶ und empfiehlt ihm Konrad Planta

⁴¹ Thomaso d'Ada an Hannibal 15. Nov. 1572. Palast-Archiv Hohenems III.

⁴² Vgl. das Schreiben des Cornelius von Endt an Hannibal. 24. Mai 1574. Palast-Archiv Hohenems III. - Dieser von Endt, Oberstleutnant des Grafen Hannibal, ist Ladurners Arbeit in der Ferdinandeums-Zeitschrift 13, 89 ff. wohl unbekannt geblieben.

⁴³ Hortensia an Hannibal 13. Juni 1574. Palast-Archiv, Hohenems III. - Der Brief Karls ist durch seine Weitersendung nach den Niederlanden nicht mehr erhalten und dessen Inhalt nur aus dem Schreiben Hortensias zu erschließen.

⁴⁴ Hortensia an Hannibal 5. Sept. 1574. Palast-Archiv Hohenems III.

⁴⁵ Wymann im Geschichtsfreund 53, 19. - Unter Proconsul Cristopforo ist der Untervogt Cristoph Pappus gemeint. Über Angehörige dieser Familie vergleiche: Ludwig, Forschungen zur Geschichte Vorarlbergs, Bd. I, und Sander im 43. Bericht des Vorarlberger Landesmuseums 31. Schöch in Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs 9, 29. Ferner: Beck im Archiv für Militärrecht 1917, 37 ff.

⁴⁶ Wymann im Geschichtsfreund 53, 22.

von Chur, der schon lange den Wunsch hege, sich in den Dienst des Kardinals zu begeben.

Schweres Unglück traf unsere Hohenemser Familie im Jahre 1578, indem am 27. Dezember die Gräfin Hortensia an den Blattern starb und dem Gatten die Kinder in unmündigem Alter zurückließ.

Graf Hannibal befand sich in der Nähe von Roermond in den Niederlanden, als ihn die Trauerbotschaft ereilte. Auch die Kinder des Grafen waren sämtlich erkrankt, befanden sich jedoch um diese Zeit wieder auf dem Wege der Besserung.⁴⁷

Früher schon als der Gemahl scheint Karl den Tod Hortensias erfahren zu haben. Bereits am 23. Jänner gibt er nämlich die Nachricht von dem schmerzlichen Verlust seiner Schwester an den Kardinal Hohenems weiter, der ebenfalls tief erschüttert ist über den Tod der Gräfin, die nach seiner Überzeugung das versöhnende Band zwischen den Hohenems und den Borromei geworden ist.⁴⁸ Vierzehn glückliche Jahre hatte Graf Hannibal mit Hortensia Borromeo zusammengelebt und fünf Kinder, unter denen Graf Kaspar und Markus Sittikus IV., der spätere Erzbischof von Salzburg, die ältesten sind, waren diesem Bunde entsprossen.

Kardinal Karl übertrug nun die Liebe zu seiner Schwester auf deren Kinder, und die Beziehungen zur Familie Hohenems sind mit dem Tode Hortensias keineswegs erloschen.

Nachdem es Karl durch Unterstützung seines Vetzters, des Bischofs Marx Sittich von Konstanz, gelungen war, in Mailand das Collegium Helveticum zur Heranbildung junger Kleriker für die Schweiz zu errichten,⁴⁹ gewährte Karl dem Bischof das Recht, für die Zeit seines Lebens 24 Zöglinge in dieses Institut selbst vorzuschlagen. Darunter sollten sich auch zwei aus Bregenz und vier aus Hohenems befinden dürfen.⁵⁰ Da aber die kleine Grafschaft nicht sogleich geeignete Kandidaten für das Seminar aufweisen konnte, wählte Graf Hannibal dafür mehrere von Bregenz. Am 19. September 1582 wendet er sich an seinen Schwager⁵¹, mit der Bitte, er möge einen braven

⁴⁷ Herliberg und Pappus an Hannibal 2. Jänner 1579. Palast-Archiv Hohenems III. - Aus dem Bericht dieser Männer ist zu ersehen, daß Merkle, Vorarlberg, 2, 103, irrt, wenn er behauptet, Graf Kaspar hätte auf dem Kriegszuge seines Vaters 1578 bereits ein Fähnlein Knechte geführt. Schon Bergmann in Denkschriften 11, 25 steht dieser Angabe skeptisch gegenüber.

⁴⁸ Marx Sittikus an Hannibal 27. Jänner 1579. Palast-Archiv Hohenems III. Vgl. hierzu meinen Aufsatz in der Vierteljahrsschrift von 1921.

⁴⁹ Wymann im Geschichtsfreund 53, 35.

⁵⁰ 30. Vorarlberger Museumsbericht, 51.

⁵¹ Hannibal an Borromeo 19. Sept. 1582. Vgl. Wymann im Geschichtsfreund 53, 25. - Der dort genannte Kandidat Schmid muß nach dieser Angabe der Sohn des Hauptmanns Valentin Schmid aus Bregenz sein. Vgl. Wymann im Geschichtsfreund 54, 122, und Bergmann in Denkschriften 11, 27.

Knaben, dessen Vater sich als sein Hauptmann vor Maastricht ausgezeichnet hätte und dort gefallen sei, unter die Zahl der Zöglinge aufnehmen.

Am 22. Juli 1579 erfolgt auch die Aufnahme eines Sohnes des Doktor Abram von Lindau, für den sich Graf Hannibal bereits früher bei Karl verwendet hatte, da dessen Vater sich um seine Söhne und die verstorbene Gräfin sehr verdient gemacht habe.⁵²

Auch noch andere Söhne des Landes waren wiederholt durch Empfehlungsschreiben Hannibals in das Collegium zu Mailand aufgenommen worden.

Im Jahre 1582, als Karl Borromeo das Bistum Chur visitierte und dabei weit in das Bündnerland heraufkam, war die Meinung verbreitet, der Kardinal werde neuerdings nach Hohenems kommen, um dort die vom Grafen neuerbaute Kirche persönlich einzuweihen.⁵³ Wir wissen aber nicht, ob der Graf damals einen Besuch Karls erwartete oder nicht.

Das gute Einvernehmen zwischen Hannibal und dem Kardinal scheint bis zu dessen Tod andauert zu haben, und ein merkwürdiger Zufall wollte es, daß der Graf gerade in Mailand zugegen war, als sein Schwager im Alter von erst 46 Jahren verschied. Hannibal befand sich nämlich mit seinem ältesten Sohn Kaspar eben auf dem Weg nach Spanien. Die Ärzte in Mailand hatten ihre Hoffnung auf die Rettung Karls bereits aufgegeben, daher verweilte der Graf am Todbett seines Schwagers und ergriffen empfingen Vater und Sohn von dem Kardinal den letzten Segen. In Gegenwart des Grafen Hannibal hauchte Karl am 3. November 1584 seinen Geist aus.⁵⁴

Ein Gemälde in der Karlskapelle zu Hohenems hält jenen denkwürdigen Augenblick fest. Karl Borromeo war bereits im Jahre 1610 unter die Zahl der Heiligen aufgenommen worden. Sein Neffe Kaspar hatte daher die seltene Gelegenheit, seinem Oheim, den er selbst noch gekannt und gesprochen hatte, nach wenigen Jahrzehnten als einem Heiligen Kapellen zu errichten, für die der Graf von Karls Neffen, dem Erzbischof Federigo Borromeo von Mailand verschiedene Reliquien seines heiligen Oheims erwarb.⁵⁵

⁵² Wymann 53, S. 72.

⁵³ Wymann 54, S. 27. - Der Neubau der Kirche zu Hohenems wurde vom Grafen 1578 in Angriff genommen.

⁵⁴ Vgl. Merkle, Vorarlberg 2, 109 f. Bergmann 11, 28. Ferner Achille Ratti: Carlo Borromeo etc.

⁵⁵ Rapp L., Topographisch-historische Beschreibung des Generalvikariates Vorarlberg 4 (Brixen 1902), 369 f.; ferner Palast-Archiv Hohenems III.

Der heilige Karl Borromäus und die Familie Hohenems

*Gedenkschrift zur Eröffnung der Straße Hohenems–Diepoldsau,
26. Oktober 1930*

Unter den Gestalten der Geschichte, die sich um die katholische Lehre besondere Verdienste erworben haben, steht der große Kardinal und Bischof von Mailand in der vordersten Reihe. Seine Kirche hat daher nicht unterlassen, den verdienten Sohn mit ihrer höchsten Ehrung auszuzeichnen, indem sie ihn, die Seele der Gegenreformation, schon wenige Jahrzehnte nach seinem Tod unter die Zahl ihrer Heiligen aufnahm.

1930

Schon tausendmal wurde sein Leben von dankbaren Verehrern des heiligen Karl mit Liebe und Wärme auf strahlenden Goldgrund gemalt und er als ein Held der Nächstenliebe und des Glaubenseifers gefeiert. Als 1910 in Italien das dreihundertjährige Gedächtnis der Heiligsprechung begangen wurde, ist dort abermals eine Lebensgeschichte des gefeierten Mannes erschienen, an welcher auch der gegenwärtige Papst mitgearbeitet hat. Und gelegentlich seiner Vorstudien über den heiligen Karl hat Pius XI. auch unsere Heimat besucht, zu der Karl Borromäus so enge Beziehungen hatte.

Trotz aller Unterwürfigkeit gegenüber dem Heiligen Vater hat Kardinal Karl als Herz des Tridentinums¹ die Kirche in jenem Jahrhundert geleitet und ihr das Gepräge seines Geistes gegeben. Er war eine unersetzliche Stütze des Oberhauptes der Kirche und an der Spitze des päpstlichen Geheimsekretariates unermüdlich beschäftigt.

Durch Strenge gegen sich selbst und durch sittenreinen Wandel machte Karl Eindruck auf Freund und Feind und zur Zeit der Pest plünderte er seine Wohnung zum Wohle der Armen, die seine Lieblinge waren. Nach dem Tode des Bruders war Karl der einzige Erbe des großen Reichums, den er an seines Vaters Bruder übergehen ließ, von dem die heutigen Borromei stammen.

Der heilige Karl war 1538 auf den herrlichen Borromeischen Inseln als Sohn des Grafen von Arona geboren, und als sein Oheim Pius IV. den päpstlichen Thron bestieg, wurde Borromäus, wiewohl er erst 21 Jahre alt war, mit dem Purpur des Kardinals geschmückt, und als man den Vorwurf allzu großer Jugend erhoben habe, soll sein Oheim schlagfertig entgegnet haben, wenn das der einzige Fehler des Neffen wäre, sei es nicht gar so schlimm, denn dieser werde mit jedem Tag kleiner.

¹ Tridentinum: Konzil von Trient 1545–1563. (*Anm. d. Hrsg.*)

Pius hat in der Tat seine Liebe einem würdigen Nepoten² geschenkt. Aber die herzliche Zuneigung des Papstonskels zu den Borromei hatte die hohenemischen Neffen anfangs recht eifersüchtig gemacht, obwohl auch sie vom Papst nicht wenig ausgezeichnet wurden. Fürstliche Verbindungen waren auch für die deutschen Verwandten in Aussicht genommen und mit einträglichen Bistümern, Ehren und Ämtern stattete sie Pius IV. von allem Anfange aus, wie nur ein Papst konnte.

Daß aber die Borromei noch eine Stufe höher in der Gunst ihres Oheims standen, war ganz natürlich. Von Jugend auf bestand zwischen ihm und ihnen die engste Verbindung und diese gebildeten Neffen zeigten auch die bessere Verwendbarkeit für den Papst, während die Söhne der Klara im Norden der Alpen ja für das rauhe Kriegshandwerk erzogen worden waren.

In seinem Neid gegen jene glücklichen Nepoten, die noch eine Stufe höher in der Liebe des Papstoheims standen, ergreift Gabriel von Ems mit sichtlicher Genugtuung die Gelegenheit, um seinen Brüdern nach Madrid den jähen Tod ihres Rivalen Federigo Borromeo zu melden, wie dieser ohne Empfang der Sakramente plötzlich nach kurzer Krankheit und ganz unvernünftig verschieden sei. Es heiße nun, daß der Papst die Geschenke des spanischen Königs an den Kardinal Karl übergehen lasse. Hannibal möge darauf bedacht sein, daß auch sie dabei nicht vergessen würden.

Daß Graf Hannibal auch ohne die Aufforderung bereits früher in diesem Sinne tätig war und die Gunstbezeugungen gegenüber den Borromei zu hindern suchte, geht aus einem Schreiben des Papstes hervor, das dieser 1561 an den Grafen nach Spanien richtet, worin er den Grafen vor dergleichen Umtrieben warnt. Aber gerade Karl Borromäus war es, der ihn wieder mit dem Papste versöhnte und 1563 berichtet Karl an den Vetter, er habe sich alle Mühe gemacht, dem Oheim vor Augen zu stellen, in welcher unangenehmer Lage sich der Graf befinde, doch sei seine Arbeit bisher vergeblich gewesen.

Auch der Kardinal von Como hatte in ähnlichem Sinne berichtet und bemerkt, daß Karl schon unzählige Male beim Heiligen Vater Fürsprache für ihn eingelegt habe. Immerhin hätte Pius noch nicht vergessen, daß er sein Neffe sei und die Zukunft werde schon eine Besserung bringen. In der Tat kann er bald schon berichten, daß es den Anstrengungen Karls gelungen sei, den Papst umzustimmen, und man könne begründete Hoffnung haben, er werde die veränderte Stimmung bald durch neue Gunstbeweise bekunden. Auch Kardinal Karl gibt bald Nachricht darüber, daß

² Nepotismus (von lateinisch »nepos«, Neffe): Bevorzugung der eigenen Verwandten, Vetternwirtschaft, besonders bei Fürsten und Päpsten. (*Anm. d. Hrsg.*)

sich das Verhalten des Papstes gebessert habe und Hannibal bald in Rom wieder gnädige Aufnahme finde.

Während der Regierung ihres Oheims, des Papstes Pius IV., war das gegenseitige Verhältnis zwischen den beiden Papstnepoten Jakob Hannibal von Hohenems und Karl Borromäus immer herzlicher geworden. Dauernd gefestigt hatte es sich ganz besonders durch die Verbindung des Grafen mit der Schwester des Kardinals und noch lange war in Hohenems das Borromäuskästchen, das Karl seiner Schwester bei deren Vermählung zum Brautgeschenke gemacht haben soll.

Als Jakob Hannibal gegen Ende des Jahres 1566 den Dienst des Papstes verließ und sich mit seiner Gemahlin nach Deutschland aufmachte, verweilte er unterwegs noch einige Tage bei seinem Schwager in Mailand. Und kaum ist der Hohenemser in seiner Heimat angekommen, läßt er dem Bischof die glückliche Ankunft seiner Gemahlin melden. Auch benützt Karl jeden Anlaß, um seinen fernen Verwandten wenigstens einige Grüße zu senden.

Infolge des Darlehens, das Graf Hannibal bereits 1566 an den Erzherzog Ferdinand von Tirol gemacht hatte, nahm er Gelegenheit, einen dem Kardinal geliehenen Betrag einzuziehen. Das war aber für Karl sehr unangenehm, da er das Geld nicht gleich zur Verfügung hatte. Er mußte daher den Grafen auf seine Pension vertrösten, die um Johanni fällig sein sollte. Karls Hoffnung ging aber nicht so rasch in Erfüllung und im September teilte er dem Grafen mit, daß er seine Forderung in Spanien noch nicht durchsetzen konnte und daher der wohl früher geäußerte Wunsch Hannibals, sich für die Flüssigmachung eines Guthabens in jenem Lande einzusetzen, durch ihn nicht sehr gefördert zu werden vermöchte. Am 22. Oktober kommt Karl endlich in die Lage, wenigstens 4000 Scudi an seinen Schwager abzusenden. Daraufhin erklärt Hannibal, daß er mit dem Restbetrag seines Guthabens warten wolle. Der Graf sah sich aber genötigt, als es ihm nicht gelang, seine Forderungen bei der spanischen Kammer durchzusetzen, den Betrag von 4020 Scudi dennoch von dem Kardinal zu fordern. Jedoch Karl, der durch Zahlung dieser Schuld großen Nachteil erlitten hätte, bittet seinen Schwager, wenigstens bis zum Weihnachtstermin zu warten.

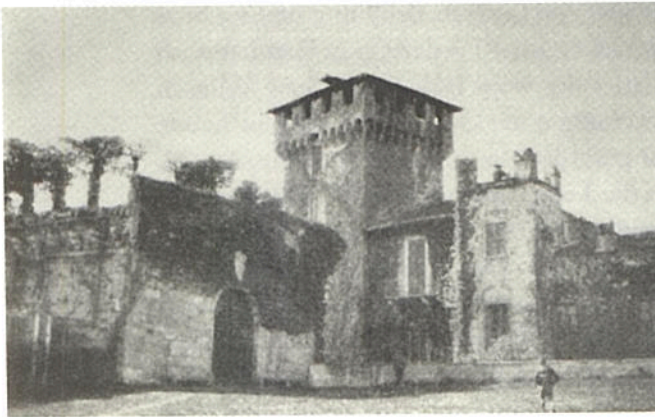
Hannibal erfüllte den Wunsch Karls, war er ja doch auch ohne jene Summe schließlich in der Lage, dem Erzherzog die 100.000 Gulden vorzustrecken, wofür er von diesem die vorarlbergischen Vogteien als Pfand erhielt. In der Freude über die erhaltenen Herrschaften beeilte sich der Graf, die Nachricht von dem vielversprechenden Geschäft auch seinem Schwager zukommen zu lassen, der ja am Wohl und Wehe seines Hauses allzeit so lebhaften Anteil genommen hatte. Das war auch diesmal der Fall

und schon anfangs des Jahres 1568 drückt der Kardinal seine Befriedigung über den Erwerb der ansehnlichen Herrschaften mit so gut katholischen Untertanen aus. Gleichzeitig gibt Karl seiner Freude über den Zuwachs eines Töchterleins zur Familie des Grafen Ausdruck.

Es war ein alter Wunsch der Familie Hohenems, daß ihr Verwandter Karl sie einmal auf ihrem Stammschloß besuche. Berufsgeschäfte, denen sich der Kardinal bekanntlich mit großem Eifer widmete, scheinen die Erfüllung des Wunsches immer wieder hinausgeschoben zu haben. Schon als Karl im November 1567 den schweizerischen Anteil seines Bistums besuchte, trug er sich mit dem Plane, nach Hohenems zu reisen. Da er erfuhr, daß sein bischöflicher Vetter Marx Sittich nach Mailand käme, kehrte er zurück und versprach, dafür ein anderes Mal nach Ems zu kommen.

Drei Jahre später fand der vielbeschäftigte Mann endlich Zeit zur weiten Reise über die Alpen und dies kam also: In seinem kirchlichen Eifer betrieb der Bischof von Mailand die Reform des durch Reichtum zuchtlos gewordenen Humiliatenordens, weshalb etliche verkommene Mönche den verwegenen Farina gewannen, der am 26. Oktober 1569 den Kardinal in seiner Kapelle durch einen Pistolenschuß ermorden wollte. Vergebens bat Karl um Gnade für die vier Priester. Die Regierung aber war nicht gesonnen, dem Wunsche des Heiligen Rechnung zu tragen, und am 28. Juli 1570 wurde das Urteil vollstreckt.

Gallarate



Karl Borromäus konnte es nun nicht über sich bringen, unterdessen in Mailand zu bleiben und beschloß, die Gelegenheit zu einem Besuche seiner Verwandten jenseits der Alpen zu benützen und die katholischen Schweizer Kantone zu besichtigen. Bis heute ist dort die Erinnerung an Karl lebendig und zahlreiche Altäre, Kirchen

und Glocken haben seinen unsterblichen Namen erhalten.

Zunächst begab sich der Bischof nach den drei schweizerischen Vogteien, zog von dort über den Gotthard und traf am 20. August in Altdorf ein, von wo er den Weg über Stans nach Sachseln einschlug. Sein Aufenthalt in Luzern ist durch einen Brief für den 23. August bezeugt. Durch seine strenge, prunklose Haltung machte Karl überall Eindruck.

Die Reisegesellschaft des Heiligen bestand aus einem Dutzend Personen. Darunter befand sich auch der spätere Nuntius Bonhomini, sowie

der erfahrene Luigi Moneta, der ständige Begleiter und engste Vertraute des Kardinals. Als Dolmetsch begleitete ihn sein Kammerdiener Fornero, ein Schweizer, der schon in früher Jugend als Page in Karls Haus gekommen war.

In Lichtensteig übernachtete der Kardinal und wiewohl er sich jede feierliche Begrüßung verboten, hatte sich hier zur Messe eine große Menschenmenge versammelt, die sich bemühte, von ihm mit Andachtsgegenständen beschenkt zu werden. Am 26. August brach Karl in Lichtensteig auf und kam wohl über Flawil und Gossau nach St. Gallen, wo er vom Abt Otmar feierlich abgeholt wurde. Schon früh hat die Klosterüberlieferung behauptet, Borromäus habe sich geweigert, die reformierte Stadt zu betreten und es sei deswegen das noch bestehende Karlstor geöffnet worden.

Der Abt geleitete den Kardinal sodann bis nach Rorschach, wo er wohl in dem zu St. Gallen gehörigen Kloster Marienberg übernachtete, weniger wahrscheinlich in Mehrerau. Endlich erreichte er das Ziel seiner Reise, wo nun in den letzten Augusttagen des Jahres 1570 eine berühmte Familie auf dem Stammschlosse der Hohenemser versammelt war. Gräfin Hortensia, die kurz vorher ihr jüngstes Kind verloren hatte, empfand es als besonderen Trost, ihren teuren Bruder bei sich zu haben.

Bis auf den heutigen Tag ist in Hohenems die Erinnerung an jenes Ereignis nicht ganz aus dem Gedächtnis des Volkes entschwunden. Alte Leute glaubten im Palaste noch das Bett gesehen zu haben, in dem der Heilige geschlafen. In der Pfarrkirche wird das Birett, dessen sich der Kardinal bedient hatte, aufbewahrt und am Karlstage, wenn die Gemeinde das Fest ihres Kirchenpatrons mit Böllerknall und Glockenklang feierlich begeht, erteilt der Priester dem Volke damit den Segen.

Eines der Gemälde in der schon 1617 erbauten Karlskapelle hält den Augenblick fest, in dem der Heilige die Gemeinde betrat.

Allzusehnell vergingen den Verwandten die Tage, an denen der liebe Bruder und treubesorgte Schwager und Oheim in ihrer Mitte weilte, denn Karl, ein Mann der rastlosen Arbeit, gönnte sich keine Zeit zu längerer Erholung und schon nach kurzem Aufenthalt betrat er den Heimweg. Wohl hatte der Kardinal dem Abt von St. Gallen versprochen, bei der Rückreise wieder an seiner Stadt vorbeizukommen, aber am 29. August schon hat er ihn von Hohenems aus benachrichtigt, er sähe sich genötigt, auf kürzerem Wege über Feldkirch nach Uri zu reisen. Später wurde im Illstädtchen dem heiligen Karl »als des ganzen Landes gewesenen Liebhaber und Guttäter, auch Patron« ein Lobamt gesungen.

In einem Brief an seinen Vetter Marx Sittich von Ems äußert sich Karl voll Lob über die Andacht, die er am Wallfahrtsort Maria Einsiedeln gekostet habe und mit Ausnahme des Hauses von Loreto habe er nie einen

andächtigeren Ort gesehen. In Schwyz wurde der Heilige mit Kreuz und Fahne empfangen und am 1. September war er wieder in Altdorf. Am 13. September schreibt Karl von Chiaravalle aus einen Brief über den Aufenthalt zu Hohenems an seine Schwester.

Von Ems aus aber, wo man die allzubald erfolgte Abreise des Kardinals bedauerte, richtete Hortensia ein Schreiben an ihn, worin sie ihren Gefühlen offen Ausdruck verlieh und auch weiterhin blieb der schriftliche Verkehr zwischen Kardinal Karl und den Verwandten zu Hohenems lebhaft und die in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand liegenden Briefe der Emser beweisen, wie Hortensia und der Hofkaplan zu Hohenems über jede Unpäßlichkeit der Kinder Hortensias nach Mailand berichten. Aber auch Graf Hannibal meldet Vorgänge auf dem niederländischen Kriegsschauplatz.

1572 hatte sich Karl trotz seines Brustleidens zur Wahl Gregor XIII. nach Rom begeben, wo er auf Wunsch des neuen Papstes länger verblieb. Von hier aus setzte sich der Kardinal mit seinen Emser Verwandten in Verbindung, da sich die Signori del Verme wegen der Heirat ihrer Tochter in Geldverlegenheit befinden. Karl hatte ihr und deren Schwester, die sich bei ihrer Base in Ems befindet, ein Heiratsgut geschenkt, das teilweise in Renten bestand. Da nun Veronikas Bräutigam dem Bargeld den Vorzug gab, sollte Julia den nicht unvorteilhaften Tausch um die Rente machen.

Im September dieses Jahres meldet Karl seinem Schwager, Graf Pietro del Verme werde nach Hohenems kommen, um seine Schwester Julia zu holen. Hannibal möge im Hinblick auf die guten Dienste, die jene der Gräfin erwiesen, nicht vergessen, seine Zufriedenheit zu bezeigen, und sie hofften alle, daß er ihr zur Heirat behilflich sein werde, da er sowohl die Tüchtigkeit Julias als auch deren ärmliche Verhältnisse gut genug kenne.

Karl sah sich genötigt, seine Bitte neuerlich vorzubringen. Da sich der Gemahl gerade in Flandern befindet, meldet ihm Hortensia dorthin, sie habe ihrem Bruder mitgeteilt, daß sie seinen Wunsch zu ihrem Bedauern nicht erfüllen könne. Hannibal möge aber auch selbst an Karl schreiben, damit dieser nicht etwa meine, sie hätte den Brief gar nicht an ihren Gatten gesendet.

Wir sehen, wie Karl Borromäus die verschiedenen Angelegenheiten seiner Familie nie aus den Augen verliert und trotz der vielen Arbeiten, die ihm sein kirchlicher Eifer auferlegt, denkt er sogar zur Zeit der Provinzialsynode an seine fernen Verwandten und sendet den Pater Hieronymus Santagostino nach Ems, um zur Geburt eines Stammhalters Glück zu wünschen.

Von der auf mehrmonatige Abwesenheit Karls erfolgten Rückkehr des Erzbischofs nach Mailand im Jahre 1572 berichtet Thomaso d'Ada an

Hannibal. Zum Empfange des Kardinals sei der neue Gouvernator ihm entgegengezogen und mehr denn tausend Kinder hätten den heimgekehrten Bischof bis zu den Toren des Palastes geleitet, indem sie ihn mit ihren Stimmen begeistert begrüßten. Alle Leute, die dies gehört hätten, seien davon mächtig gerührt worden.

Die Liebe und Sorgsamkeit des heiligen Karl gegenüber dem Schwager zeigte sich im hellsten Lichte, als der Graf am 5. Mai 1574 bei Elsaß-Zabern überfallen und verwundet wurde. Sobald die Kunde hievon nach Mailand gekommen, sandte der Kardinal sofort einen Grafen nach Hohenems ab, um dort Näheres zu erfahren und nötigenfalls auch zu Hannibal zu reisen.

Hortensia ist jedoch in der angenehmen Lage, die Besorgnisse zu zerstreuen, da der Graf bereits wieder so weit hergestellt ist, daß er nach dem Musterungsplatze weiterreisen konnte. Die Gräfin legt das Schreiben ihres Bruders einem Brief an ihren Gemahl bei und hebt darin Karls liebende Teilnahme hervor. 1574 hat Karl seiner Schwester geschrieben, daß in den Klöstern Mailands für die kriegerischen Unternehmungen ihres Gemahls gebetet würde und er selbst gedenke auf solche Weise des Grafen.

Um Weihnachten 1578 wurde unsere Familie von einem schweren Unglück betroffen, indem Gräfin Hortensia an den Blattern starb. Auch die Kinder waren alle daran erkrankt, befanden sich jedoch wieder auf Besserung, als Jakob Hannibal in den Niederlanden die Trauerkunde erhielt.

Früher schon als der Gemahl scheint Karl den Tod Hortensias erfahren zu haben. Bereits am 23. Jänner gibt er nämlich die Nachricht von dem schmerzlichen Verlust seiner Schwester an den Kardinal Hohenems weiter, der ebenfalls tief erschüttert ist über den Tod der Gräfin, die nach seiner Überzeugung das versöhnende Band zwischen den Hohenems und den Borromei geworden ist. Vierzehn glückliche Jahre hatte Graf Hannibal mit Hortensia Borromeo zusammengelebt und fünf Kinder, unter denen Graf Kaspar und Markus Sittikus IV., der spätere Erzbischof von Salzburg, die ältesten sind, waren diesem Bunde entsprossen.

Kardinal Karl übertrug nun die Liebe zu seiner Schwester auf deren Kinder, und die Beziehungen zur Familie Hohenems sind mit dem Tode Hortensias keineswegs erloschen.

Nachdem es Karl durch Unterstützung seines Veters, des Bischofs Marx Sittich von Konstanz, gelungen war, in Mailand das Collegium Helveticum zur Heranbildung junger Kleriker für die Schweiz zu errichten, gewährte Karl dem Bischof das Recht, für die Zeit seines Lebens 24 Zöglinge in dieses Institut selbst vorzuschlagen. Darunter sollten sich auch zwei aus Bregenz und vier aus Hohenems befinden dürfen. Verschiedene

Söhne des Landes waren wiederholt durch Empfehlungsschreiben Hannibals in das Collegium zu Mailand aufgenommen worden.

Im Jahre 1582, als Karl Borromäus das Bistum Chur besichtigte und dabei weit in das Bündnerland heraufkam, war die Meinung verbreitet, der Kardinal werde neuerdings nach Hohenems kommen, um dort die vom Grafen neuerbaute Kirche persönlich einzuweihen.

Das gute Einvernehmen zwischen Hannibal und dem Kardinal dauerte bis zu dessen Tod und ein Zufall wollte es, daß der Graf gerade in Mailand zugegen war, als sein Schwager im Alter von erst 46 Jahren verschied. Hannibal befand sich nämlich mit seinem ältesten Sohne eben auf dem Wege nach Spanien. Die Ärzte in Mailand hatten ihre Hoffnung auf die Rettung Karls aufgegeben, daher verweilte der Graf am Todtbette seines Schwagers und ergriffen empfangen Vater und Sohn von dem Kardinal den letzten Segen. In den Armen des Grafen Hannibal hauchte Karl am 3. November 1584 seinen edlen Geist aus.

Ein Gemälde in der Karlskapelle zu Hohenems hält jenen denkwürdigen Augenblick fest. Karl Borromäus war bereits im Jahre 1610 unter die Zahl der Heiligen aufgenommen worden. Sein Neffe Kaspar hatte daher die seltene Gelegenheit, seinem Oheim, den er selbst noch gekannt und gesprochen, nach wenigen Jahrzehnten als einem Heiligen Kapellen zu errichten, für die der Graf von Karls Neffen, dem Erzbischof Federigo Borromeo von Mailand, verschiedene Reliquien seines heiligen Oheims erwarb.

Ein Verzeichnis der Kleinodien des Grafen Kaspar von 1626 weist ein Agnus Dei auf, »*das der heilige Karl 14 Jahre getragen und dem Grafen Hannibal, als er 1570 in die Niederlande ziehen wollte, verehrte mit dem Geding, sollichts auf Reisen und Kriegeszügen zu tragen, wann er aber einheimisch in die Kirche zu tun, wie es derzeit im Altar auf Schloß Hohenems ist.*«

So erinnert in unserer Heimat mancherlei an den außerordentlichen Geistesmann aus der beginnenden Neuzeit. Auch ein Deckengemälde in der Pfarrkirche führt uns den Heiligen in Verbindung mit seinen Emser Verwandten vor Augen und noch steht mitten im Markt die Karlskapelle, die der Schwwestersohn des Karl Borromäus aus Dankbarkeit gegen diesen erbaute, »*von dem er in seinem Leben so viel Wohltaten empfing und noch mehr nach seinem Ende erhoffte*«.

Ein Streiter gegen französische Sprache und Sitte im alten Vorarlberg

Heimat, 6. Jg., 1925, Heft 1 und 2, Jänner und Februar

Die unheilvolle Zeit des Dreißigjährigen Krieges hatte den Wohlstand des deutschen Volkes völlig zerstört und sein Selbstgefühl in jeder Hinsicht gebrochen. Deutschlands Zivilisation blieb um ein Jahrhundert zurück und der überragende Einfluß Frankreichs machte sich auf allen Gebieten geltend. Die einfache heimische Sitte verschwand und überall drang das leichte französische Wesen ein. Immer mehr wurde auch die deutsche Sprache aus den Kreisen des Adels und der Beamten verdrängt; der Gebildete wollte französisch sprechen. Immer mehr öffte man fremde Manieren nach und suchte sich nach französischem Vorbild zu kleiden. 1925

Des Reiches Ohnmacht aber benutzte der westliche Nachbar, sich deutsche Städte und Landschaften zu unterwerfen. Um seinen Zweck leichter zu erreichen, scheute der »allerchristlichste« König nicht vor dem Bund mit dem Erbfeind der Christen zurück. Während die deutschen Fürsten um Rang und Titel sich stritten, fiel Ludwig XIV. mitten im Frieden über das herrliche Straßburg her, wo ihn der Bischof feierlich aufnahm.

»Darüber sperrte fast jedermann in ganz Europa Maul und Nasen weit auf«, sagt der Chronist. Und der Einfall der Franzosen nach Schwaben machte auch am Bodensee bange Sorgen. Bet- und Fasttage wurden deswegen gehalten. Aber als die Feinde schließlich schon Biberach in Besitz nahmen, flüchtete das Landvolk um Lindau hinein in die Stadt. Und daß auch Bregenz nicht ruhig blieb, sollen die folgenden Zeilen beweisen.¹

Auf dem dritten Raubzug ließ der »Sonnenkönig« im Herbst 1688 mit seinen Heeren den deutschen Boden schon überfluten, ehe die Kriegserklärung bekannt war. Und bevor der Kaiser das Heer gesammelt, drangen die Franzosen nach Franken und nach Schwaben und verheerten die blühenden Städte am Rhein in schändlichster Weise. Worms, Speyer, Mannheim und Heidelberg wurden verbrannt und das ganze Land bis an die französische Grenze zur Wüste gemacht.

In jenen Tagen wirkte zu Bregenz Pfarrer Donat Rignolt von Proßwalden, der einer Feldkircher Patrizierfamilie entstammte und 1670 nach dem langen Streite zwischen der Stadt und der Mehrerau als erster Welt-

¹ Vgl. hiezu Rapp, Topographisch-historische Beschreibung des Generalvikariates Vorarlberg. (Anm. d. Hrsg.)

priester dem Klostergeistlichen P. Franz Ransperg² gefolgt war. Am Abende seines Lebens wurde der 60jährige Mann noch in eine verdrießliche Untersuchung gezogen, die wohl seinen Tod beschleunigt haben mochte.

Der Pfarrer war gewohnt, daß er, so er gegen das Laster predigte, »die Bregenzer sonderheitlich benambset, was ihnen freilich sehr schimpflich vorkam, besonders, wenn vornehme Fremde oder Vertreter der Regierung von Innsbruck anwesend waren«, was sie beim gemeinen Manne verächtlich machen mußte und man meinte, es wäre hinreichend gewesen, wenn der Pfarrer im allgemeinen gegen die Laster geeifert hätte.

Schon wiederholt hatte Pfarrer Rignolt im Spätherbst 1688 in seinen Predigten den König von Frankreich geschmäht und dessen Kriegshandlungen eine Tyrannei gescholten, dabei aber auch die Kurfürsten und Stände, besonders jene des schwäbischen Kreises, beschimpft und behauptet, die Infeln³, Szepter und Prälatenstäbe hätten den Liliengeruch schon ziemlich an sich gezogen und darauf »Pfui der Schande« gerufen. Besonders aber hatte er durch diese Schmähungen die Herren von Bregenz bloßgestellt, daß sie nirgends Anstalt zur Gegenwehr träfen; daß man die Handvoll Franzosen nicht aus dem Lande schlagen könne, sei die Ursach, weil man in Regensburg und an anderen Orten nicht zusammensehe. Er habe dann wider die französischen Modekleider gesprochen und gesagt, es wäre zu wünschen, daß man mit den französischen Perücken auch die Zuneigung an den Nagel würde henken; es wären mithin die Herren zu Bregenz verdächtigt worden, französisch gesinnt zu sein.

Anfang 1689 wollte der Pfarrer eigentlich vom Frieden reden; was dieser Gutes sei und was für Übel Uneinigkeit bringe; das sähe man wie in einem Spiegel an dem benachbarten schwäbischen Kreise, wo die Obrigkeiten die Untertanen im Stiche ließen. Daher müßten sie jetzt dort so harte Brandschatzung zahlen. Weil sie dagegen nicht Stellung genommen, hätten die Kurfürsten des Reiches und allen voran des schwäbischen Kreises Fürsten, Prälaten, Grafen und Stände sich einen Schandfleck angehängt, den weder der Rhein noch die Donau ihnen abwaschen werde.

Nachdem er diese durch die Hechel gezogen, wandte er sich von den Herren ab, und zum Volke gewendet, sagte er dann, daß dies Unheil auch nach Bregenz kommen werde, da man hier schon die französische Sprache rede und französische Kleider trage und es sei auch hier keine Eintracht. Auch in Bregenz sei man mehr französisch als kaiserlich gesinnt, es gebe auch hier einige Herren, die es mit den Franzosen hielten und mit ihnen korrespondierten. Die Vertreter der Stände säßen wohl etliche Tage

² Franziskus Ransperg, Benediktinerpater, verfaßte die Chronik der Stadt Bregenz und des Klosters Mehrerau zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. (Anm. d. Hrsg.)

³ Bezeichnung der Mitra mit herabhängenden Bändern. (Anm. d. Hrsg.)

in Wirtshäusern beisammen, täten nichts als essen und trinken und gingen sie auseinander, wußte keiner mehr, was man verhandelt habe.

Er habe von fremden Leuten gehört, daß die Herren zu Bregenz ebenfalls schon ein Abkommen wegen der Brandschatzung mit den Franzosen getroffen hätten. Und es heiße auch, demnächst würde man Steuern ausschreiben. Sei dies aber wahr, dann würden es die Bürger und Bauern schon bald inne werden, denn man würde schon sie die Zeche bezahlen lassen, man werde Steuern und Abgaben auferlegen, wobei die reichen Herren selbst allerdings frei und leer ausgingen, die Armen aber könnten dann wacker bezahlen.

Diese Worte lösten unter dem Volke keine geringe Unruhe aus; schon während der Predigt war ein Gemurmeln entstanden; so sagte z. B. ein Bauer einem Bürger ins Ohr: »Wenn dem also wäre, sollten wir zuvor unsere Schelmen erschlagen.« Nach der Kirche wurden wunderliche Reden geführt; einige meinten, sie wollten weder Zug noch Wacht mehr versehen und andere äußerten sich dahin, wenn man so mit ihnen umgehe und wirklich mit den Franzosen sich versehen sollte, würden sie erstlich die Obrigkeiten totschiessen und hernach pro patria bis auf den letzten Blutstropfen kämpfen. Einige wurden wegen ihrer gefährlichen Reden eingesperrt und bestraft.

Über die Auslassungen des Pfarrers Rignolt waren die Bregenzer Herren höchlich erbittert und schon ein paar Tage darauf schrieben die landesfürstlichen und städtischen Vorgesetzten der Stadt an den Bischof von Konstanz, ihr Pfarrer habe den 9. Jänner in einer Predigt *»solcher gestalten exorbitiert, daß bald unter der Burger und Paurschaft ein Tumult und Aufstand gegen ihrer Obrigkeiten entstanden, und wür sambtlich bei denselben nit allein ganz calumniose suspectiert, sonder auch Fürsten und Stände des löblichen Schwäbischen Kraises höchst schimpflich und zum Teil wider Wahrheitsgrund an ihrer hohen Reputation und Ehr wegen der gegen der Kron Frankreich abgelegten Kontribution beschmitzt worden wären.*

Und weil nun sothane Predig beraits zerschiedene Ungemach nach sich gezogen, auch fern weiter große Gefährlichkeit causieren dörfte, indem die Untertanen hierauf den schuldigen Respect und Parition gegen der Obrigkeit zu difficultieren anheben, warbei wür unsere Ehr und Unschuld gegen dergleichen Difamation und scabiose Predig pflichtmessig zu erretten uns schuldig erkennen.

Als gelangt an E. Hochfürstl. Gnaden unser allerseits undertänig geborsambste Bitt, dieselbe geruehen möchten, nach dero gnedigsten Gefallen einen ohnparteiischen Commissarium ohnverweilt zue verordnen, welcher der Sache Umständ und mehrere Bewandtnus vorderist gründtlich erkundigen und wie der grobe Fähler zue corrigieren, ihne Pfarrer autoritative anhalten sollte, inmittelst aber zue Fürkomm und Verbüetung mehreren Unhails mehrbesagten

von Proßwaldt sonderlich von der Canzel suspendieren und ihme das Predigamt ernstlich interdizieren zue lassen.«

Auf die Anzeige hin beauftragte der Bischof nun den Dekan Gresser von Ravensburg mit der Untersuchung »der sehr hitzigen und weitausgehenden Anzüglichkeiten«, unverweilt einen Tag zu bestimmen, um die erbitterten Gemüter zu besänftigen und die ganze Angelegenheit in Güte beizulegen und den Pfarrer zu erinnern, daß er in seinen öffentlichen Predigten von der Politik, die nicht dorthin gehöre, Abstand nehme und in den Schranken seiner pfarrlichen Obliegenheiten verbleibe.

Am 11. und 12. Februar fand nun in der »Krone« zu Bregenz die Vernehmung von zwölf Zeugen statt. Ammann Klegglar von Veldegg fügte seiner Aussage hinzu, daß die Dinge um so weniger auf die Kanzel gehörten, weil das Land voll der französischen Spions wäre, wie man deren etliche gefänglich angehalten, die dergleichen Predigten der französischen Generalität hinterbringen und dann geschehen könnte, daß sie heranrückten, um sich wegen der Schmähungen zu rächen. Dann hätte das ganze Land dergleichen impertinente Predigten zu büßen gehabt.

Ein anderer Zeuge, der Handelsmann Weiß erzählt auch, wie später ein Bürger meinte, es müsse doch etwas an der Predigt gewesen sein, denn wie ließe sich sonst erklären, daß die französischen Abgesandten unvermerkt bei der ganz unbewachten Klausur hereinkommen könnten, da hingegen den Tag zuvor die Soldaten wegpraktiziert worden. Er ist froh, daß bessere Zeiten eingefallen seien, denn wenn die Franzosen näher gekommen wären, hätte unter den Untertanen leicht eine Empörung gegen die Obrigkeit ausbrechen können.

Auch der Edelmann Andreas von Pappus ist nicht im Zweifel, daß durch solche Predigten »unter dem rohen und leichtgläubigen Volk« sehr leicht Aufstände hervorgerufen werden könnten, besonders wenn in der Tat die Vermöglichen sich der allgemeinen Lasten entziehen. Die letzten Zeugen, Kaplan Lengst und Kooperator Menner, wollten ihren Vorgesetzten nicht ärger hineinreiten und während der erste sich darauf hinausredet, er habe unter der Predigt sein Brevier gebetet, bemerkt der andere, daß er seiner Berufsgeschäfte halber nur ganz selten einer Predigt ganz beiwohnen könne.

Am nächsten Tage wurde Pfarrer Rignolt selbst vorgerufen; dieser erklärte nun, er habe mit seinen Predigten keine feindselige Stimmung unter den Zuhörern hervorrufen wollen und nur die Absicht gehabt, unter den Obrigkeiten, von denen genügsam bekannt sei, daß sie nicht gehörig zusammenhalten, wahre Einigkeit zu erwecken.

Darum habe man ja die Franzosen von den Grenzen Schwabens nicht fernhalten können, weil eben die Stände nicht einig waren. Und damit

dieses Unheil wegen Zwietracht der Obrigkeit nicht auch der Stadt Bregenz begegne, habe er versucht, sie durch gewisse Ausfälle von einem üblen Unterfangen abzumahnern und zu einigen, um vereint einem Einfall der Franzosen tapfer widerstehen zu können. Der Kommissär möge nur nachfragen und er werde erfahren, daß man in ganz kleiner Postur⁴ gestanden, ja wann zwanzig Franzosen kommen wären, so hettens Bregenz hinweggenommen.

Da man ihn beschuldige, oft verleumderisch gegen die Herren Beamten und den Stadtrat von Bregenz gesprochen und denselben Stolz und Kleiderluxus, sowie an die Franzosen bezahlte Schatzungen vorgeworfen zu haben, so müsse er darauf entgegnen, daß er dies erst später getan habe und zwar nur bedingt und ohne die Absicht, sie beim Volk in Verdacht zu bringen und wenn es dennoch mißtrauisch worden, so sei dies gegen seine Absicht geschehen.

Er habe nur zeigen wollen, daß sie in ihren Kleidern, Haaren, Sitten und in der Sprache mehr Franzosen glichen als Deutschen. Vielhundert Prediger und andere hätten schon öffentlich und im Privaten darüber geklagt, daß der deutsche Geist verschwinde und nur deswegen, weil man fremde Länder besuche und die väterlichen Sitten abstreife. Der Oberst Kraus selbst habe ihn ersucht, gegen die Uneinigkeit und den französischen Kleiderluxus zu sprechen.

Damit der Untersuchende sehe, daß er die Wahrheit gesprochen, legte ihm Rignolt auch das Konzept seiner Predigt vor. Der Kommissär las es durch und bemerkte, er finde darin der Infeln keine Erwähnung getan. Der Pfarrer antwortete darauf, er pflege das Moralische in seinen Predigtentwürfen nicht anzumerken und erinnere sich nicht mehr an den genauen Wortlaut. Er sei ganz vom Eifer mitgerissen worden. Doch habe er unter den »Infeln« bloß den Abt von Weingarten gemeint, der eine Brandschatzungssumme bezahlte.

Er bitte aber um Verzeihung und bedauere, wenn er jemanden gegen seine Absicht beleidigt hätte. Er gestehe offen zu, daß er die Schranken der Predigt überschritten; er hab eben vermeint, »wann der Henker hinter ihm gestanden wäre, er hette sich nit mehr mäßigen können«.

Als der Dekan fragte: »Wenn nun in Folge dieser Predigt die Franzosen vor Bregenz gerückt wären?« entgegnete Rignolt, dies habe er nicht vorausgesehen und nicht beabsichtigt und solches seinem Volke auch nie gelehrt in allen neunzehn Jahren, die er in Bregenz als Pfarrer verlebt habe.

⁴ Postur: Herausfordernde Haltung, Aufstellung, Verteidigungsstellung. (Anm. d. Hrsg.)

Auf den Einwurf des Kommissärs, wie er denn sagen konnte, die Obrigkeiten werden schon die Zeche machen, damit sie frei durchgehen; der gemeine Mann aber müsse zahlen! stellte Rignolt die Gegenfrage, ob denn im ganzen Lande irgendwo Brauch sei, daß die obrigkeitlichen Personen etwas bezahlten, wenn dergleichen Lasten getragen werden müßten.

Am Schlusse ermahnte der Kommissär den Pfarrer, in Zukunft auf der Kanzel sich der Politik zu enthalten und nur das zu behandeln, was seinen Pfarrkindern zu wissen nötig und nützlich wäre.

Am 13. Februar erschienen im Kapuzinerkloster zu Bregenz Oberst Kraus, Oberamtmann Pappus, Landschreiber Jelin, die Stadtammänner Deuring und Rist sowie der Schulmeister Gleber. Der Kommissär gab sich die größte Mühe, den Pfarrer zu entschuldigen. Dieser wurde selbst vorgerufen und man einigte sich auf folgende Punkte: Rignolt erklärt, daß er nicht die Absicht gehabt, die Beamten, den Stadtrat und insbesondere den Oberst und Festungskommandanten beim Volke zu verdächtigen und er werde demnächst auf der Kanzel den Leuten sagen, daß man seine Worte falsch ausgelegt habe, als ob der eine oder andere französisch gesinnt sei, oder einen Verrat begangen, was ihm nie eingefallen sei zu behaupten; ebensowenig, daß die Franzosen von den Beamten jemals eine Kriegskontribution gefordert hätten. Desgleichen sei es ihm nie in den Sinn gekommen, die Untertanen gegen ihre Obrigkeiten aufzuhetzen, sondern er ermahne sie ernstlich, ihnen jederzeit Ehrfurcht und Gehorsam zu erweisen.

Der Widerruf strafte freilich jene Äußerung Lügen, der zufolge Rignolt behauptet habe, was er sage, sei wahr und er bleibe dabei und wenn man ihm wollte den Kopf abschlagen. Die ganze Geschichte trug freilich zu sehr das Gepräge des Zwanges, um die Gegner aus den höheren Ständen mit dem Pfarrer wirklich aussöhnen zu können und noch im Herbst des nämlichen Jahres schrieb sogar der Rignolt verwandte Freiherr von Halden einen erbitterten Brief gegen den Pfarrer an den Bischof von Konstanz, worin er ihn sogar eines unmoralischen Lebenswandels bezichtigt.

Gerade am Tage, nachdem Rignolt seinen Widerruf unterzeichnet hatte, wurde Frankreich zu Regensburg als Reichsfeind erklärt. Die Bedrohung des europäischen Gleichgewichtes durch Ludwig führte Spanien, England und Holland zu einem Bund mit dem Kaiser zusammen und im Jahre 1690, in dem der Pfarrer von Bregenz gestorben, kamen die Botschafter dieser Staaten nach Lindau, um über die Führung des Krieges gegen Frankreichs Gelüste zu beraten.

Aber erst nach sieben Jahren fand der dritte Raubkrieg des Königs von Frankreich den Abschluß. Auf dem Frieden von Rijswijk mußte Ludwig

XIV. die eroberten Länder bis auf das Elsaß herausgeben. Aber welsche Sitte und Art drangen weiterhin über den Rhein. Erst allmählich wuchs die Zahl jener Männer, die wie unser Bregenzer Pfarrer den Kampf gegen welsche Art so entschlossen aufnahmen und erst nach Deutschlands tiefster Erniedrigung zur Zeit Napoleons hat sich das deutsche Volk wieder zu berechtigtem nationalem Selbstbewußtsein erhoben.

Ein musikalisches Talent aus dem alten Vorarlberg

Holunder, 5. Jg. 1927

1927 Wie reich an Persönlichkeiten auf dem Gebiete der bildenden Künste unser Heimatland ist und wie groß auch die Zahl der Dichter und Schriftsteller sein mag, die es hervorgebracht hat, auf dem Gebiete der Tonkunst weist es sehr wenig bekannte Namen auf. Daher sei bei dieser Gelegenheit einmal eines Mannes gedacht, der unseren Landsleuten meist nur als Dichter bekannt ist, dessen Bedeutung aber gerade mehr auf musikalischem Gebiet liegt; wir meinen Johann Martin von Schnifis, einen der vornehmsten Liederdichter des 17. Jahrhunderts, welcher wie ein fahrender Sänger des Mittelalters als Dichter, Tonkünstler und Sänger auftrat und in seinen selbständigen, kernigen Melodien bisweilen den Volkston traf und dem man das Zeugnis gibt, daß er kein schlechter Tonsetzer war.

Es waren die düsteren Tage inmitten des Dreißigjährigen Krieges, als an den sonnigen Hängen des Walgaus zu Schnifis am 24. August des Jahres 1633 unser Knabe das Licht der Welt erblickte. Und noch hält das Taufbuch des idyllischen Dörfleins die Erinnerung fest, daß Pfarrer Vincentius das Kind der einfachen Eheleute Kaspar Martin und Maria Gohm bei der Taufe mit dem Namen Johannes bedachte, während sich der Dichter in späteren Jahren gewöhnlich Mirant genannt hat, indem er die Buchstaben seines Familiennamens umstellte.

In dieser stürmisch bewegten Zeit wuchs unser Knabe heran, Hunger und Seuchen schlugen das arme Volk und ab und zu drohten die schwedischen Scharen mit einem Einfall ins Land. Diese traurigen Zeiten haben gewiß auch Eindruck auf unseren talentierten Knaben gemacht und wohl nicht immer floß seine Jugend in sorglosem Schäferleben dahin, in welchem er sonst die stillen Freuden seines Hirtenlebens verbrachte und auf Leier und Flöte sein Talent zu künftiger Größe vorbereitete. Er selber erzählt, wie er als Hirtenknabe die Schönheit der Heimat besang und wenn die wilden Waldvögelein im grünenden Laubdach jubilierten, dann ergriff er auch seine Laute und sang um die Wette mit ihnen.

So vergingen ihm allzuschnell die Jahre sorgloser Kindheit und während der Lenz das Drusental, seine Heimat, wieder und wieder mit Blüten begrüßte, reifte Johannes zum stattlichen Jüngling heran und in seiner Brust kämpfte bald die Liebe zur Heimat mit dem Drange zu wandern. Eine seltsame Scheu erwachte in der Poetenseele des Hirten und gleich jung Parzi-

val lockte es ihn aus der Enge der Heimat hinaus in die Welt; und sah er seine gefiederten Freunde so leicht beschwingt des Äthers Wogen durchmessen, wie gerne wäre auch er ihrem Flug in blaue Ferne gefolgt.

Einst saß er des Abends träumend am Ufer der eilenden Ill in Gedanken den Weg der wandernden Wellen betrachtend, da erfaßte ihn mächtig die Lust nach der Ferne. *»Es war der Mirant seiner Drusenwiesen überdrüssig und begierig dem Laufe des Stromes zu folgen, fremde Länder zu sehn, und den Rheinstrom hinab zu wandern, um das Auge zu weiden an schönen Landschaften und grünen Hügeln, an Wasserfällen und Klöstern, an Brücken und Städten, Festungen und Türmen und vor allem zu seiner größten Ergötlichkeit Straßburg zu schauen, die berühmte Silberstadt.«*

In der Tat ergriff nun Johannes seine Laute, verließ die friedliche Herde und bald siegte die unverwüsthche Jugendlust über die Stimmung unseres Lautenschlägers; er fuhr hinaus in die Welt, indem er sang: *»So lebt denn wohl ihr Wiesen, ihr Wälder ringsumber, lebt wohl ihr Bergesriesen, ich seh euch nimmermehr und ob ich bitter weine, mich zieht's doch fort zum Rheine!«*

Von einem Hügel warf er den letzten Blick ins Tal seiner Jugend zurück; wie zur Trauer hing ein leichter Nebelflor über der Heimat und es war ihm, als rief sie in rührender Klage ihm nach: *»So zieh' Mirant, nur hin und lern' dein Unrecht doch erkennen. Es wird ein guter Unglückstern dir bald den Weg abrennen!«*

So verließ er, ein verlorener Sohn, einzig auf die gebrechliche Laute gestützt, das Vaterhaus zu abenteuerlicher Sängerfahrt in die Fremde, deren Felder noch von den Wehen des grausamen Krieges verödet lagen und statt der wogenden Saaten Dornen trugen und Disteln. Gleichwohl fand des Sängers Kunst der Menschen Gunst. Die schöne Gestalt, der melodische Klang seiner Stimme und das gewinnende Auftreten des Naturkindes erwarben ihm reichen Beifall und überaus schnell hat der geschickte Lautenspieler den befangenen Hirtenknaben bezwungen und zum gewandten Weltmann aufgeschwungen.

Auf seinen Reisen kam der Mirant bald nach Konstanz, er folgte dem grünen Ufer des Rheines nach Schaffhausen und entzückte die reichen Kaufleute Basels durch anmutsvollen Gesang und fand in dem ersehnten Straßburg bei Bischof Wilhelm, dem Großmeister des Deutschen Ordens, freundliche Aufnahme. Aber immer strebte er in die Sterne, er kam weiter rheinabwärts nach Köln, und die heilige Stadt machte auf den fahrenden Sänger einen mächtigen Eindruck:

»Hat je die Baukunst ihre Pracht sehen lassen, so hat sie es hier getan!« meinte er. Aber auch in den Straßen des deutschen Rom mit seinem himmelragenden Dom war dem Jüngling zu eng. Er eilte in den Wald und wie er in harmonievoller Verbindung von Dichtung und Wahrheit erzählt,

hört er plötzlich eine Nachtigall – es mag die Trutznachtigall Spees gewesen sein – so lieblich schlagen, daß er berauscht von den Zaubertönen dem Vöglein nacheilen wollte, als plötzlich der Wald in wunderbarem Lichtglanz erstrahlte und zwischen den Zweigen der Tanne eine Frauengestalt von überirdischer Schönheit als himmlische Jägerin mit Pfeil und Bogen erschien und den Jüngling zur Umkehr bewegen wollte. In seiner Seele erhob sich ein Zwiespalt und ruhelos eilte er von dannen und auf einmal taucht er in Wien aus dem Dunkel hervor, in dem inzwischen die Geschichte seines irrenden Liebeslebens untergegangen war.

Nun hat unser Sänger die Bühnenlaufbahn betreten, wo er sich bald den Ruf eines trefflichen Schauspielers erwarb und ein erklärter Liebling des Wiener Publikums wurde. 1659 berief der Landesfürst Ferdinand Karl den Miranten an seinen Hof, wo der geborene Schauspieler mehrere Jahre weilte und der verschwenderische Erzherzog das Füllhorn des Glückes über ihn ausgoß, so daß man ihn oft seinen Augapfel nannte.

Da der Erzherzog den gefeierten Künstler durchaus in seiner Umgebung haben wollte, bezog der Mirant in Innsbruck die Hofburg, die er selbst »Hochschule der Eitelkeit« nennt, denn der prachtliebende Fürst hatte das Schloß zum Sammelpunkt maßlosen Genießens gemacht. Unser Sänger von Schnifis wurde nun zum Leiter des Hoftheaters ernannt und der Fürst hieß ihn nur seinen lieben Martin. Selbst Edelfrauen suchten seine Gunst zu gewinnen. Und vom Glanze des Glückes geblendet, ließ sich der Günstling in der Jugend überschäumendem Mute manche Verirrung zuschulden kommen. Durch seinen Leichtsinns in schweres Siechtum gestürzt und auf ein langwieriges Krankenlager geworfen, hört er in seiner Weltverlassenheit in träumenden Gedanken bereits die Totenglocke erschallen. Alle Gefährten fröhlicher Stunden meiden ihn jetzt, der Erzherzog weilt in Italien und seine geliebte Braut, die schöne Dorilis läßt sich nicht blicken und diese schlimme Erkenntnis stimmt ihn sehr ernst und er sieht sich schon vor dem letzten Gericht und Verdammnis.

Nach seiner Genesung beschließt er den Hof zu verlassen. Beharrlich bat er den Erzherzog, ihn aus dem Dienst zu entlassen und nun wandert er zurück in die Heimat. Des Miranten Urlaublied klingt:

*Nach Hause zurück mit besserem Glücke,
Will lieber verborgen ohn' Kummer und Sorgen
Der Wiesen und Awen in Fried und Ruh genießen
Als dort müssen auf die Gunst der Höflinge bauen.
Vielmehr frewd mich mein Herd und Viech
Als güldene Ketten an mir tragen.
Mein Sinn und Magen haßt des Hofes Pracht.*

*Die nur Sorgen macht, Hof gute Nacht!
Laß nur sich vermehren an Ämtern und Ehren,
An Häusern und Schlössern die Hofglückeskinder:
Schaf und Rinder sind für mein Sinn viel besser:
Glück bringt Neid und oft großes Laid!*

Das Leben am Hofe hat er nun gründlich kennengelernt. Er sah die geheimen Anschläge und Ränke und wie gefühllos die Untertanen von den Vornehmen behandelt wurden, wie Beamte das Wohl des Landes vernachlässigten, wie ungerecht die Armen von den Reichen unterdrückt wurden. Durch dies alles war sein teilnahmsvolles Herz aufs tiefste beleidigt, da er selbst vielmehr »aus natürlicher Bewegung gegen die bedrängten und notleidenden Armen, deren elenden Stand auch er im Hin- und Herreißen aus Mangel an Mitteln ziemlich verkostet hatte, ein herzliches Mitleid getragen« und »ob ihm schon manchmal zu Hofe wenig übrig geblieben, hat er doch gegen Arme einen so geneigten Willen gehabt, daß er ihnen auf das wenigste so viel als ihm seine Wenigkeit zuließ, mitgeteilt«. Sehr ging es auch dem Sänger zu Herzen, daß an dem halb welschen Hofe redliche alte Deutsche immer mehr zurückgesetzt wurden. So lernte er das Leben am Hofe immer mehr verachten und er sehnte sich wieder nach dem Frieden der Jugend und den biedereren Menschen der Heimat zurück.

Im September 1661 erscheint er im so lange gemiedenen Drusental wieder. Als jedoch Graf Sembrich von Hohenfrag, wie der Dichter Karl von Hohenems durch Verstellen der Silben bezeichnet, von seiner Heimkehr erfuhr, lud er ihn in alter Freundschaft als lieben Gast in seinen Palast, wo er Martin wie einen Sohn behandelte und die Großmut des Grafen scheint dem Dichter die Mittel zur Ausbildung für den geistlichen Stand gewährt zu haben. Aber der Mirant sehnte sich nach dem Frieden des Klosters. Doch hatte er dem Hause Hohenems gar viel zu danken, da er wahrscheinlich schon als Knabe für den geistlichen Stand vorbereitet worden war. Doch ließ eine Gelegenheit, die Zustimmung zu seinem Entschluß zu erhalten, nicht allzu lange auf sich warten. Als der Fürst von Tirol, der mit dem Grafen befreundet und Martin so wohlgesinnt war, plötzlich starb, gelang es ihm, den neuen Herrn zu bewegen, daß er ihn ziehen ließ.

Nach seinem Abschied von Ems scheint der Mirant noch einmal die Stätte seiner Kindheit aufgesucht zu haben. Es ist jedoch oft sehr schwer, aus seinem mit dichterischer Phantasie gezeichneten Lebensbild die Wahrheit zu erkennen. Nicht ohne Erinnerung an Dante folgt man dem Dichter, wenn er berichtet, wie er eines Abends, als er durch das Drusental die Schäferei eines befreundeten Hirten erreichen wollte, vom rechten

Wege abirrend in einen großen Wald gelangte. Anfangs tröstete er sich, die Sterne würden die richtigen Pfade weisen, doch als der Himmel sich in düstere Wolken hüllte, suchte er einen Ort zur Ruhe und ließ sich unter einer alten Eiche nieder. Endlich sah er aus weiter Ferne den Schimmer eines Lichtes und über Stock und Stein eilte er diesem entgegen. Auf dem Gipfel eines steilen Waldhügels klopfte der Fremdling an die Pforte eines einsamen Häuschens. Eine hohe Gestalt trat ihm entgegen, über deren dunkles Klausnerkleid ein weiter silberweißer Bart zum Gürtel niederwallte. Der Einsiedler setzte dem Gast Speise und ein Glas selbstgebautes Weines vor und bot ihm ein Lager an. Aber der Mirant fand keine Ruhe und bewunderte den ehrwürdigen Greis, der während der Nacht seinen Leib mit Geißelhieben schlug.

Als am Morgen Theophilus, wie der Mirant den Klausner nennt, mit trefflichen Früchten seines Gartens Aufwartung machte, war der Dichter über die Schönheit der Einsiedelei und den herrlichen Ausblick entzückt. In dem Gezweige des Waldes vernahm man die Stimmen unzähliger Vögel, aus dem Garten strömte der Morgenduft herrlicher Blumen und am Abhange reifte die köstliche Rebe. Ein Bächlein quoll über die Felswand hernieder. Er nahm von seinem Bekannten Abschied, indem er sang:

»Von den schönen Drusenfeldern will ich geben, scheiden nun und in dunklen braunen Wäldern für die Sünden Buße tun.« Mit einem wehmütigen Blick auf die Laute sang er nach seiner späteren poetisch umrahmten Darstellung: *»Auch dich du edle Braut und Linderin der Schmerzen, auch dich verlaß ich nun, du Trösterin der Herzen, du wohlgestimmte Laut. Will auf Gott die Lieder richten, ihn zu ehren nun mehr dichten. Lebwohl, ich reise fort nach dem gottgeweihten Ort.«*

Und kaum war der letzte Klang seines Liedes verhallt, lag auch die Laute zertrümmert am Boden. So vollkommen wollte er mit der Welt brechen. Er kehrte nun zum Greise zurück und sandte sein von poetischem Hauch durchwehtes Erstlingswerk in die Welt, welches hieß *»Philotheus oder des Miranten durch die Welt und Höfe wunderlicher Weg nach der rubeselligen Einsamkeit, entworfen von Mirtillen, einem des Miranten guten Freund und vertrauten Mithirten in dem Drusental, gedruckt unter 'dem hochberühmten Steinbock nächst an dem vorbeifließenden Rheinströme'«*.

Diese eigene Lebensbeschreibung, der wir zum Teil folgen, ist ein Buch seltsamster Art: Träume, Visionen, bildliche Einkleidung der Tatsachen sind in bunter Folge vermengt, sodaß eine glatte Scheidung von Dichtung und Wahrheit dem Spätgeborenen geradezu unmöglich ist. Daraus erklärt sich auch die widerspruchsvolle Auffassung, die wir vom Leben des Dichters gewinnen; während die einen gar nichts glaubwürdig finden, gestalten andere daraus fast einen kleinen Roman mit den aben-

teuerlichsten Verknüpfungen, anderen wieder ist es eine Wunderpredigt geworden.

1665 begab sich Martin nach dem Zuger See, wo er im Alter von 32 Jahren den Habit des hl. Franziskus, seinem ähnlich gearteten Vorbilde nahm und am Laurentiustage den Namen Pater Laurentius empfing. Zwar verlangte schwache Gesundheit nachsichtige Behandlung des neuen Mönches; gleichwohl kam ihm als Kapuziner diese Verwechslung seines Lebens spanischer vor als dem Belisaris¹ sein Elend. Er konnte die Welt nicht so rasch vergessen und fand sich nur langsam ins Klosterleben. Bei derber Kost mußte er sich immer der schleckhaften Hofbißlein erinnern. Das schwere Ringen seiner Seele suchte er in dem 1682 gedruckten Buche zu schildern »Mirantisches Flötlein« oder »Geistliche Schäferei«, in welcher Christus unter dem Namen Daphnis die in den Sündenschlaf vertiefte Seele Clorinda zu einem besseren Leben auferwecket. Dies Werk enthält herrliche philosophische Betrachtungen und hat im Verlauf der nächsten Jahrzehnte sogar die sechste Auflage erlebt.

Im großen und ganzen sind die Tonweisen im »Mirantischen Flötlein« wie auch in der »Maienpfaif« mehr herb als süß, wie seine Dichtungen überhaupt mehr die Absicht haben, zu nützen als zu ergötzen.

Ebenfalls an sein Hirtenleben erinnert die 1688 zu Konstanz herausgegebene »Mirantische Waldschalmey« oder »Schuld wahrer Weisheit«.

In mehreren Auflagen erschien auch die »Mirantische Maienpfaif oder marianische Lobverfassung«. Diese Frucht seiner schriftstellerischen Laufbahn behandelte die Marienlehre und war der Kaiserin Eleonore, der Gemahlin Leopolds I., gewidmet. Der Klang der mirantischen Dichtung fand auch des Herrschers Beifall, der unseren Poeten mit der öffentlichen Dichterkrönung geehrt haben soll. Ob Pater Laurentius als Hofkaplan der Kurfürstin Elisabeth bei Rhein gewirkt habe, ist nicht erwiesen. Die meiste Zeit seines Mönchslebens brachte er in den Klöstern seines Ordens zu Meßkirch und Konstanz zu, wo er seine letzten Lebensjahre verbrachte.

In dieser Bodenseestadt ist 1696 als weitere Frucht seines poetischen Schaffens die »Mirantische Maultrommel oder wohlbedenklich Gegensätze böser und guter Begierde« erschienen, in der der Welt törichtes Beginnen in lateinischen und deutschen Elegien samt schönen Sinnbildern und neuen Melodeyen an den Tag gegeben wird.

Mit großer Belesenheit und erstaunlichem Freimut schildert hier der Mirant die Laster der Höfe und verrät dabei die enge Vertrautheit mit den römischen Schriftstellern und die große Gewandtheit in italienischen Verkünsteleien.

¹ Belisar: Oströmischer Feldherr. (*Anm. d. Hrsg.*)

Ferner gibt der Mirant die heute noch bekannte »Vielfarbige Himmelstulipane« heraus, in der von ihm selbst verfaßte Tagzeiten poetische Arbeiten von hervorragendem Werte enthalten.

Schon alt und gebrechlich schrieb Laurentius von Schnifis mit zitternder Hand, jedoch jugendlicher Frische des Geistes, ein Leben des heiligen Franz von Assisi und des heiligen Antonius von Padua – in Gedichten – zum Gebrauch frommer Christen, dann noch ein Gebetbuch »Himmelschlüssel« genannt. Die meisten Ausgaben erschienen mit schönen Bildern geschmückt und mit Melodien, die er selber verfaßte. Nicht mit Unrecht wird er daher mit Friedrich von Spee, dem Verfasser der Trutznachtigall, Angelus Silesius und Jakob Balde zu den vorzüglichsten deutschen katholischen Liederdichtern des 17. Jahrhunderts gezählt. Und seine Werke tragen alle ernstes Gepräge.

Die Lieder des Dichters, die in seinen Werken eingestreut wurden, sind scharf gegliedert und oft ist darin der natürliche Ausdruck mit der größten Einfachheit verbunden und dabei eine Innigkeit, die mit der damaligen Zeit in engstem Zusammenhang steht. Seine Lieder offenbaren ein tiefes Gefühlsleben und Dichtung und Melodie quellen bei ihm aus einem Born der Begeisterung hervor.

»So gehört der Mirant zu den Morgensternen am musikalischen Himmel, die durch ihren Schimmer das Nabem der großen Tonkünstler des 17. und 18. Jahrhunderts verkünden!« Und wer die Geschichte des geistlichen Liedes im 17. Jahrhundert schreibt, darf seinen Namen niemals vergessen.

Wiewohl der Mirant seine Lieder für den Gebrauch in der Kirche gedichtet hat, sind sie für diesen nicht von so großer Bedeutung, mehr als geistlicher Gesang zur Erbauung im häuslichen Kreise.

Würdig des poetischen Glanzes seines romantischen Lebens war auch der Tod des Miranten. Selber bereits ein Greis, wie er uns den Klausner Theophilus schildert, erkannte er nun, daß der fahrende Sänger vom Druental bald seine Lebensreise vollenden werde. Da erfaßt ihn noch einmal die Sehnsucht, vor seinem Scheiden aus dieser Welt zum letzten Mal seine Seele mit den Klängen der Musik zu erfreuen. Die Mitbrüder versammelten sich in der Zelle des Kranken; erquickt lauschte der sterbende Dichter dem Klange eines von ihm selber verfaßten Liedes und als der greise Sänger von Schnifis am Tage darauf, fast siebzigjährig, am 7. Jänner 1702 seine ereignisreiche Lebenspilgerfahrt beschloß, lag neben ihm noch das Saiteninstrument, als wollte er seinen Hingang mit Musik begleiten und da galt auch für ihn, was er einst gesungen:

»Nun will auf Erden es Abend werden
Mit meiner Lebenszeit. Bin von der Lände,
Wobin ich wende mein Schiffelein, gar nicht weit!«

Casanova, zu seinem 200. Geburtstag am 2. April 1925

Holunder, 1925, Folge 13

Nahe der deutschen Sprachgrenze in Böhmen liegt das Kohlenbergwerkstädtchen Dux, das den Dichter Walther von der Vogelweide als seinen größten Sohn betrachtet und ihm auch am Duxer See ein schönes Denkmal gesetzt hat. Jener Ruhm wird ihm freilich von anderen Orten streitig gemacht und auch Bozen hat dem mittelalterlichen Sänger ein prächtiges Marmordenkmal aufgestellt. 1925

Der kleinere Ruhm, einer anderen historischen Persönlichkeit in alten Tagen als Zufluchtsort gedient zu haben, wird dem Städtchen freilich nicht genommen werden. Am St.-Barbara-Kirchlein neben dem See steht noch ein Stein, auf dem der Name an den berühmten Abenteurer erinnert. Casanovas Grab befindet sich jedoch im alten Friedhof des Städtchens, der heute dem herrlichen Parke angegliedert ist, wo auch ich während meines zweijährigen Aufenthaltes in Dux mich gerne erholte.

Beim Park steht auch das Schloß der Grafen Waldstein, die dem alten Abenteurer Aufnahme gewährten, wo Casanova nach seinen Wanderungen von Madrid bis St. Petersburg und von London bis Konstantinopel endlich Ruhe fand.

Wiewohl Casanova als Typ eines Hochstaplers seiner Zeit gelten kann, hat doch die von ihm verfaßte Geschichte seines Lebens für die Kulturgeschichte jenes Jahrhunderts nicht geringen Wert, wenn man auch den Tadel weder sparen darf noch mag.

Jakob Casanova erblickte am 2. April des Jahres 1725 zu Venedig das Licht des Lebens. Er entstammte einer Schauspielerfamilie, und zwei seiner Brüder haben es als Maler zu hohem Ruf gebracht. Zu Giovanni ging selbst Angelika Kauffmann in die Schule. Zuerst trat Casanova in den geistlichen Stand, erlangte aber nur die niederen Weihen und studierte dann die Rechte.

Wegen seiner tollen Streiche ward er in Venedig eingesperrt, aber nach ein paar Tagen wieder entlassen. Er wanderte nun kreuz und quer durch unseren Weltteil, bald spielte er den Frommen und wurde Sekretär bei Aquaviva, dem berühmten Jesuiten, bald wurde er versucht, die Religion zu wechseln und wegen reicher Heirat Muselman zu werden; dann spielte er auf der Insel Korfu eine große Rolle.

Als er dem Venediger Senator Bragadino das Leben rettete, erlangte Casanova in hohem Maße dessen Gunst und wäre der Sorgen für alle Zeit enthoben gewesen, wenn er sich hätte halten können; denn er wurde von dem reichen Mann als Sohn angenommen. Aber bald trieben unsern Casanova die Abenteuerlust und unordentlicher Wandel wieder in die Welt und in wilder Leidenschaft stürzte er sich nacheinander in den Strudel der großen Städte wie Paris, Dresden, Prag und Wien. 1755 kehrte er endlich wieder nach Venezien zurück, wo ihm sein freies und herausforderndes Benehmen mächtige Feinde schuf, die ihn in die berüchtigten Bleikammern von Venedig brachten. Fünf Jahre hätte er dort bleiben müssen, wenn es seiner großen Schlaueit nicht gelungen wäre zu entkommen. Die Geschichte dieser Gefangenschaft und Flucht ist in Reclams Sammlung in einer auch der Jugend unschädlichen Art ausgewählt, während dies Werk im ganzen durchaus kein Buch für jüngere Leute ist und mit Zynismus ohnegleichen abgefaßt wurde.

Nach seiner Flucht gelangte Casanova bald nach der Hauptstadt Frankreichs, wo er durch seine Kühnheit und sein Talent wie immer wieder mächtige Gönner fand und als Lotteriedirektor zu Reichtum gelangte. Aber schon 1759 treffen wir Casanova wieder auf Abenteuerfahrten in der Schweiz und Süddeutschland, er besuchte Haller und Voltaire, wie er überhaupt ein philosophisches Talent verrät, dann zog es ihn wieder einmal nach seiner welschen Heimat, wo ihm in Rom der Papst den Orden vom Goldenen Sporn verlieh. In Preußen sollte er in Friedrichs II. Dienste treten. Bald tritt er in London, dann in St. Petersburg in den vornehmsten Kreisen wieder hervor und durch den König von Polen wären ihm in Warschau Aussichten eröffnet, aber immer wieder kommt ein Hindernis, an dem er meistens selbst die Schuld trägt. Er reist sodann nach Wien und nach Paris und muß nach Spanien flüchten. Zu seinen Memoiren! - - -

Im einzelnen hat lokalgeschichtliche Forschung bereits klargelegt, wie sich die Tatsache zur Dichtung Casanovas verhalten hat, in anderen Fällen wird dies erst geschehen. Trauernd muß Klio ihr Haupt verhüllen, wenn sie sieht, wie Casanova mit der geschichtlichen Wahrheit umgesprungen. Uns soll nur ein Beispiel dafür genügen, was nämlich der Abenteuerer erzählt, als er unserer Gegend gerade einmal ziemlich nahe kam und im Kloster Einsiedeln Zuflucht fand.

Zwei Monate nach seiner Abreise, und nachdem er seinen Lesern versichert, in Zürich noch 100.000 Taler zu besitzen, nur wenige Tage nach der Flucht St. Germain's, die er bewirkt haben will, verpfändet unser Held in Zürich am 24. April 1760 für 80 Louisdor seine Hosen! Nicht ohne Grund scheint unser Hochstapler sich in das Kloster Einsiedeln zurück-

gezogen zu haben, wohin er nur so »in Gedanken« in der unmöglichen Zeit von einer Stunde gekommen sein soll.

Mit den Schätzen, die Casanova von Esthers Vater erhalten haben will, sah er also sehr windig aus und in Wirklichkeit bestand sein glänzendes Auftreten in der Schweiz darin, daß er seine Hosen gegen ein Bettelgeld verpfändet hat.

Als der Dichter in der Duxer Einsamkeit sie alle noch einmal heraufbeschwor, die seiner Jugend Pfad erhellten, hat der Historiker Casanova vergessen, jene Dokumente dem Feuer zu übergeben, die wir heute in dem Duxer Schloßarchiv hervorziehen, um ihn mit seinem eigenen, so unfreiwillig angelegten Archiv zu widerlegen.

Wohl im Herbst 1785 ist Casanova nach Teplitz gekommen, wo er den Grafen Waldstein traf, der ihn nun mit sich als Bibliothekar nach dem Schloß Dux nahm. In seinem zwölf Jahre währenden Aufenthalt suchte der alternde Abenteurer allerlei Arbeiten und Pläne aus früherer Zeit hervor, um sie in Muße hier umzugestalten und auch jenes Werk, das sein bedeutendstes werden sollte, seine Memoiren, worin der arme Glücksritter, der einst in besseren Tagen mit sechs Pferden fuhr und allen Aufwand trieb, und nicht bloß in berüchtigtem Sinne unter den Berühmten glänzte, sich in den altersöden Tagen gern im Glück und Glanz der Jugend sonnte.

In seinem Werk hat der Dichter alles in Liebe verklärt und er, der vielleicht die wahre Liebe nie empfand, ist zum Don Juan der Geschichte geworden. Gerechtigkeit verlangt von uns freilich, auch seine Lebensführung milder zu beurteilen, sie wird aus der Weltanschauung seiner Zeit erklärt, die eben über so viele »Vorurteile« des gewöhnlichen Volkes philosophisch genug hinwegschritt.

Die Vergeßlichkeit des Alters mag Casanova manchmal etwas entschuldigen, wenn er die Wahrheit öfters auf den Kopf stellt. Nachdem man das endlich erkannt hat, ist es freilich nicht mehr gar so schlimm, aber solange seine Dichtung, die er mit dramatischer Lebendigkeit erzählt, ebenso als Werk der ernsten Klio wie der heiteren Muse galt, war es nicht ungefährlich für die Forschung. Gleichwohl bleibt sein Lebensroman für die Sittengeschichte jenes Jahrhunderts von dauerndem Wert, und wenn er auch nur ein Zerrbild der Zeit vor der Französischen Revolution entwirft, so ist es doch ein Bild, das auf die frivole und verkommene »Gesellschaft« des 18. Jahrhunderts passende Schatten wirft. Und nicht umsonst hat dieses Zeitalter einen so ernsten Abschluß in der großen Revolution gefunden.

Der Lustenauer Pfarrer Franz Josef Rosenlächer – Ein namhafter Vorarlberger Schulmann vor hundert Jahren

Feierabend, 14. Jg., 1932, 32. Folge

1932 Unter den Männern, die sich um die Hebung des heimischen Schulwesens Verdienste erworben haben, steht der k. k. Distrikts-Schulinspektor Franz Josef Rosenlächer, Pfarrer von Lustenau, wohl in der vordersten Reihe. Mit klarem Blick begabt und von warmfühlender Menschenliebe beseelt, war er unentwegt bestrebt, das Ansehen des Lehrstandes bei der Bevölkerung zu heben und die Ziele der Theresianischen und Josefinischen Schulreform als lauter und edel gegen die Vorwürfe ihrer Gegner in Schutz zu nehmen.

Rosenlächer war am 8. Juli 1763 zu Konstanz als Sohn wenig bemittelter Eltern geboren. Wie sein jüngster Bruder erwählte auch er den geistlichen Stand. Als Priester hatte er seine erste Anstellung am Kollegiatstift in Zeil. Fast ein Jahrzehnt war er hier auch Erzieher des Grafen Franz Karl von Waldburg-Zeil, wo er zwar freien Tisch, aber ein sehr kleines Einkommen und große Auslagen hatte, um als gräflicher Hofmeister und bei Hof lehren zu können. Gleichwohl gelang es ihm bei seiner Sparsamkeit noch etwas für seine Geschwister zu tun, um auch ihnen zu einem Erwerb zu verhelfen.

Wohl durch seine Beziehungen zum gräflichen Hause Waldburg erlangte er zu Beginn des Jahres 1801 die Pfarrerstelle in Lustenau, nachdem dort noch im letzten Monat des alten Jahrhunderts Pfarrer Michael Wolf aus Schlins gestorben war. Hier verblieb Rosenlächer bis zu seinem Tode und wirkte durch mehr als ein Menschenalter hindurch mit treuer Hingabe an seinem Beruf und als verständnisvoller Förderer des Schulwesens besonders im Bezirk Dornbirn.

Im August 1808, als Gräfin Maria Waldburga nach dem Tode ihrer Mutter Maria Rebekka, der letzten geborenen Reichsgräfin von Hohenems, die als ihr Eigentum zugefallenen Besitzungen besuchen wollte, wurde ein Fest veranstaltet. Beim Eingang in die Gemeinde war ein Ehrenbogen errichtet und hier wurde die Gräfin von der Schuljugend und ihren Lehrern mit Kränzen und Blumen empfangen.

In der Kirche wurde vor dem versammelten Volke eine Rede gehalten; dann begab sich der ganze Zug vor das Schul- und Gemeindehaus, wo die Gräfin an die versammelte Gemeinde eine Ansprache hielt, worin sie den

Zweck ihres Besuches erklärte und ihre Freude über den herzlichen Empfang kundtat. Am Nachmittag fand eine Schulprüfung statt. Hier hielt Rosenlächer eine Rede über den Wert öffentlicher Prüfungen: Kinder würden durch solche Übungen unerschrocken im Antworten, Eltern könnten sich von der Art des Unterrichtes überzeugen, Lehrer hätten Gelegenheit, ihre Geschicklichkeit vor allen zu erweisen. Jugendfreunden müßten solche Schulfeste besondere Freude machen, und endlich hätten Preisverteilungen als Aufmunterung für die Schüler besonderen Wert.

Da die Gräfin eine besondere Schulfreundin war, wurde nun für den 29. August ein Schulfest angeordnet. Bei dieser Gelegenheit hielt Rosenlächer wieder eine Rede über den Wert einer guten Schule und guter Lehrer. Bei diesem Feste ergriff die Gräfin dreimal das Wort, das sie wohl zu meistern verstand. Sie war gewiß sehr erfreut, als sie in Lustenau einen so schulfreundlichen Pfarrer vorfand. Zum Abschluß der Feier wurden sämtliche Kinder im Schatten der Bäume vor dem Pfarrhof mit Brot und Wein, Braten und Kuchen festlich bewirtet.

Rosenlächers Anteilnahme am Schulwesen hatte bereits die damalige bayerische Regierung dadurch anerkannt, daß sie ihn zum Schuldistriktsinspektor im Gerichte Dornbirn ernannte, welche Stellung er ein Vierteljahrhundert lang betreute. Als eine Frucht der warmen Liebe für das Schulwesen reife



Das
Sängerheim
des
Gesang-
vereins
Konkordia
Lustenau

sein »Biographischer Ehrentempel, errichtet verstorbenen, um das Schulwesen vorzüglich verdienten, katholischen Schulvorständen, Geistlichen und Lehrern«, dessen erster Band 1821 zu Kempten, der zweite 1828 zu Augsburg erschien.

In diesem Werk wollte Rosenlächer zeigen, daß gerade die edelsten Menschen aller Stände für Schulen und Schullehrer vieles opferten und dadurch auch andere dazu ermunterten. Er bedauert, *»daß auf Erden gar oft der tüchtige, in der Stille wirkende Schulmann übersehen, für seinen Eifer verachtet und sogar verspottet würde, wiewohl er für die Menschheit oft größere Opfer bringe als mancher nur sich selbst suchende und dennoch halbvergötterte Städte- und Länderbezwinger«*.

Im »Biographischen Ehrentempel« sind auch einige verdiente Schulmänner unseres Landes der Vergessenheit entrissen, z. B. Johann Fröhlich, Direktor der Deutschen Stadtschule zu Feldkirch, gestorben 1811. Hier läßt Rosenlächer die Verdienste Kaiser Josef II. um die Schule auf-

leuchten und bei dieser Gelegenheit nimmt er Stellung gegen solche, die bei jeder Neuerung, ohne sie vorher geprüft zu haben, Verderben wittern.

Des weiteren wird im Ehrentempel Kandidus Schmied, Direktor der Haupt-Normalschule in Bregenz gewürdigt, der bereits vor hundert Jahren besonderes Gewicht auf die Arbeitsschule legte, um müßiges Herumschweifen der Jugend und den Müßiggang daheim zu bekämpfen. Er rief eine Schule ins Leben, in welcher Knaben und Mädchen nach beendeter Schulzeit beschäftigt werden sollten. Auch vertrat Schmied den Grundsatz, der Lehrer dürfe nicht als Zuchtmeister in der Schule stehen, und er brachte es auch dahin, daß in Bregenz ein eigener Mann, der mit der Schule keine Berührung hatte, gerufen wurde, wenn körperliche Züchtigung notwendig schien. Aber lieber als durch diese Zuchtmittel sucht Schmied durch das Ehrgefühl der Kinder sein Ziel zu erreichen. Dazu sollten besonders auch öffentliche Preisverteilungen dienen, wie sie Rosenlächer empfahl.



Schule
in
Rheindorf

Im Jahre 1827 veröffentlichte Rosenlächer noch ein anderes Buch, das bewies, wie der Pfarrer bei seiner Vorliebe für die Lehrerschaft andere Stände nicht übersah. Das Werk heißt »Goldener Spiegel oder biographische Skizzen christlich frommer und verständiger Personen aus dem Bürger- und Bauernstande«.

Neben seinem Eifer für die gute Schule hatte Rosenlächer aber seine seelsorglichen Pflichten nicht weniger gewissenhaft betreut und er erlebte es auch noch, einen langgehegten Wunsch zur Ausführung zu bringen, nämlich den Bau einer neuen Kirche. Der alte Bau war für die auf mehr als 2300 Seelen angewachsene Gemeinde zu klein, und so wurde denn 1830 bis 1832 die neue Kirche nach den Entwürfen des damaligen Kreis-ingenieurs Alois Negrelli ausgeführt. Der junge, später durch seine Pläne zur Erbauung des Suezkanals berühmt gewordene Techniker, war damals wiederholt in Lustenau, so bei der Bauvergebung am 20. Jänner 1830. Am 25. Februar, also gerade vor hundert Jahren, erschien er, um den Platz für den Bau abzumessen.

Bei seinen Bestrebungen stand Schmied der aus Alberschwende stammende Lehrer Josef Stadelmann zur Seite. Ein anderer Schulmann, den Rosenlächer zur Aufnahme in seinen Tempel würdig fand, war Josef Anton Gorhan, Oberlehrer und Musikdirektor an der Deutschen Hauptschule in Feldkirch, der 1818, erst 30 Jahre alt, gestorben war.

Man beschloß, die Kirche auf das Fundament der alten zu stellen. 1831 wurde von Rosenlächer der Eckstein geweiht und bereits am 15. Oktober 1832 konnte die Kirche vom Bischof geweiht werden. Die Kirche hatte mehr als 13.000 Gulden gekostet, was für die damals noch arme Bevölkerung eine schwere Belastung bedeutete, deshalb ging der ebenfalls notwendige Friedhofbau nur noch langsam vonstatten. Die Franzosenkriege hatten viel Bedrängnis, Einquartierungen und Plünderungen gebracht und erwerbsarme Zeiten folgten wie heute. Jene Zeit, in der man in Lustenau mit dem Kirchenbau begann, war ebenso weit von den langen Kriegsjahren entfernt wie wir in unseren Tagen: Wir werden also jene Verhältnisse wohl begreifen.

In einer Art Tagebuch hat Rosenlächer eine Pfarrchronik von Lustenau verfaßt, die in zwei handschriftlichen Bänden erhalten ist. Darin erzählt uns der Pfarrer auch Verschiedenes aus den kriegerischen Zeiten. Dem entscheidenden Kampfe beim Weiler Klien zwischen Oberländer Schützen und Bayern hat er vom oberen Stocke seines Pfarrhofes aus zusehen können. Am 1. Juni kam dann auch ein Schützenhauptmann in den Pfarrhof und wollte Rosenlächer dazu bewegen, daß er dafür eintrete, daß die Lustenauer 60 Mann Freiwillige stellten. *»Allein, ich sagte ihm ganz offen, daß dies nicht in meinem Berufe liege, worauf er mich in Ruhe ließ.«*

Als Pfarrer von Lustenau hatte Rosenlächer vor hundert Jahren ein Einkommen von 600 bis 700 Gulden, oft konnten aber die armen Leute nicht zahlen, und bei seinem guten Herzen, das niemandem etwas ab sein konnte, sah er voraus, daß er nicht viel Erbe hinterlassen werde, und in seiner bereits um 1823 geschriebenen letztwilligen Anordnung sagt er, er habe den Grundsatz des frommen Bischofs Fénelon auch zum seinigen gemacht, nämlich, daß der Priester gegen die Kirche und die Armen seine Pflicht zu erfüllen habe und darauf bedacht sein müsse, daß er sterbe, ohne Vermögen und ohne Schulden zu hinterlassen.

Im Friedhof von Lustenau hatte Rosenlächer zum großen Teil auf eigene Kosten einen Ölberg aufstellen lassen, der als Begräbnisstätte für die dortige Geistlichkeit dienen sollte. Bei der Einweihung dieses Platzes hielt der greise Pfarrer eine rührende Ansprache, in der er sagte: *»Nun stehe ich auf meiner Grabstätte, die mich bald aufnehmen wird!«* Dies sollte sich bald erfüllen, indem er 14 Tage nachher am 9. Juni, vom Schlage gerührt, starb. Er erreichte ein Alter von 72 Jahren.

Wie unser trefflicher Schulmann in der Einleitung seines Ehrentempels bemerkt, er glaube als ein schon alter Freund, Kenner und Verehrer des so äußerst wichtigen Schullehrerstandes gegen denselben nichts weiter als seine Pflicht erfüllt und eine liquide Schuld abgetragen zu haben, wenn er die zerstreuten Biographien verstorbener Lehrer zu einem eh-

renvollen Kranze sammelte, um sie den Lebenden zur Nachahmung und Aneiferung als praktische Pädagogik in die Hand zu geben, so sind auch wir der Meinung, daß es nur die Abtragung einer fälligen Schuld bedeutet, wenn gelegentlich eines Gedenktages in der Geschichte des alten Reichshofes auch jenes Mannes gedacht wurde, der wohl die bemerkenswerteste Priestergestalt war, die jemals auf diesem Boden gewirkt hat.

Vom Werdegang eines heimischen Künstlers

Feierabend, 16. Jg., 1934, 33. Folge

Josef Anton Rhomberg wurde am 24. September 1786 in Dornbirn geboren. Von früher Kindheit an beseelte ihn eine lebhaftige Neigung zur Kunst, wohl nicht wenig angeeifert durch das Beispiel seines Vaters, der es zwar keineswegs gern sah, daß sein jüngster Sohn die Malerei zu seinem Beruf wählen wollte. Nachdem der Knabe aber den Vater bereits mit vierzehn Jahren verlor, konnte er meist nur die freien Stunden, die ihm bei angestrenzter Feldarbeit übrig blieben, zur Weiterbildung benützen. Bald machte er sogar Versuche zur Ausführung von Gemälden. So kündete sich bei ihm wie bei Defregger, Flatz und vielen anderen Künstlern seine schöne Begabung schon sehr frühzeitig an.

1934

Das mochte wohl seinen kunstfreundlichen Bruder Michael, der viel älter war, bewogen haben, Josef Anton in seinem vierzehnten Jahre nach Wien kommen zu lassen, wo er eine Kunstschule besuchen sollte. So fuhr er im Jahre 1801 auf einem Floß von München nach Wien. Auf dem nämlichen Fahrzeug befand sich damals ein Belgier, der an dem geweckten Knaben seine besondere Freude hatte und ihn, weil seine Schwester an einen belgischen Romberg verheiratet war, nur seinen Vetter nannte und sagte, es sei ganz gewiß, daß sein Schwager der gleichen Familie angehöre.

Aber schon nach sechs Monaten sehnte sich Anton Rhomberg so sehr nach der Heimat, daß man seinem Heimweh Folge geben mußte. Später ging er nach Hall, kehrte aber von dort noch schneller zurück. Nach dem Tode seiner Mutter sollte er der Künstlerlaufbahn gänzlich entsagen und zur ländlichen Tätigkeit zurückkehren. So verbrachte er eigentlich das erste Drittel des Lebens weitab von seiner künstlerischen Bestimmung.

Die Liebe zur Kunst jedoch ließ den jungen Mann nicht ruhen, und im Alter von 22 Jahren kam er 1808 nach München. Seine Wohnung nahm er bei einem Schneider auf der Hochstadt Nr. 123, wo er mit noch zwei anderen Vorarlbergern wohnte. Das Zimmer kostete ihn monatlich ohne Heizung und Licht zwei Gulden, während ihn die Kost täglich auf 20 Kreuzer zu stehen kam. Gleichwohl litt der angehende Künstler Mangel: *»Ich lebe so wirtschaftlich, als ich kann, das Bier ist teuer, ich trinke aber keines«*, schrieb er im Oktober des ersten Münchener Jahres an seinen Bruder Josef, als er ihn um Geld anging. Auch später lassen seine Briefe an diesen die Knappheit an Geld erkennen.

Nach der Eröffnung der Anstalt erhielt Rhomberg im historischen Fache die beiden Langer als Lehrer, die mit ihm wohl zufrieden waren. Unter der väterlichen Förderung dieser Männer entfaltete sich rasch sein reiches Talent. Direktor Peter von Langer nahm sich des strebsamen Jünglings teilnehmend an. Er führte ihn in die Kunst ein, in der ihm sein Meister auch später ein Vorbild blieb und erwählte mit echtem Künstler-sinn zur Ausführung ansprechende Gegenstände.

Unter den Professoren an der Akademie ragte damals auch der Sohn des Direktors, Robert von Langer, hervor, der Rhomberg in schmeichelhaftester Weise auszeichnete. Andere tüchtige Kräfte, die der junge Künstler zu Lehrern hatte, waren der Kemptener Altarmaler Josef Hauber, der ihm als damaliger Landsmann auch mit Ratschlägen half. Andreas Leichtle, der sich bemühte, auch in seinen Schülern Gemälde von erster Würde und kräftigem Gepräge zu erwecken. Moritz Keller, dessen Bildnisse durch treue Charakterschilderung, gediegene Ausführung und frische lebendige Farbe den Schülern als gute Vorlagen dienten.

Die Erhebung unseres Landes im Jahre 1809 war für einen in München lebenden Vorarlberger natürlich etwas peinlich, und Rhomberg scheint wenig Verständnis für sie gehabt zu haben. Am 3. September schreibt er: *»Gott sei Dank, daß der Aufruhr wieder gestillt ist, indem es sonst nur größeres Unglück hätte nach sich ziehen können, als es wirklich schon tat ...«*

Am 8. Oktober 1809 nahm Rhomberg Wohnung in Althameregg 157, nachdem er kurze Zeit auch bei einer Familie Lieber gewohnt hatte. *»Da der alte Lieber und seine Familie in Geldsachen einen schlechten Charakter haben«,* will er nichts mit ihnen zu tun haben.

Am 2. März 1810 drückt der Kunstschüler seine Freude darüber aus, daß sein Bruder Michael ihm von Wien Kleidungsstücke geschickt habe, die ihm sehr zustatten kämen. In diesem Jahre war Rhomberg übrigens eine Zeitlang krank und wohl deswegen zu Hause. Im Dezember schreibt er dorthin, daß auf der Akademie alles aufs Schönste und Beste eingerichtet und er beim Direktor und den Professoren sehr willkommen gewesen sei, da sie glaubten, er wäre noch krank oder gar gestorben.

Schon im Mai 1811 meldet Rhomberg an seinen Bruder, den Ammann Josef Rhomberg, von vieler Arbeit für die Kunstausstellung, und im folgenden Jahre berichtet er ebenfalls, daß er mit historischen Bildern stark beschäftigt sei, dazu sei jetzt auch die Preisaufgabe gekommen, die er gleich anfangs. Das sei die Ursache, warum er seiner Tochter das Magdalenabild noch nicht habe fertig machen können. *»Es mangelt mir allzuviel an Zeit, und gleich gemacht ist es auch nicht, es gab doch mehr Arbeit als ein Porträt. Untermalt habe ich es zwar schon lange, und sobald ich ein wenig besser*

Zeit habe, werde ich es gern fertig machen und ihr schicken, Wort halten tu ich gewiß, allein die historischen Bilder, besonders die Preisaufgabe, kann und darf ich nicht versäumen.« Das Magdalenenbild wurde dann gegen Ende des Jahres 1815 vollendet. Dieses als Hochzeitsgeschenk ausgeführte Werk für Magdalena Danner ist heute im Besitz von Fräulein Julie Rhomberg, während die hier angeführten Briefe des Künstlers sich im Besitz der Frau Kammerpräsident Bösch, einer Verwandten des Malers, befinden.

Rhombergs Bemühen um den Preis der Akademie war von reichem Erfolg gekrönt, denn seine Ausführung der Zeichnung »Noes Dankopfer nach der Sintflut« wurde als die beste erkannt und mit dem ersten Preis von 120 Dukaten belohnt, während der Bregenzerwälder Johann Muxel den zweiten Preis errang. Rhombergs Darstellung der verschiedenen Gestalten war in diesem Werke schön und wirksam zu einem Ganzen verbunden, charakteristisch und lebendig gefaßt. Besonders anerkennend wird dem Künstler vermerkt, daß er die zweite Mutter des Menschengeschlechtes neben dessen zweiten Vater gestellt habe, der in urväterlicher Würde, nicht mit zartfrommer Ergebung, mit jenem vertrauten Verhältnis der Urzeit der persönlich erscheinenden Gottheit gleichsam als ein Freund Gottes gegenüber, in demselben Sinne wie noch jetzt Abraham ein Freund Gottes heißen könnte. Das Licht, das den ganzen Schauplatz der eben dem Untergang entronnenen Welt beleuchtet, strahlt im ganzen Orient von der unmittelbaren Gottheit aus, wobei Erwähnung verdient, daß diese Zeichnung die Mittel der Landschaft mehr als andere benützt habe.

In der Beurteilung der Preisarbeit heißt es ferner, daß der Künstler vor allen Mitwerbern in der Lösung der gestellten Aufgabe entschieden den Vorzug verdiene: Es ist eine an sich würdige und jener Zeit angemessene Idee, daß Gott selbst sichtbarlich erscheint, um Noe und in ihm die nachkommende Welt zu segnen.

Aus diesen Gründen sprach die Akademie der Lösung einmütig den großen Preis zu. *»Als Urheber der Zeichnung hat sich der Herr Josef Anton Rhomberg genannt, gebürtig aus Dornbirn im Vorarlbergischen, seit sechs Jahren Zögling der Akademie, der diese Kunstaussstellung auch außerdem durch eine bedeutende Anzahl von Gemälden, Zeichnungen und Entwürfen bereicherte, die alle und zum Teil noch entschiedener das Talent ankünden, das sich in jener Zeichnung ausdrückt, und welches, wenn der Künstler fortfährt, ganz wie bisher in seiner Kunst zu leben und überall der Natur, der Wahrheit und dem ihm angeborenen Gefühle zu folgen, die besten Hoffnungen von seiner Zukunft fassen läßt.*«

Auch anfangs 1816 befaßte sich der Kunstjünger wieder mit einer biblischen Zeichnung, die darstellte, wie die Brüder Josefs dem Vater Jakob dessen Kleid bringen.

Aus einem Briefe Rhomberts erfahren wir, daß auch der Kaiser von Österreich – Vorarlberg war ja unterdessen wieder zum Donaustaate gekommen – sich für den jungen Künstler interessiert hatte. Gewiß war es auch hier die preisgekrönte Arbeit, die den Weg zum Throne bahnte. Dieser Umstand freute Rhomberg und seinen Gönner Langer sehr, und unser Landsmann schreibt am 26. November 1816: *»Ich wünschte, der Kaiser gäb mir eine jährliche Unterstützung mit der Beding, daß ich noch zwei Jahre an hiesiger Akademie verzeihen dürfte.«* Eine solche Förderung wäre Rhomberg um so willkommener gewesen, als sein Vermögen bereits zusammengeschmolzen war, was ihn bisweilen mit Traurigkeit erfüllte. Malen, um Geld zu verdienen, wollte er noch nicht, weil er mit Porträtieren im Historienfache gelitten hätte; das aber würde ihn sehr geschmerzt haben, da er es auf diesem Gebiete zu etwas zu bringen hoffte, daß er seinem Vaterlande Ehre machen könne. Das tröstete ihn wieder, daß er sowohl im Malen als auch im Zeichnen soweit war, daß er sich in der Welt sehen lassen konnte und unter den ältesten der Akademie keiner weiter war als er. Sein Wunsch war daher, noch länger studieren und sich der historischen Malerei widmen zu können.

Am 1. August 1816 berichtet Rhomberg, daß er bei seiner Hausfrau Schulden machen und von Langer 50 Gulden habe borgen müssen, weil er krank war. *»Überhaupt kann ich dir sagen, daß ich die acht Jahre, die ich bald in München bin, sehr viel ausgestanden habe und steh noch viel Kummer und Sorgen aus; Gott weiß alles warum, denn in diesem Erdenleben sollen wir keine Glückseligkeit suchen, sondern nur, wenn wir gut leben nach dem Tod.«*

Im September dieses Jahres berichtet er von sehr schlechtem Wetter, welches das verhängnisvolle Jahr 1817 vorbereiten half. Er meldet bereits den Plan, nach Wien zu gehen. Langer tröstete ihn, daß es besser werden müsse. Allein länger sei ihm mit Trösten nicht geholfen. Sie hälfen ihm zwar, wenn sie könnten, denn sie verlören ihn ungern.

Die Notlage unseres Künstlers wurde immer größer. 1816 verließ er die Akademie; um seine Weiterbildung war er natürlich auch nachher bemüht. Am 22. November vermählte sich der Dreißigjährige mit »Jungfer Maria Franziska, des Georg Fischer aus München«.

Am 11. Februar des folgenden Jahres berichtet der junge Ehemann bereits von der Absicht, bis längstens Anfang März München zu verlassen und nach Wien zu reisen. Mit seinen historischen Zeichnungen sei er bald fertig, er mache sie auch auf Stein; vor seiner Abreise wolle er seinen Angehörigen mehrere Blätter schicken. Er hofft auch, die Steindrucke in Wien schneller und besser zu verkaufen als in München.

Die Reise nach Wien hat Josef Anton 1817 hauptsächlich auf den Rat seines dort weilenden älteren Bruders Michael unternommen. In Wien

wurden sowohl seine Bildnisse als auch seine religiösen und lyrischen Malereien beifällig aufgenommen. Ganz befriedigt war aber der selbstbewußte Künstler hier nicht, denn bereits 1819 kehrte er wieder in die Kunststadt an der Isar zurück. Mächtiges Heimweh seiner Gemahlin, verlockende Briefe der Frau des Kriegsrates Zeiler, einer Verwandten seiner Gattin, dann der verheißungsvolle Aufstieg der Kunst im bayerischen Athen ließ ihn die Rückkehr ratsam erscheinen. Er befaßte sich meist mit Entwürfen und mit der Ausführung historischer Bilder, wie man auch die religiösen Gemälde bezeichnet.

Im Jahre 1820 malte Rhomberg den »Bruder Graurock und die Pilgerin«. Vor der halb geöffneten Tür steht, mit einem Fuß auf der Schwelle, der braunbärtige Bruder und erhebt die Linke gegen die weinende, händeringende Pilgerin. Auf der rechten Seite steht ein Kirchlein in der Landschaft. Das Motiv zu diesem Gemälde stammt aus Bürgers bekanntem Gedicht:

*»Ein Pilgermädel jung und schön –
wallt auf ein Kloster zu. –
Sie zog das Glöcklein an dem Tor –
ein Bruder Graurock trat hervor –
halb barfuß ohne Schub. –
Sie spricht: Gelobt sei Jesus Christus –
in Ewigkeit sprach er. –
Gar wunderseltsam ihm geschah –
als er ihr in die Augen sah –
da schlug sein Herz noch mehr.«*

Sie sucht einen Mönch, der ihr Geliebter war und der Graurock sagt ihr, daß er gestorben sei. Das Mädchen klagt nun bitter über seinen Tod, an dem sie selber schuldig wäre. Sie will sein Grab sehen, doch der Bruder ruft ihr zu:

*»Heida, feins Liebchen, nun kehr um –
bleib hier und tröste dich –
feins Liebchen schau mir ins Gesicht –
kennst du den Bruder Graurock nicht? –
dein Liebster, ach, bin ich!«*

Das in den Maßen 30 x 24 cm holzgemalte Bild wurde von König Max I. erworben und das Inventar der Alten Pinakothek verzeichnet als Aufstellungsort das Schleißheim-Depot Nord.

Unterdessen hatte Rhomberts Kunst in der Kaiserstadt an der Donau viele Verehrer gefunden, so daß er sich wieder dorthin begab, wo er dann dreieinhalb Jahre arbeitete und eine ziemliche Anzahl von Bildern ausführte, die Hormayr 1821 und 1822 in seinem Archiv vielleicht umso mehr mit besonderem Lobe hervorhob, als er dessen Bruder Michael kannte. So gehörte Josef Anton Rhomberg zu den gefeierten Künstlern der Reichshauptstadt.

In der Ausstellung der Akademie von St. Anna waren von ihm im Jahre 1820 die Zeichnungen »Josefs Kleider werden seinem Vater Jakob überbracht«, »Die Auferweckung des Lazarus« und »Das Dankopfer Noes«; ferner die Gemälde »Die Religion«, »Die Heilige Familie«, »Abraham bewirbt die Engel« und »Rebekka am Brunnen«. Von diesen sind besonders die beiden letzten schön ausgeführt. Der Hauch des Morgenlandes weht über den anmutigen Gestalten mit kräftiger, warmer Färbung in schöner, zum Gegenstand passender Landschaft.

Die Farbgebung wurde freilich nicht von allen Zeitgenossen so günstig beurteilt, wie wir aus folgendem sehen: Unter den Berufsgenossen und Landsleuten, mit denen er hier in Verbindung trat, befand sich auch der Wolfurter Gebhard Flatz, den Rhomberg schon im Anfang seiner Akademiezeit kennenlernte. Flatz, der spätere Meister der Nazarenerschule, suchte ihn daher in Wien auf und wurde so bekannt, daß er ihm jeden Morgen die Farben auf die Palette setzte und abends wieder erschien, um die Farben abzusetzen und die Pinsel zu waschen; dafür wurde er von Rhomberg sein Schüler genannt.

Über den Meister von damals schreibt Flatz in seinen Erinnerungen, er habe große Übung im Konzeptieren, habe auswendig gezeichnet, bis zu einem gewissen Grade sehr gut, beim Ausführen aber sei er weit hinter seinen Entwürfen zurückgeblieben. Rhomberg malte nach Ansicht des farbenfreudigen Schülers, von dem selbst Overbeck sagt: »Ja, wenn ich den Pinsel von Flatz hätte«, höchst trocken; deshalb fing Flatz erst in Öl zu malen an, als er Wien verlassen hat, denn er hätte ihm seine Art zu malen in der besten Absicht aufgedrängt. Im übrigen war er sehr gefällig gegen den angehenden Künstler. Dieser durfte sogar die von Rhomberg gemachten Zeichnungen kopieren; doch als ihn Flatz bat, auch andere Sachen aus seiner Mappe zeichnen zu dürfen, sagte der Künstler: »Sie verstehen doch gar nichts, sehen Sie nicht, daß meine Zeichnungen viel besser sind?«

So war das Selbstbewußtsein Josef Anton Rhomberts in kurzer Zeit entwickelt, daß es für ihn eine gewisse Gefahr wurde. Flatz berichtet, es sei gefährlich gewesen, in seinem Beisein andere Künstler zu loben, wie es überhaupt eine Schwäche dieses bedeutenden Mannes war, daß er sich selbst für den größten Meister hielt.

1822 waren von Rhomberg folgende Gemälde ausgestellt: »Christus«, »Die Muttergottes mit Jesus und Johannes«, »Die Schweizer am Rütli«, »Der Tod Abels«, »Die Sintflut« und eine »Sybilla«, die sich jetzt im Ferdinandeum zu Innsbruck befindet.

Wiewohl Josef Anton Rhombergs Bedeutung hauptsächlich auf dem Gebiete der religiösen Kunst liegt, stammt eine Reihe anderer Bilder aus seiner Hand. Von der Fruchtbarkeit geben seine eigenen Aufzeichnungen ein Zeugnis, in denen es heißt: *»Den 3ten Juni 1822 bin ich wieder von Wien, allwo ich mich zweieinhalb Jahr aufgehalten habe, nach München zurückgekommen und ich habe nun hier den Zeitraum von 6 Jahren gemalt; 33 historische Bilder, dann 65 Portrait, dann 8 Portrait kopiert und 8 kleine historische Skizzen gemalt und viele große historische Zeichnungen für Gemälde gemacht. Vom Jahre 1810 bis 1830 habe ich im Ganzen gemalt: 140 Portrait und 74 historische Bilder. Dazu kommen noch 15 gemalte Natur-Akt und ebensoviel Köpfe, dann 25 Skizzen, auch in Öl, jedoch bloß leicht gemalt. Summa 269 Bilder, dann 10 Landschaften = 279.«*

Immerhin fand Rhomberg in München lange nicht den erwarteten Erfolg und das Glück schien von ihm gewichen zu sein. Wohl erhielt er eine kleine Künstlerpension, aber Versprechungen, die ihm den Weggang von Wien erleichtert hatten, erfüllten sich am neuen Wirkungsorte nicht. Große Bestellungen blieben aus und er fühlte sich zurückgesetzt und bedrückt. Obgleich er Bildnisse und zuweilen auch Genrestücke¹ malte, blieb doch die kirchliche Malerei sein Lieblingsgebiet, und seine schönen Altarbilder sind noch vielfach erhalten. Sie atmen alle fromme Hingabe und gläubigen Sinn.

¹ Genrebild: Gattung der Malerei; Bild aus dem alltäglichen Leben. (Anm. d. Hrsg.)

Zum 50. Todestag des Kunstmalers Gebhard Flatz

Heimat, 12. Jg., Oktober 1931, Heft 10

1931 Im Mai dieses Jahres war ein halbes Jahrhundert verflossen, seitdem einer der edelsten Söhne unseres Landes, eine der schönsten Zierden unter den deutschen Malern der Zeit, sein sterbliches Auge geschlossen.

Gehört auch die Kunst jenes Meisters, den wir feiern, zur Romantik, die in der Gegenwart nicht mehr wie einstmals gewürdigt wird, so beginnen andererseits gerade heute einzelne bedeutende Maler der romantischen Schule wieder allgemeiner zu interessieren. Denn nun liegt die Kunst so weit zurück, daß sie jeder leidenschaftlichen Erörterung entzogen und zur sachlichen historischen Betrachtungsweise reif geworden ist.

Es war in den Jahren, da Friedrich Overbeck, einer der vornehmsten Künstler des vorigen Jahrhunderts, in Rom seine Jünger um sich versammelte, da leuchtete der Vorarlberger Gebhard Flatz als ein heller Stern seiner Schule, der die fromme Kunst der Nazarener mit Inbrunst und innerem Drange betrieb und seinen seelenverwandten, eng befreundeten Meister in der Behandlung der Farbe sogar übertraf.

Unser zartsinniger Künstler war am 11. Juli 1800 als das 13. Kind einfacher Bauersleute geboren. Sein Geburtshaus ist das jetzige »Gasthaus zum Mohren« in Rickenbach bei Wolfurt, wo sein Vater nebenbei eine kleine Bäckerei betrieb. In frühester Jugend schon verriet der geweckte Knabe sein Malertalent und zeichnete seine Hefte und Bücher voll Soldaten und Rosse, da in jenen Tagen alles von Krieg und Kriegsgeschrei angefüllt war.

Als Hirtenbub frischte er schon verwitterte Bildstöcklein auf und verdiente sich manches durch Ausbesserung zerbrochener Herrgottsbilder und Tafeln; aus den zusammengesparten Kreuzern kaufte er sich dann Zeichenstifte und Farben. Im Winter mußte er seiner Schwester im Weißsticken helfen. Und seine Schwester hatte für ihn halbe Nächte gestickt, damit das »Gebhardle« am Tag einige Stunden malen konnte.

Als Zwölfjähriger hat Flatz bereits ein Marienbild nachgemalt; er jubelte, wie die Vorbeigehenden es als ein Bild der Muttergottes erkannten, und so wurde es ihm immer klarer, daß er zum »Bildermaler« bestimmt sei. Endlich kam er zu einem Anstreicher nach Haselstauden in die Lehre, wo er auch den Kirchturm zu malen hatte. Wehte im Hause des Mei-

sters ein weißes Tuch, durfte er in seinem Korbe herabsteigen, um zum Essen zu kommen. Einmal war dies früher der Fall, da brachte seine Mutter die Kunde, ein Fremder von Wien wäre da, mit dem er nach Wien reisen könne.

So machte sich Flatz mit 15 Gulden im Oktober 1816 auf die Reise nach der Kaiserstadt an der Donau, nachdem er anderthalb Jahre in der Lehre gewesen war. In Ulm verdingte er sich auf dem Schiff zu rudern, um billiger zu reisen. Doch fand er in Wien keine Arbeit; er mußte mit einer Stellung als Kellner in einem Kaffeehaus fürlieb nehmen, und erst zu Ostern gelang es ihm, eine Beschäftigung im Berufe zu finden, doch hatte er dabei keine Zeit, die Akademie zu besuchen.

Endlich gelang ihm dies, jedoch unter großer Entbehrung, sodaß er lange nur einen Anzug besaß, und wenn er diesen ausbessern ließ, mußte er einfach beim Schneider warten. Auf Rat eines Bekannten, den er im Bierhause traf, wo Flatz meist am Nachmittag seine einzige Mahlzeit einnahm, wagte er in seiner Not den Versuch, sich an den damaligen Kronprinzen Ferdinand zu wenden. Anstatt ein Bittgesuch einzureichen, begab er sich selbst nach Schönbrunn, wo ihn die Wachen für einen hohen Herrn hielten und ihn salutierend passieren ließen. Endlich trat Flatz in ein Zimmer, wo einige Herren durch die Naivität des blauäugigen Knaben gerührt, diesen dem Kronprinzen vorstellten, der ihm dann 60 Gulden auszahlen ließ.

Nach und nach fand Flatz Gelegenheit, bei vornehmen Familien Unterricht im Zeichnen zu geben, und bereits 1824 malte er den hl. Georg für den Grafen Erdödy und für dessen Mutter »Maria mit dem Kinde«. 1826 und 1827 erhielt er an der Akademie den 2. Preis. Im letztgenannten Jahre verließ er Wien und begab sich mit seinem unzertrennlichen Freunde Liberat Hundertpfund, der ebenfalls ein berühmter Maler wurde, nach der gemeinsamen Heimat, wo er die zwei Seitenaltäre auf dem Gebhardsberg malte.

Auch mit Josef von Bergmann, Raphael Kühny und anderen gelehrten Landsleuten war er im »Vorarlberger Klub« oft zusammengekommen. Grillparzer hatte ihm einen Empfehlungsbrief an den berühmten Cornelius mitgegeben, den er in München besuchte.

1829 folgte Flatz dem Rufe nach Innsbruck, wo er während seines vierjährigen Aufenthaltes anderthalbhundert Bildnisse, 1832 auch seinen »Kinderfreund« malte und mit Thorwaldsen und Josef von Görres bekannt gemacht wurde. Mit einer Empfehlung von diesen begab sich aber der junge Künstler 1833 zu Overbeck nach der Ewigen Stadt, wohin er auch eine Empfehlung vom Fürsten Metternich an den kaiserlichen Botschafter mitgebracht hatte.

Es war eine förmliche Sezession¹ am Ende der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als die jüngere Richtung der Maler den Akademismus Fügers und Petters nicht mehr ertrug und selbst Steinle, Kupelwieser und der im gleichen Jahre wie Flatz geborene Führich nach Rom zu Overbeck zogen. Die gleiche Sehnsucht war es, die Flatz einige Jahre später nach Rom führte. Vortrefflich hatte sich Flatz die Formensprache der Waldmüllerzeit zu eigen gemacht, wie schon sein nur in Grau und Weiß gemaltes Bildnis der alten Dame mit der Spitzenhaube im Landesmuseum bezeugt. Aber fünf Jahre lernte er hier inmitten der gleichgesinnten Jünger von San Isidoro und der hl. Sebastian, der um 1834 für Ludesch entstand, zeigt bereits deutlich, wieviel er schon den Umbrenn abgeschaut hatte.

Bald mangelte es dem so vortrefflich eingeführten Künstler in Rom nicht mehr an Aufträgen. Über Empfehlung des Meisters Cornelius und der Gräfin Spaur malte er die Herzogin von Leuchtenberg, die Kaiserin von Brasilien, die Königin von Schweden, die Gräfin Montalembert usw. Auch mehrere Kompositionen zu Montalemberts »Leben der hl. Elisabeth« stammen von Flatz.

Da der Meister von Jugend auf schwächlich war und durch Krankheit viel Zeit verlor, erreichten die von ihm vollendeten Werke im Verhältnis zu seinem Alter keine sehr hohe Zahl. In Rom wurde er auch anderweitig viel in Anspruch genommen und von vielen jungen Talenten mit den verschiedensten Aufträgen überhäuft. Außerdem verwandte der Künstler auf die Ausführung seiner Gemälde die größte Sorgfalt und brauchte daher auch mehr Zeit zu ihrer Vollendung, zumal er die seltene Gabe, Vieles und Gutes zu leisten, nach seiner eigenen Aussage gar nicht besaß.

1837 vollendete Flatz das herrliche Bild für Baronin Biegeleben, welches die »Rückkehr Mariens von der Grablegung Christi« darstellt.

Nach fünfjährigem Aufenthalte in Rom vermählte sich Flatz 1838 in Wien mit Maria Reichsfreii von Foullon-Norbeek und richtete sich nun im Schlosse Büchsenhausen bei Innsbruck ein. In diesem Jahre malte er für die Redemptoristen² dortselbst das Bild des hl. Alfons und den Traum des hl. Josef, der mit der Jahreszahl 1840 signiert ist, und den Appellationsrat³ Bereuter der Kirche in Hohenems schenkte, wo es sich noch über einem Seitenaltar befindet. Ein ähnliches Bild gelangte nach Brüssel in den Besitz von Baron Hobrugge. Eine hl. Elisabeth für Baron Giovannelli in Gries bei Bozen und die Rosenkranzmadonna am anderen Emser Seitenaltar stammen aus dieser Zeit.

¹ Sezession: Auswanderung; Absonderung. (*Anm. d. Hrsg.*)

² Redemptoristen: Geistlicher Orden. (*Anm. d. Hrsg.*)

³ Appellation: Anrufung, insbesondere eines höheren Gerichtes. (*Anm. d. Hrsg.*)

In Innsbruck fühlte sich Flatz nicht recht heimisch, das Klima tat seiner schwachen Gesundheit nicht gut, und stilles Heimweh nach der Ewigen Stadt bewog ihn 1840, dorthin zurückzukehren, wo ihn schon bald die schwerste Prüfung seines Lebens ereilte, indem er seine innig geliebte Gemahlin nach kaum zweijähriger glücklicher Ehe verlor. Bald nach der Ankunft in Rom wurden beide vom Wechselfieber befallen. Durch einen Aufenthalt im nahen Frascati hofften sie die Gesundheit wieder zu erlangen, aber die Frau und ein Kind starben bald und wurden in der Domkirche beigesetzt. Flatz brauchte ein Jahr, um sich von diesem schweren Schlag zu erholen und seine gewohnte Künstlertätigkeit wieder aufzunehmen. Rührend schön ist das Schreiben, mit dem sein treuer Freund Overbeck den schwer heimgesuchten Freund aufzurichten bemüht war.

Je mehr Freundschafts- und Familienbande jedoch der unerbittliche Tod auflöste, um so zurückgezogener lebte nun Flatz im Ringen nach idealer Schönheit einzig der göttlichen Kunst. Und im stillen Kreise seiner Gemälde verlebte er nun seine seligsten Stunden. 1841 malte er St. Josef für den Fürstbischof Tschiderer von Brixen, im nächsten Jahre die »Geburt Christi«, die vom Kaiser zum Hochaltarbild in der Hofkapelle gewählt wurde. 1844 vollendete Flatz die Verklärung des hl. Franziskus für den Altar der Franziskanerkirche in Schwaz, die Overbeck wie ein Gemälde in italienischem Stil erschien. Ein ähnliches befindet sich auch in der Franziskanerkirche in Krakau.

Dem Jahre 1843 gehören an: die Madonna mit dem Jesuskind, für den reichen Privatmann Serre in Lyon, der hl. Stanislaus für den Grafen Poniatowsky und die büßende Magdalena für Lord Kilmory in Irland.

Im Jahre 1845 malte Flatz eine Hl. Familie für die Familie Gruber in Lindau und die Madonna mit dem Jesuskind, ein Werk, das nach Darstellung und Schönheit an Raffael erinnert, für die Kirche seiner Heimatgemeinde. Auch der schlafende Jesusknabe für Poniatowsky stammt aus diesem Jahre. Dem folgenden gehören an: die hl. Cäcilia für Baron Giovannelli und Gott Vater, Lünette⁴ für das Franziskanerbild in Schwaz.

Gegen Ende der vierziger Jahre wiederholte Flatz seine beliebten Gemälde der hl. Cäcilia für London und New York, Magdalena für Manchester und Palermo, Bilder, die immer wieder bestellt wurden, sowie eine Madonna für London und 1849 das Herz Jesu für Bischof Tschiderer von Brixen. Das 1851 entstandene große Ölgemälde »Abraham und die drei Engel«, ein reizvolles Idyll, gelangte ebenfalls nach der englischen Hauptstadt.

1852 schuf Flatz für Lord Kilmory in Irland zum ersten Mal jene unter dem Namen »Adoro te« bekannte Madonna, die von den Freunden

⁴ Lünette: »Möndchen«; halbkreisförmiges Fenster. (Anm. d. Hrsg.)

des Meisters als ein Juwel bezeichnet wurde und als bis dahin vollendetstes Werk des Künstlers gilt, von dem der große Cornelius sagt, es wäre die schönste Madonna, die in neuester Zeit gemalt worden sei; ein Bild, das er auch für sich wünschte. Maria neigt sich in anbetender Liebe über das Kindlein, dessen Holdseligkeit nach Overbecks Worten nicht zu beschreiben ist. Dieses noch heute in der kirchlichen Kunst beliebte Bild wurde von Flatz fünf Mal gemalt. Alle Marienbilder des Meisters sind von bezaubernder Schönheit für die gläubige Seele des Gegenwartsmenschen. Doch verfällt Flatz bei vielen Werken, besonders des Alters, der dem Nazarenertum vielfach eigenen Weichheit.

Die Ausführung des Allerseelenbildes als Altarblatt für Bozen trug Flatz 1853 auch das Lob des Papstes ein, der bei dieser Gelegenheit zu ihm sagte: »Ihr Deutsche führt alles mit größerem Fleiße aus und behandelt das Heilige heilig!«

1854 malte der Künstler die Madonna für Fürstbischof Förster von Glogau und 1857 die Hl. Familie für den Grafen Poniatowsky in Kiew, der ihm manchen Auftrag erteilt hatte, und das Abendmahl für den berühmten Kardinal Manning in London. Im nächsten Jahre vollendete er die herrliche Magdalena, eines jener Gemälde, die am tiefsten ergreifen und zum Herzen sprechen. Ein solches ließ auch der bekannte Bischof Stroßmair malen und ein anderes wurde (1877) vom Kaiser von Österreich erworben.

Während der ganzen Zeit war Flatz oft krank und mußte Rom wiederholt verlassen. Als Landaufenthalt liebte er besonders das Gebirgsdorf Rocca di Papa, das wegen der entzückenden Aussicht, der schattigen Kastanienhaine und der Nähe der Alpen den Künstler besonders anzog, zumal auch Overbeck gern hier weilte.

Aber trotz schwerer körperlicher Erschütterung schuf Flatz auch im Jahre 1859 hervorragende Kunstwerke. So den Tempelgang der Hl. Familie als Altarblatt für seinen vielfachen Auftraggeber, Sir Blundell in Liverpool, und ein herrliches geschichtliches Charakterbild, »ein schönes Symbol seines Ideals und des Strebens seiner Kunst«, das miniaturartige, elfenbeinfarbige Gemälde von Angelico da Fiesole, welchen Meister der mystischen Kunst des 15. Jahrhunderts Flatz mit Vorliebe studierte, so daß er auch der »tirolische Fiesole« genannt wurde.

Auf dem Bilde, das schon als das hervorragendste Werk des Künstlers bezeichnet wurde, stellt Flatz den jungen Dominikanermönch dar, wie er unter dem Schutze des hl. Lukas kniend die Mutter Gottes mit ihrem Kind malt, die sich auf einer Wolke zu ihm herabgelassen hat. Die Gestalt Fiesoles ist so erhaben schön, daß sie jedes unbefangene Gemüt tief ergreift. Wiewohl ihm von anderer Seite ein Mehrfaches geboten wurde, überließ Flatz sein Kunstwerk dem Ferdinandeum in Innsbruck.

In den fünfziger Jahren stand Flatz bereits auf den reifen Höhen seines Schaffens, und wie bei den anderen Künstlern seiner Schule drückt sich die Kunst auch bei ihm in der ganzen Lebensform aus. Sie war den Nazarenern eine Art Gottesdienst und sie fühlten sich zu einem priesterähnlichen Lebenswandel berufen.

Um 1860 vollendete Flatz für die Hauskapelle Lord Blundells den »Englischen Gruß«, dessen kraftvolle Idealgestalten an Raffael erinnern, ein Herz-Jesu-Bild (1860) für die Kirche der Oratorianer⁵ in London, und »Christus heilt die Gebrechlichen«. Hier hat der Meister 1861 eine schwierige Aufgabe der Kunst in glücklicher Weise gelöst, indem er Personen mit vielen Gebrechen naturwahr zeichnete, ohne dabei das Schönheitsgefühl zu verletzen.

1863 malte Flatz die Geburt Christi für Lord Blundell, die figurenreichste Komposition, und die Krönung Mariens, dann »Christus erscheint nach der Auferstehung seiner Mutter« als Altarblatt für den Grafen Poniatowsky. Dann begann er damals auch das heute in Wolfurt befindliche Hochaltarbild, das durch Wahl der Farben und Formen, durch Frische und Innigkeit erquickt, sodaß man einen jungen Künstler vermuten möchte, und doch hat er dieses Gemälde erst zehn Jahre später vollendet.

1864 schuf Flatz für die Hauskapelle des Lord Blundell »Jesus am Ölberg«, in welchem er den höchsten Seelenschmerz meisterhaft darstellt. Eine andere Frucht dieses Jahres ist der »sterbende Franz von Xavier«. Die schöne Gestalt des hl. Franziskus liegt auf einer Binsenmatte und heiliger Friede und selige Ruhe sprechen aus seinem Antlitz.

1865 brachte »Christus mit Maria und Martha« für Mr. Ramsfort, 1867 eine Madonna für die Familie Flatz in Wien und die »Einsetzung des Abendmahls« für eine Familie Penner in Schwaz. 1868 »die hl. Philomena« für die Kirche der Englischen Fräulein in Brixen.

Im Jahre 1869 vollendete er die »Mater Dolorosa«, die man zu den besten Werken des Meisters zählt. Wie andere große Künstler hat hier Flatz das Tragische erfaßt, wie es die höchste ideale Befriedigung gewährt. Von seinen drei Darstellungen der schmerzhaften Mutter wird besonders die dritte als vollendetes Meisterwerk bezeichnet, das Flatz 1870 seiner Nichte im Kloster Thalbach verehrte.

In diesem Jahre kehrte der alternde Meister von der lieb gewonnenen Tiberstadt in seine Heimat zurück. Er war dort einsam geworden: Seit 1869 ruhte sein großer Freund Overbeck, eine Seele voll bezaubernder Güte, im Schatten des Petersdomes, wo auch die Landsleute Konrad Dor-

⁵ Oratorianer: Geistlicher Orden. (*Anm. d. Hrsg.*)

ner und sein geliebter Schüler Jakob Fink auf dem deutschen Künstlerfriedhofe schon schliefen. Sein Abschied wurde von den deutschen Künstlern dankbar gefeiert, denen er so viele Jahre ein väterlicher Freund und Führer in allem gewesen.

In Bregenz, wo er oberhalb der Pfarrkirche wohnte, malte der hochgefeierte Mann noch zahlreiche religiöse Blätter, die jedoch infolge des höheren Alters immer weicher und kraftloser wurden.

1872 malte der Meister sein »Herz Jesu«, in dem Christus im hohenpriesterlichen Gewande in höchster Anmut und mit frei auf die Schultern niederwallenden Haaren dargestellt ist. In folgenden Jahren wurde das Bild auch für das Spital in Bregenz, für die Kirche in Thalbach, für die Stella Matutina, für die Barmherzigen Schwestern in Sulzberg und seine Votivkapelle auf dem Wege zum Gebhardsberge gemalt.

1875 wurde »St. Bonaventura« vollendet und dem Landesmuseum vermacht. In ernste Gedanken vertieft schaut der Heilige in das geöffnete Buch, und Heiligkeit leuchtet aus seinem ausdrucksvollen Gesicht. Das Bildnis des Paters Rehm für das Kloster Thalbach war sein letztes Werk (1877).

Am 19. Mai 1881 erlosch das leuchtende Licht am Himmel der Kunst, und auf dem Friedhof am Ölrain, nicht bei der alten Pfarrkirche, wo Flatz gewohnt hat, wurde er neben seinem Jugendfreund und Kunstgenossen Hundertpfund beigesetzt, und noch ist sein Grabmal links vom Eingang zu sehen.

Hier ruht die edle Seele, die jedem Menschen wohlgesinnt war und von der man wahrhaft sagen kann, daß in ihren Schöpfungen ein Abglanz ihres Wesens leuchtet und daß sie Kinder seines vornehmen Geistes sind und den sinnigen Hauch eines heiteren, für alles Große und Schöne empfänglichen Gemütes tragen.

So zählt also dieser Mann voll anspruchsloser Liebenswürdigkeit zu den hervorragendsten Erscheinungen unseres Landes; als Mensch und Künstler ist er ein strahlender Edelstein in der Ehrenkrone Vorarlbergs. Gab es doch Kunstkenner, die Flatz den Vorzug vor allen damals in Rom weilenden Künstlern einräumten und Overbeck selbst antwortete, als man ihn fragte, weshalb er mehr komponiere als male, »ja wenn ich den Pinsel von Flatz hätte!«

Als einem der ersten und echtsten Nazarener gilt von unserem Meister in besonderem Grade, was Hans Tietze von dieser Schule im allgemeinen sagt: »Die Echtheit ihres Glaubens und die Zartheit ihrer Empfindung verleihen ihren Persönlichkeiten einen Reiz, der zur Bewertung ihrer Werke beiträgt. Sie waren fromm und haben zumeist religiöse Gegenstände gemalt, aber ein Teil der Andacht, die sie in ihre künstlerische Arbeit hineinbringen, drückt sich auch in der Treue aus, mit der sie in jede Form eindringen; in metallischer

Schärfe stehen Personen und Dinge da, jedes Detail wird unter die Lupe genommen. Diese bis zur Erbarmungslosigkeit getriebene Genauigkeit der Schilderung bringt die nazarenischen Erzeugnisse jener modernen Kunstrichtung nahe, die man als neue Sachlichkeit zu bezeichnen pflegt.«



Alte Dame
mit der
Spitzenhaube
(aus dem
Landes-
museum:
Frauen-
bildnis
von
Gebhard
Fatz)

Der Kunstmaler Johann Dorner

Feierabend, 14. Jg., 1932, 31. Folge

1932 Unter den vielen Talenten, die der Bregenzerwald hervorgebracht hat, steht der Historienmaler Johann Dorner in der vordersten Reihe. Er war am 15. August des Sturmjahres 1809 auf der Alpe Junghausen im abgelegenen Balderschwangertale auf die Welt gekommen, wo seine Eltern aus Hittisau den Sommer über eine kleine Viehwirtschaft betrieben. Er war der Dritttälteste von sechzehn Geschwistern und wie bei so manchem Künstlerleben offenbarte sich auch bei ihm das Talent schon in früher Jugend, so daß der Lehrer die Eltern aufmerksam machte, den Sohn zur weiteren Ausbildung nach Bregenz zu schicken. Und bereits nach Verlauf eines Jahres erscheint der junge Dorner in München, wo 1824 unter Peter Cornelius die deutsche Malerei aufs neue erblühte.

Hier machte Dorner bald überragende Fortschritte und als er 1836 das erste Bild ausstellte, das eine humorvolle Kneipszene darstellte, fand es allgemein Beifall und wurde vom Bruder des Königs erworben.

Ein kurländischer Gutsbesitzer, Baron Osten-Sacken, bewog Dorner, mit ihm nach Kurland zu ziehen, wo er reiche Arbeit in der Bildnismalerei fand und sich 1841 mit Lina Reteg aus Mittau vermählte. 1844 übersiedelte er nach St. Petersburg, wo ihm sein Studienfreund Josef Weis tatkräftig an die Hand ging und der Herzog von Leuchtenberg, der Präsident der Akademie, ihn aufs freundlichste empfing. Durch seine wohlgelungenen Werke »Estin im Brautschmuck« und »Priamus und Thysbe« lenkte er die Aufmerksamkeit des russischen Hofes auf sich. Zar Nikolaus erwarb beide Gemälde und blieb dem Künstler fortan gewogen. Bei einer Ausstellung von Heiligenbildern erhielt er den Vorrang und den Auftrag, eine Anzahl Heilige für den Chor der Isaakskirche zu malen, eine Arbeit, die ihn drei Jahre lang in Anspruch nahm und ihm den Betrag von 80.000 Franken eintrug. Daraufhin malte er ein damals vielbesprochenes Bild »Die beiden Sklavinnen«, das wieder der Zar angekauft hat.

Nach dem Tode des Herzogs von Leuchtenberg verließ Dorner Rußland und begab sich nach München, wo er ein »Ecce homo«, eines seiner besten Gemälde, ausstellte, das durch die leuchtende Farbe sowie durch die plastische Ausführung ungewöhnlichen Beifall fand und später von der Königin Olga von Württemberg um den hohen Betrag von 10.000 Franken erworben wurde. Diese kaufte ferner sein Bild »Maria mit dem Kind auf der Flucht nach Ägypten«.

Bald zog es den Künstler nach Rom, wo er auf dem Weg dorthin in Bologna ein halbes Jahr bei seinem Bruder verweilte, der dort den Gasthof zum Pelegrino besaß, denn bis nach Italien waren seine Geschwister durch den ausgedehnten Käsehandel gekommen. Hier veranlaßte der Künstler seinen Bruder, ein heute in der Alten Pinakothek zu München befindliches Bild der heiligen Cäcilia zu erwerben.

Von den in der Ewigen Stadt entstandenen Bildern, die Dorners Kunst auf der Höhe ihrer Entfaltung zeigen, gelangten viele an den russischen Hof, der unserem Künstler auch fernerhin besondere Teilnahme bewahrte. Immerhin ist eines seiner herrlichsten Werke, die »Madonna mit dem Christuskind und dem jungen Johannes an einer Quelle kniend«, durch ein Geschenk des Königs Ludwig in die Neue Pinakothek nach München gekommen. Ein ebenso wertvolles Gemälde, den heiligen Augustin mit seiner Mutter darstellend, kam in den Besitz des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen.

Im Verlaufe seines zehnjährigen Aufenthaltes in Rom schuf Dorner manches treffliche Gemälde, von denen die »Madonna mit dem Kind und dem hl. Josef« in den Besitz des Zaren von Rußland, »Gretchen am Spinnrad« nach Goethes »Faust« an die Fürstin Bariatinsky, »Christus am Ölberg« in den Besitz der Baronin Stieglitz nach St. Petersburg kam. Die »Madonna mit dem Kinde« kam unvollendet an die Zarin von Rußland, während »Christus unter Blumen sitzend« an König Ludwig von Bayern gelangte. Auch das »Christkind im Grünen« stammte aus der römischen Schaffenszeit des Künstlers.

Dorners Werke zeigen alle die nämliche Sorgfalt und echt künstlerische Ausführung. Eine unübertreffliche Wahrheit und Echtheit der Empfindung, eine überaus reizvolle harmonische Farbengebung verleihen seinen Werken bleibenden Wert. »Es sind Schöpfungen eines im ernstesten Sinne des Wortes lebenswürdigen Geistes, der aus der Tiefe innerer Erfahrung heraus mit Wahrheit und Treue gestaltete, was ihn erfüllte.«

Während seines Aufenthaltes in Rom verkehrte Dorner viel mit dem berühmten Kunstgenossen Cornelius, den er schon von der Studienzeit her kannte; auf seine Anregung hin hat es Dorner mit dem größeren Werke »Wie Christus den Jüngern erscheint« versucht. Es blieb jedoch unvollendet; ein Jahr schweren Leidens brach die Kraft des noch rüstigen

Gerüst
zum Bau
der neuen
Lingenauer-
tobel-
Brücke



Mannes und es quälte ihn selbst der Gedanke, kein Talent für seine Kunst zu besitzen. Gleichwohl hegte er bis an sein Ende die Hoffnung, seine großen Entwürfe noch zu vollenden. Aber bereits am 30. Juni 1866 schied der von den Seinen wegen seiner Aufrichtigkeit und Treue geliebte Künstler aus diesem Leben. Er fand auf dem deutschen Künstlerfriedhof unmittelbar am Petersdome sein Grab.

Hanno Rhomberg – Ein vergessener Vorarlberger Maler

Heimat, 9. Jg., 1928

Hanno Rhomberg erblickte das Licht des Lebens am 27. Februar 1819 zu München und wurde nach seinem Großvater Johannes getauft, doch blieb sein Rufname Hanno bei seiner Familie allein im Gebrauch. Schon dem Kinde schien die Liebe zur Kunst angeboren und wies auf seine künftige Laufbahn. Am liebsten war er mit Griffel und Bleistift beschäftigt und gab dem Vater, dem Kunstmaler Josef Anton Rhomberg, so Anlaß, ihn in dieser Betätigung mit dem Pinsel in der Hand darzustellen. 1928

Die Schule besuchte Hanno nicht gern; er hing zu leidenschaftlich an der Natur und jagte lieber den bunten Schmetterlingen und schillernden Käfern nach, aber in den vier Wänden der Klasse war ihm nicht wohl. Träumerisch saß er über den Büchern, die er zum Verdrusse der Lehrer mit allerlei Zeichen versah, und nur mühsam schleppte er sich durch die Volksschule und die unteren Jahrgänge des Gymnasiums, wohin ihn der Vater dennoch gegeben hatte, damit er die nötige Allgemeinbildung erlange. Nachdem Hanno schon während seiner Schulzeit vom Vater Unterricht im Zeichnen erhalten hatte, besuchte er dann die Akademie der bildenden Künste. Aber auch hier scheinen ihm die Studien nicht besonders zugesagt zu haben und sobald seine Kenntnisse hinreichend waren, trat der Knabe als Schüler bei dem berühmten Schnorr von Carolsfeld ein, wo er indes nicht lange verblieb.

Unter Leitung Josef Bernhards übte er die Bildnismalerei aus und dieser treffliche Meister der Farbe verstand, den schlummernden Farbensinn in seinem Schüler zu wecken, der auch mehrfach Heiligenbilder und Porträts malte.

Größeren Einfluß übte auf ihn dann der berühmte Karl von Enhuber aus, der in der Zeit von 1845 bis 1860 das Haupt der Münchner Genremeister war und mit seinem feinen und wahren Humor eine Fülle von Empfindung und Poesie ohne Spur von Abhängigkeit schuf. Mit diesem gefeierten Künstler hatte Hanno manches gemein, und wenn er ihn auch nicht ganz erreichte, strebte er doch wie jener nach höherem Aufschwung in dieser Kunst, nach lebhafterer Betonung der Farbe, realisierterer Behandlung des Stoffes und schärferer Ausprägung der Charaktere.

Enhuber war jedoch eine viel zu großzügig angelegte Natur, als daß ein innerlich so selbständiges Talent wie das Rhombergs von ihm hätte

nicht angezogen werden müssen. Von Enhubers Vorbild angeregt, ging Hanno zum eigentlichen Genrebild¹ über. Er erkannte wie jener, daß die Genremaler, die aus der Münchener Schule monumentaler Kunst hervorgegangen waren, mit den aus diesen herübergenommenen Überlieferungen brechen müßten.

Anfangs der fünfziger Jahre hatte er seine Richtung als Genremaler gefunden und schon die Werke aus dieser Zeit bezeugen, wie richtig seine Wahl war. Auch sein Vater sah viel zu klar, um den Sohn in die strenge Bahn der religiösen Malerei zu drängen, in der er selbst gewirkt hat.

Den Beginn jener Kunstrichtung, in der Hanno Rhomberg einen solchen Höhenflug nahm, wurde um die Mitte der vierziger Jahre durch seine köstlichen Eremitenbilder eingeleitet. Unter ihnen begegnen wir einem »Alten Waldbruder«, der in seiner traulichen Zelle eine Nadel einfädelt, um an seinem zerschlissenen Kleid etwas zusammenzunähen. Ein anderes prächtiges Bild ist der »Betende Einsiedler«. Die Finsternis seiner Klausur ist von einem Lichte erhellt, das seinen rötlichen Glanz auf die verwitterten, aber vom Feuer der Inbrunst beseelten Züge des frommen Bruders verbreitet. In andachtvoller Demut blickt aus dem verklärten Antlitz sein schwärmerisches Auge zu einem von rohen Ästen zusammengehefteten Kreuzbild empor.

Unter seinen Einsiedlerbildern verdient sodann auch »Der Schule haltende Klausner« hervorgehoben zu werden, der unter einem schalkhaften Schwarm prächtiger Bauernburschen und Mädchen Unterricht geben soll. Jung erblühende Mädchen und besonders Kinder verstand Hanno mit allem liebreizenden Zauber herzwinnender Kindheit und Kindlichkeit darzustellen.

Jahre hindurch bekundete Hanno Rhomberg bei seinen vortrefflichen Studienköpfen an der Akademie ein gutes Talent. Das Jahr 1848 befreite auch sein künstlerisches Genie vollkommen von den Fesseln des akademischen Zwanges und rasch nahm nun sein Schöpfergeist den Flug in seine eigene Welt, wo er bald eine Reihe in ihrer Art klassischer Gemälde schuf.

Ende der vierziger Jahre verkehrte Hanno viel mit dem Augsburger Maler Ferdinand Wagner, dem Meister der Fresken am Fuggerhause, und mit dem Schlachtenmaler Feodor Dietz, später dann besonders mit dem viel älteren Münchner Josef Müller, welche alle als zu Rhombergs engem Freundeskreise gehörig, nicht ohne Einfluß auf dessen Kunstschaffen blieben. In seinen »Sonntagsjägern« verspottet er die neuen Jagdfreunde, die nach der Abänderung der Jagdgesetze im Jahre 1848 wie Pilze aus der

¹ Genrebild: Gattung der Malerei; Bild aus dem alltäglichen Leben. (*Anm. d. Hrsg.*)

Erde schossen. Auf diesem humorvollen Bilde erkennt man drei gut gezeichnete Sonntagsjäger, den Dorfschulmeister, den Schuster und den Küster. Ohne ein Haar oder eine Feder erbeutet zu haben, schleichen sie, um nicht gesehen zu werden, still und beschämt nach Hause. Aber sie haben auch auf dem Heimweg noch Pech, indem ihnen der Berufsjäger, mit reicher Beute beladen, begegnet und ihnen grinsend ein erlegtes Stück Wild unter die Nase hält. Nun werden sie für den Spott im Herrenstübl auch nicht mehr zu sorgen haben.

Rhombergs Bilder sind oft von so erquickender Heiterkeit, daß jeder Beschauer sich von ihnen angezogen fühlt und sie immer wieder mit neuem Wohlgefallen betrachtet. Und die Pillen des Spottes sind in ihnen mit dem lachenden Golde geistvollen Humors überzogen, daß selbst der Betroffene sie ruhig hinunterschluckt und sie in dem Unbefangenen weder Bitterkeit noch pharisäischen Hochmut erwecken.

Sehr heiter hat der Künstler »Zwei junge, in die Ferien reisende Studenten« dargestellt. Im Vollgefühl der Befreiung von drückendem Schulzwang sind sie nun, ohne Gefahr, entdeckt zu werden, bei der nächsten Dorfkrämerei außerhalb ihres Studierstädtchens in den Laden eingetreten, um sich die lang ersehnten Zigarren zu ihrem ersten Versuch in der edlen Kunst des Tabakrauchens zu kaufen. Der alte Krämer preist seine schlechte Ware, die auch den Jungen gar köstlich bedünkt; während der eine seinen Rauchringen schwärmerisch nachblickt, bläst der andere an einer verstopften Zigarre. Diese reisenden Schüler, oder wie das Bild auch genannt wird »Die ersten Zigarren« wurden von König Ludwig I. für seine 1853 vollendete Neue Pinakothek erworben. Damit hatte sich Hanno Rhomberg einen berühmten Namen weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus begründet, ohne jedoch daraus Hoffnungen auf eine schönere Zukunft zu schöpfen, was andere Künstler wohl getan haben würden. Seine Bescheidenheit in bezug auf sein Können war nur zu groß, und er selbst war vielleicht der letzte, der sich von dem Werte seiner Leistungen überzeugen ließ.

Dieses Gemälde wurde mehrmals nach dem Künstler wiedergegeben und war in seinen Vervielfältigungen ein beliebtes Stück des Kunsthandels. Eine Wiedergabe des Bildes erschien auch in der Dornbirner Nummer der »Heimat« 1926. Nach dem Zusammenbruch wurde das Bild vom Hause Wittelsbach in Privatbesitz zurückgezogen und 1927 vom Fabrikbesitzer J. Rhomberg erworben. Damit ist eines der wertvollsten Gemälde Hannos dem Lande gesichert, was um so mehr zu begrüßen ist, als es an Werken dieses bedeutenden Sohnes überaus arm ist.

Ein anderes Gemälde, das ebenfalls vom König für die Pinakothek erworben wurde, ist »Der Schlittenschnitzer«, dessen farbige Kopie noch

gegenwärtig (1928) im Kunsthandel erhältlich ist und ebenfalls in der »Heimat« erschien. Ein vor einem Hause sitzender alter Mann schnitzt zur Winterszeit an einem Stück Holz, um den Handschlitten des rechts von ihm knienden Knaben auszubessern. Ein Mädchen mit kleinerem Knaben, der die Peitsche unter dem Arm, sich in die kalten Händchen bläst, steht daneben. Der Hintergrund gewährt den Ausblick auf die Dorfstraße, wo man einen Knaben auf Rodelschlitten bemerkt.

1857 sah man in der Ausstellung des Münchner Kunstvereines »Die Werkstätte eines Dorfmalers«, die uns einen ersten Versuch im Porträtieren vorführt, womit sich der gleichfalls zum Künstler bestimmte Sohn des Dorfmalers abquält. Er ist gerade daran, einen Jungen zu malen, der halb erfreut, halb verlegen über die unerwartete Ehre ihm gegenüber Platz genommen hat, während der sachverständige Vater des angehenden Künstlers zwischen den beiden über den Tisch hereinschaut.

Im Sommer 1858 wurde die köstliche »Votivtafel« vollendet. Einem altbayrischen Bauern ist sein Weib, vielleicht sogar seine Kuh erkrankt und er hat sich in dieser mißlichen Lage zur Mutter Gottes verlobt. Die Gefahr ging vorüber und nun hat er beim Dorfmaler die gelobte Tafel herstellen lassen und der Bauer soll sie bezahlen. Der Preis für ein solches Gemälde kann zwar nicht gar zu groß sein, doch scheint er dem Besteller viel zu hoch gegriffen, da das befürchtete Unglück vielleicht auch ohne sein Gelöbnis vorübergegangen wäre. Die Kinder des Bauern jedoch geben sich unbesorgt um den Preis dem vom Maler gebotenen Kunstgenuß hin.

Das Jahr 1859 brachte die Bilder »Der beste Schüler« und »Die engen Stiefel«. Ein Mann in voller Blüte bemüht sich, in anscheinend zu enge Schaftstiefel zu schlüpfen, während der Schuster besorgt zuschaut. Das erstgenannte Bild ist auch unter dem Namen »Der Schulmeister an seinem Namenstag« bekannt. Ein Bauernknabe hat in Begleitung der Mutter oder älteren Schwester dem Schulmeister an seinem Namenstag einen Schinken überbracht und wird von dem Alten, der seine Hand auf das blonde Haar gelegt hat, wohl eine belobende Anerkennung empfangen. Auf dem Stuhl liegt ein Blumenstrauß, den vielleicht schon ein anderer Knabe gebracht, der jetzt hinter dem Lehrer mit Schreiben beschäftigt, gerade in seiner Tätigkeit unterbrochen worden ist.

Dieser so lebendig dargestellte Augenblick ist gewiß mit des Künstlers Absicht nicht ganz ohne Gram ernster sozialer Anspielung, indem er an die gesellschaftlich abhängige Stellung des Lehrerstandes erinnert, in welcher er so lange zu wirken verurteilt war.

Mit Hannos Erfolgen hielt seine Produktivität gleichen Schritt. Eine Reihe von Bildern, voll der heitersten ungezwungenen Stimmung, ging

nacheinander aus dem Arbeitszimmer des emsig schaffenden Meisters hervor. Im Jahre 1860 schuf er den »Bestraften Nascher« und »Das zweite Glas«, welches für die Nationalgalerie erworben wurde, denn bis in die Neue Welt war bereits sein Künstlernahe gedungen. Bekannt gewordene Bilder von Hanno Rhombert sind auch »Das Innere einer Fischerhütte« oder »Die Fischerfamilie«.

Im genannten Jahre malte Hanno auch den »Tausendkünstler in der Dorfschenke«. In der Wirtsstube eines ländlichen Ortes erschien ein Mann von abenteuerlichem Aussehen. Ihm folgte sein Weib mit einer Drehorgel und ein Mädchen. Nachdem jener den Mantel abgeworfen hatte, führte er verschiedene Kunststücke vor. Zuletzt läßt sich der Zauberer eine brennende Papiertüte auf seine Nasenspitze setzen und führt dabei noch seine tanzenden Bewegungen aus. Eine solche Leistung hat selbst den Pfarrer in Erstaunen gesetzt, und auch der Schullehrer hat für einen Augenblick seine Zeitung auf die Seite gelegt. Der Junge des Wirtes sucht halb neugierig, halb furchtsam Zuflucht in des Vaters Schoß. Durch das Fenster blicken Nachbarn und Kinder herein und selbst die Bedienerin bleibt mit ihrem Maßkrug bei dieser Höchstleistung des Wundermannes für einen Augenblick stehen. Unterdessen hat das kleine Mädchen des Fremdlings sich der Gesellschaft genähert, um ihr Sammelgeschäft zu beginnen.

Im Jahre 1861 entstanden »Der Tintenlecks« und »Der treue Gefährte«. Dieses Bild stellt ein Mädchen mit einem langhaarigen gefleckten Hund dar, der dem Kind treuherzig die Hand leckt, während es ein Stücklein Brot in die Höhe hält.

Im Jahre 1862 entstand »Der Scherenschleifer und sein Bube« oder »Der Junge am Schleifstein«, sowie »Der Vogelhändler« oder »Der gefangene Vogel«. Ein solches Bild kam in die Pinakothek und soll sich jetzt im Schloß zu Berchtesgaden befinden. In einem kellerartigen Raume sitzt auf einer Holzbank ein bejahrter Mann, der den Zeigefinger erhebt und seine Vögel berührt. Vor ihm steht eine junge Frau mit einem Knaben, die einen Vogel im Käfig, den sie mit ihren Händen in die Höhe hebt, betrachtet.

Im Jahre 1863 vollendete Hanno auch den »Auftrag der Mutter« oder »Die mütterliche Ermahnung«. Hannos feinfühler Pinsel hütete sich stets, Stimmungen und Zustände bildnerisch festzuhalten, die den Beschauer anwidern, wie es bei Gemälden mit Krankheits- oder Unglücksfällen aus dem Alltagsleben geschehen kann, wenn in ihnen kein versöhnender Ausgang angedeutet ist. Und stellt unser Künstler einen solchen Vorgang überhaupt dar, wie es z. B. in seinem »Jungen vor dem Landarzt« der Fall ist, so erweckt dies bei dem Betrachtenden kein Gefühl des Miß-

behagens. Im Gegenteil, das sich hier kundgebende Angstgefühl in dem kleinen Patienten vor dem Doktor erregt Heiterkeit, weil wir gleich sehen, daß dem Jungen nicht allzu viel fehlt und ihm der Arzt auch gar nicht wehe tun wird.

Einzelne seiner schnell beliebt gewordenen Bilder hat Rhomberg öfters mit geringen Änderungen wiederholt, so den »Bestürmten Vater«. In seiner Bauernstube ist ein Knabe, vielleicht ist es der Sohn selbst, eben mit zwei jungen Hunden in einer Zeine eingetroffen und zeigt einen dritten vor, während die anderen Kinder des Bauern den Vater bitten, das Tierchen zu kaufen. Doch er besinnt sich. Die Mutter ist gerade in der Küche beschäftigt und sieht der Überlegung ihres Mannes nicht ohne Bedenken zu.

»Der Zeitungsleser mit dem Schreihals auf dem Knie« wurde unter dem Titel »Die Zeitung« von Brennhäuser in Stahl gestochen. Selbst in die Neue Welt war sein Künstlernamen gedungen, wo seine Werke in Nordamerika sehr gute Aufnahme fanden, und nicht zu Unrecht hat man Hanno Rhomberg mit dem flämischen Maler Teniers (tenjé) verglichen. Wie jener niederländische Maler sich in seinen Bauernbildern durch gemüthlichen Humor und reiche Komposition, geistreiche Charakteristik, lebhaftige Darstellung und Frische der Farben hervortat, so auch unser heimischer Künstler.

Hübsch sind auch die an einer Feldsäule »Plaudernden Mädchen«. »Das Frühstück in Tirol« zeigt uns drei vornehme junge Reisende von ganz verschiedener Art in einem Wirtshaus. Ähnliche Gestalten mag der Künstler bei seinem langjährigen Sommeraufenthalt in den Tiroler Bergen oft genug beobachtet haben.

Seine letzte Arbeit war eine Wirtshausszene, die 1869 als größeres Gemälde auf der Kunstausstellung zu München ob der Eigenart des Gedankens und der Feinheit der Durchführung allgemein Anerkennung fand. Aber es war ihm nicht mehr gegönnt, des Erfolges froh zu werden, den die Münchner Schule in jenem Wettkampf der Künstler aller Nationen errang.

Im Frühjahr 1869 war Hanno an einer heftigen Magenentzündung erkrankt und auch nach ihrer Behebung ließ sein Befinden zu wünschen übrig. Nach seiner Eigenart verließ er im Juli 1869 die bayrische Hauptstadt, ohne daß selbst Näherstehende von seiner Abreise wußten, um seine angegriffene Gesundheit zu stärken. Den 12. Juli war er in Walchsee angekommen und schon nach drei Tagen fand er am 17. Juli, fern von Verwandten und Freunden, sein Ende. Ein Gehirnschlag hatte plötzlich sein Künstlerdasein beendet, das bei längerem Leben der Mitwelt gewiß noch manche Perle der Genremalerei geschenkt haben würde.

Schon von frühester Jugend still in sich gekehrt, lebte Hanno später oft längere Zeit von aller Welt abgeschlossen und konnte, je nachdem Licht- oder Schattenseite seines Wesens die Oberhand gewann, bald die ernsteste Gesellschaft zu toller Heiterkeit hinreißen, bald auch umgekehrt, die Fröhlichsten zum tiefen Ernste umstimmen.

Hanno Rhomberg war eine stattliche Mannesgestalt, von schönem Äußern, aber von zarter Gesundheit, und neben den trefflichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens trat bisweilen deutlich seine Eigenart hervor. Doch zeigten seine Werke fast keine Spur jenes ätzenden Elementes, von dem der Künstler im Umgange nicht frei war, ein so treffliches Herz er sonst besaß.

Hanno Rhombergs Werke gehören fast alle dem humoristischen und in nur wenigen Ausnahmen dem naiven Genre an. Ein charakteristischer Zug seiner Bilder ist gerade ein liebenswürdiger, heiterer Humor.

Besonders in der Charakteristik der Köpfe wurde Rhombergs Kunst von Zeitgenossen bewundert. Zur lebenswarmen Erscheinung von Hannos Gemälden trug freilich auch die meisterhafte Technik des Künstlers viel bei. In manchen seiner Bilder herrscht eine erstaunliche Naturwahrheit der Licht- und Schattengebung in allen Einzelheiten.

Nicht unzutreffend wurde Hanno Rhomberg auch als Vaudeville-Maler bezeichnet, mit welchem Ausdruck man die malende Dichtung kennzeichnet. Als eine Art leicht zu verstehender Volkslieder wurden auch seine Gemälde von zeitgenössischen Stimmen gepriesen.

Wie sein Vater hat auch Hanno in der Ferne die Beziehungen zu seinen Verwandten in der Stammheimat Vorarlberg nicht verloren und sie auch besucht. So ist er in seinem Jünglingsalter im Jahre 1835 nach Dornbirn gekommen und später brieflich im Verkehr mit dortigen Verwandten gestanden.

Ein Vorarlberger als Schriftsteller in Amerika

Heimat, 13. Jg., 1932

1932 Unter den vielen Angehörigen der Familie Rhomberg, die im vorigen Jahrhundert nach Nordamerika ausgewandert sind, nimmt Johann Josef Rhomberg eine besondere Stellung ein. Er war am 11. Februar 1836 zu Dornbirn geboren und hat sich 1857 mit der zwei Jahre jüngeren Schweizerin Theresia Zugenbühler vermählt.

Aus der Ehe gingen sechs Kinder hervor, von denen die ersten früh starben. Der 1863 geborene Sohn Johann Georg vermählte sich zu Du-
buque mit Emma Schmied und von den Töchtern sind Elsa und Gertrud bekannt. Ein anderer Sohn, Eduard, hatte Anna Gartner zur Frau, ihre Tochter hieß Lila. Das jüngste Kind unseres Dichters hat sich 1893 mit M. Aletzhäuser vermählt.

Johann Josef Rhomberg war lange Zeit als deutscher Volksschullehrer tätig. Aus seiner Jugend wissen wir nur, daß er ein uneheliches Kind der Magdalena Rhomberg war. Seine Mutter war später mit Johann Michael Luger vermählt.

Von seiner literarischen Tätigkeit ist uns sein sozialer Roman besonders bekannt, er führt den Titel: »Josef Freifeld, von Max Arlberg. Ein sozialer Roman aus dem deutsch-amerikanischen Leben. Milwaukee, Wis. 1887«. Der Umfang des Buches beträgt vierthalfhundert Seiten. Sowohl der Umstand, daß der Roman die wechselvollen Innen- und Außenerlebnisse und Kämpfe eines deutschen Privatlehrers in den Vereinigten Staaten schildert, als auch der, daß sich die Ereignisse im Verlauf eines Jahres zu Ende der siebziger Jahre abspielten, lassen erkennen, daß es sich in diesem Roman um einen dem Schriftsteller gleichgesinnten und gleichgestimmten Menschen handelt und die Schilderung so vieler Einzelheiten, die sonst belanglos wären, verraten noch mehr, daß diese Erzählung ein Stück dichterisch gestaltetes Seelenleben unseres Lehrers enthält. Auch der Held dieses Romans stammt aus der »Tiroler« Heimat und schon der Dichtername Max Arlberg läßt erkennen, daß der Verfasser sein Heimat-
ländchen auch jenseits des großen Meeres nicht vergessen hat.

An seine uneheliche Abkunft erinnert darin eine Stelle, wo er erzählt, wie er schon als Schulknabe unter Gelächter von seinen Mitschülern gefragt worden sei, wer sein Vater wäre. Einmal sprach er deswegen mit seiner Mutter. »*Sie aber umschlang mich weinend und sagte: ich sei ein so gutes*

Kind wie alle anderen. Sie habe mich von Herzen lieb und ich solle sie auch um so lieber haben, da uns der Vater genommen sei.« Ein anderes Mal erinnert er auch daran, wie er in seiner Heimat »Tirol« mit den anderen Jungen oft Kämpfe bestanden.

Auch in der Art des Vergleichens mit fremden Verhältnissen und durch die Verbesserungsvorschläge will man Vorarlberger Eigenart sehen. Unser Schriftsteller ist ein guter Beobachter: Das eheliche Verhältnis des Romanhelden und sein Kampf gegen die Gesellschaft, in der er lebt, und die Charaktere der Eltern Paulinens sind sehr gut geschildert.

Einseitigkeit und Engherzigkeit möchte man in gewissen Urteilen über amerikanische Verhältnisse sehen. Besonders auffallend ist sein grimmiger Haß gegen die Temperenzler¹, die er als eine Wurzel des Übels betrachtet, eine Ansicht, die wohl im Widerspruch zu seinen ausgesprochen sozialistischen Weltverbesserungs-Ideen steht.

Als stark lebenswahr darf man seine Schilderung der menschlichen Natur in bezug auf die Gefühle und Wandelbarkeit des Liebeslebens bezeichnen. Die Aufrichtigkeit in der Kundgebung seiner Anschauungen spricht für realistische Darstellung und verrät ein Bestreben nach Wahrfähigkeit auch dort, wo der Charakter des Verfassers in ein schiefes Licht gestellt wird und nur sein Pseudonym ermöglichte ihm diese Aufgabe.

Ein einheitlicher Aufbau des Romans ist wohl schon durch diese Wirklichkeitstreue Darstellung erschwert und die Ereignisse und Handlungen gehen mehr nebeneinander und wellenartig dahin. Die umfangreiche Erzählung enthält viele schöne Stellen, deren Inhalt bisweilen im Zusammenhang mit der Inhaltsangabe wörtlich wiedergegeben seien.

Josef Freifeld war kein akademisch gebildeter Lehrer, aber, ein Mann von seltener Willenskraft, hatte er sich, der vor zehn Jahren noch das Küferhandwerk betrieb, durch fleißiges Selbststudium zum Schreiber einer Landzeitung und endlich zum Speziallehrer der deutschen Sprache an einer deutsch-englischen Privatschule aufgeschwungen.

Im Maimonat des Jahres 187* kehrte der edelstrebende Mann, gereift als Lehrer und Kämpfer für geistigen Fortschritt, aus der Großstadt St., wo er an einer Akademie gewirkt hatte, nach dem reizend gelegenen Landstädtchen Hill-Side zurück, wo er früher nahezu ein Jahrzehnt gewirkt hatte. Seine Hoffnung, daß die durch Gemütsleiden zerrüttete Gesundheit an dem schönen Flußstädtchen mit waldigen Bergen in der Umgebung für sein Befinden reichen Gewinn bringe, ging bald in Erfüllung.

War er, der arme Lehrer, der alte geblieben, so hatte sich jedoch in Hill-Side in den drei Jahren seiner Abwesenheit manches verändert: Sei-

¹ Temperenzler: Anhänger der Mäßigkeitsbewegung. (*Anm. d. Hrsg.*)

ne deutschen Freunde waren durch ihren Geschäftsgeist gegen alles höhere Streben gleichgültig geworden, insbesondere sein Freund Fackler, der die Rückkehr Freifelds vor allem betrieben hatte und im Städtchen eine Trinkstube besaß, war ganz im Streben nach materiellen Vorteilen verstrickt.

Da war er doch *»glücklicher, der arme Lehrer, bei seinen Büchern und unter seinen Schulkindern, deren Liebe ihm so sonnig das Herz erwärmte, in deren freudeglänzenden Augen er den Glauben an den Menschen, an das Schöne und Gute der Welt noch finden konnte. Wie rein und gut und hold sind diese Kinderaugen, durch die man auf den Grund der Seele schaut und das Märchen von der Erde Glück in heiteren Bildern widerspiegeln sieht.«*

Seine einstigen Schulkinder waren zu Jünglingen und Jungfrauen herangeblüht, aber von ihnen wollten mehrere den deutschen Unterricht unter Leitung des neuen Lehrers fortsetzen, unter ihnen auch Pauline, die Tochter seines einstigen Gesinnungsfreundes Fackler.

Wie ein Maitag mit blauem Himmel und blühendem Land war eine stille Liebe zu dieser Schülerin in ihm erwacht und er mußte sich gestehen, daß gerade ein Brief von ihr nicht wenig mitbestimmend für seine Rückkehr nach Hill-Side gewesen. Das Mädchen hing mit schwärmerischer Liebe an ihm, an dem angehenden Vierziger, dessen stattliche, dichterisch angelegte Natur und blaue Augen auf die Frauen eine wundersame Anziehungskraft ausübten.

Freifeld war von der Liebe zu Pauline tief ergriffen, doch er war als Erzieher und Kämpfer für freies Menschentum sich doppelt schuldig, nicht zu unterliegen. Er hatte ja selbst eine Familie mit vier Kindern. Seine Frau war eine vortreffliche (Haus-)Wirtschafterin. Vielleicht, dachte er, gelte die Liebe Paulinens ja seinem ältesten Sohne.

Tag für Tag wirkte Freifeld als Lehrer, streute Körnlein um Körnlein aus und was sich nicht zur Frucht entfaltete, prangte doch für ihn in zarten, duftenden Blüten und gestaltete sein eigenes Gebiet oft zu einem lieblichen Garten. *»Schule und Schuljahre – Heilige Stätte der Kindheit, schönste, seligste Zeit der Jugend! Bis ins späte Alter bleibt eine Erinnerung wach an euch und in hundert gut und edel schlagenden Menschenherzen findet der Lehrer ein Plätzchen auf Lebenszeit!«*

Freifeld war nun freilich kein Erzieher nach dem Herzen der Hill-Sider Deutschen, die den großen Zeitfragen wie blind gegenüberstanden. Durch sein eifriges Eintreten für Freiheit und Fortschritt hatte er sich viele zu Feinden gemacht und diese waren über seine Rückberufung keineswegs sehr erbaut. *»Er ist Gottesleugner und Sozialist«,* sagten sie, *»denn er spricht ja ganz revolutionär«.* Umsomehr hingen jedoch die Kinder an ihrem Lehrer.

Freifeld mußte sich ein Zeugnis für seine Lehrbefähigung im Deutschunterricht in Winnebagoe beschaffen. Auf dem Weg dorthin befand sich eine Schenke, deren Inhaber, Nic Deuter, ein Mormone, mit Freifeld seit Jahren eng befreundet war. Der Mann gehörte zu den eigentümlichen Käuzen, die gegen alles Bestehende sind, sich es aber wohl doch behagen lassen. Seine Stieftochter, Margarethe, war vor drei Jahren von der Schweiz, aus ihrer Vaterstadt Lausanne, wo sie eine gründliche deutsche Bildung genossen hatte, zurückgekehrt. Das Mädchen war eine stattliche Jungfrau und wie Freifeld, ein Kind der Liebe. Deuter hatte ihre Mutter geheiratet.

Der Freund erzählte nun Freifeld von der jungen, reichen Witwe Leblanc, die auf einem einsamen, großen Landgute lebte und die Freifeld auf drei Wochen zu Besuch eingeladen hatte.

Frau Leblancs Vater stammte aus der französischen Schweiz und war ein reicher Pflanzer in Georgien gewesen. Schon vor dem Bürgerkrieg hatte er fast allen seinen Sklaven die Freiheit geschenkt und wurde daher von den Ku-Kluxern meuchlings ums Leben gebracht. Erna Leblanc, welche in Großvaters Farm zurückgezogen lebte, war mit Deuter bekannt, weil dessen Vater in Genf mit dem alten Leblanc studiert hatte.

Dieser kaufte vor drei Jahren den schönen Landsitz auf Eagle-Hill und auf den Wunsch des Großvaters vermählte sich damals Fräulein Leblanc, jedoch nicht sehr glücklich, mit dem Advokaten Pinkham. Sie trennte sich daher bald von ihm und nach dem Ableben des Großvaters führte Deuter ihre Geschäfte.

Ein Drittel der Farm war verpachtet; der alte Leblanc hatte einen großen Komplex von Farmen gekauft, die nach schlechten Jahren an einen reichen Hill-Sider verschuldet zurückfielen. Als ein praktischer Sozialreformer im besten Sinne siedelte nun der alte Leblanc tüchtige Leute an. In kurzer Zeit hatte seine Stiftung schon viel Gutes bewirkt: Es war durch sie so mancher zu einer Heimstatt gekommen und andere hatten trotz Mißernten ihren Boden behalten, welchen ihnen sonst die Hill-Sider Landhaie weggeschnappt hätten.

Frau Leblanc war keineswegs stolz, aber eine stattliche, hochgebildete, geistig selbständige Persönlichkeit und bald hatten sich Freifeld und Frau Leblanc als gleichgestimmte Seelen erkannt und eine tiefe Neigung zu einander gefaßt. Erna Leblanc war das Ideal einer Frau, wohlthätig und hilfsbereit, wo ein Unfall war, wurde sie geholt und wußte auch Rat.

Hier in diesem reizenden Tusculum² für seine geistige Arbeit unterhielt sich Freifeld viel über politische und wirtschaftliche Fragen mit Erna

² Tusculum: Ruhiger Landsitz. (*Anm. d. Hrsg.*)

und sie stimmten darin überein, daß die Frau im Staate das gleiche Ansehen genießen soll, obgleich oder weil ihre Aufgabe hauptsächlich in der Erziehung der Kinder besteht. Beide glaubten aber nicht, daß die Frau deshalb das Stimmrecht zu fordern habe, damit sie mit den Männern um öffentliche Ämter und Ehrenstellen wetteifern könne, denn die Frauen im allgemeinen werden stets die ihrer Natur angemessene Tätigkeit im häuslichen Kreise finden.

Noch ehe die drei Wochen vorbei sind, verläßt Freifeld das gastliche Haus der unvergleichlichen Leblanc, um der bestrickenden Liebe zu entinnen und sie und sich selbst vor Unrecht zurückzuhalten, denn er erkennt, wie Erna zu ihm in Liebe erglüht ist, und fühlt sich unglücklich.

Auf dem Heimweg kam er wieder zu Deuter, der sieben Meilen von Eagle-Hill wohnte, und verbringt hier die übrige Zeit. Seine Tochter, deren Schönheit und seelenvolle Augen auf Freifeld einen tiefen Eindruck machten, ist sehr erfreut, daß dieser gerade im rechten Augenblick bei einem Streit in der Schenke abwehren kann.

In einem Gespräch mit Deuter kommt Freifeld nachdenkend zum Schluß, daß nicht die Frauen, sondern die Männer es sind, bei denen die Leidenschaft überwiegt, ihre eigene Sinnlichkeit ist es, die sie ein gleiches bei den Frauen voraussetzen läßt, während diese schon ihrer Natur nach duldend und entsagend sind und durch einen Adel ihres Herzens eine Reinheit und Würde die leidenschaftlichen Männer zu edlerem Denken und Fühlen bewegen. Das Weib ist hingebend und der vom sinnlichen Triebe mehr beherrschte Mann hat dies von jeher benutzt, um es seinem Willen unterzuordnen. Das Weib verknüpft mit ihrer Liebe zum Manne vor allem die Befriedigung ihres Herzens.

Der längere Aufenthalt bei seinem originellen Freund Deuter gibt Freifeld auch Gelegenheit zu vieler Aussprache über die politischen Zustände und schlimmen Auswüchse am Baume der Freiheit. *»Laß nur ein halbes Jahrhundert vergehen«, sagte Deuter, »und es wird sich zeigen, daß diese Republik kaum noch dem Namen nach besteht... Selbst die Präsidentschaft, die allgemein noch als Grundpfeiler unserer Republik betrachtet wird, ist eine Giftwurzel, von deren Säften unsere Staatsmänner zehren, bis sie dahinsiechen und nichts mehr taugen für ein freies Volk. Einmal Präsident zu werden, ist hier der Traum eines jeden Schuljungen, das höchste Ziel jedes amerikanischen Staatsmannes. Und die Parteikämpfe drehen sich hauptsächlich um den einen Mann, den Frackkönig, der bei scheinbarer Volksvertretung seinen Willen dem Lande aufnötigen kann.«*

Auch Freifeld baute wenig auf eine freiheitliche Verbesserung in diesem Lande, besonders weil seine Volksschulen eine Erziehungsweise verfolgten, die geradezu Heuchler und gewissenlose Praktiker hervorbringen

müsse. Aber seine glühende Freiheitsliebe und sein Glaube an die siegende Wahrheit ließen ihn am Fortschritt der Menschheit gleichwohl nicht zweifeln und daher auch eine Wiedergeburt der Regierung und Neugestaltung derselben zum wahren Volksstaate hoffen.

Eines Tages wanderte Freifeld mit Margarethe nach der Tellshöhe, um mit ihr in Goethes Iphigenie zu lesen, denn »die Poesie bildet die Oase auf der sandigen Wanderbahn zwischen Wiege und Grab; mancher Wunsch, manche Hoffnung wird in diesem Sande begraben, ja selbst mühsam erworbene materielle Güter versinken oft im Sande, oder werden von Schicksalsstürmen wie Sand verweht. – Nur die Oase Poesie überdauert und spendet uns immer von neuem Trost und Stärkung auf der rauen Wanderfabrt durch das Leben.«

Je mehr Wissen, Geist, Phantasie, Herz und Gemüt ein Mensch besitzt, desto mehr wird er sich dem Schönen und Erhabenen zuwenden und folglich um so inniger die Freude, die Lust empfinden; doch in ebendemselben Grade sind die Leiden eines Menschen auch größer und schmerzen die Wunden heftiger, die das übermütige Herz sich oft selber beibringt, wenn sie nicht das Schicksal schlägt. »Den Flachkopf lassen tausend Dinge ungeschoren, die den wissenden, denkenden Menschen anfechten und quälen. Hat doch selbst der Dichter der Iphigenie in seinen alten Tagen sich dahin geäußert, daß er in seinem Leben keine Woche lang glücklich gewesen.«

* * *

»Endlich wieder daheim. Wie auch das Heim beschaffen sei, wenn darin nur der Friede waltet, so wohnt unter niedrigem Strohdache in der gemieteten Wohnung wie im schönsten Hause ein Glück, durch welches allein das von Lust und Leiden erschütterte Herz wieder erstarren und gesunden kann. Nachdem uns die fremde Welt durch fremde Schönheit angezogen und durch rauschende Freuden und Genüsse eine Zeitlang gefesselt, wendet das Herz sich schmerzlich, sehnend dem stillen, reinen Glücke zu, das nur am friedlichen Herde im Kreise der geliebten Eigenen zu finden ist.«

Schon die Nachricht, daß seiner trefflichen Arbeit »über den kulturhistorischen Beruf der Frauen« vom Shakespeare-Club der erste Preis zugesprochen sei, erfüllte Freifeld mit Freuden und gleich zu Beginn des neuen Schuljahres spricht er mit Karl und Facklers gelegentlich eines Gespräches folgenden Gedanken aus: »Die Musik ist ein wirksamer Bestandteil im Bildungsprozeß. Indessen kann sie nur verschönernd, veredelnd vollenden helfen, was die Wissenschaft zum Heile der Menschheit geschaffen. Sie verhält sich zur bildenden Macht wie die Blüten zum Baume; denn nur aus der Kultur blüht auch sie erst hervor und entwickelt sie sich zur labenden Frucht für Herz und Gemüt.«

Bald mußte Freifeld aber bemerken, daß sein Sohn Karl wegen seiner Armut bei Facklers als Liebhaber Paulinens nicht erwünscht sei. Vor dessen Abreise ermahnte er ihn daher, er möge nie etwas tun, wo seine innere Stimme sage, daß es falsch und unecht wäre: *»Bleib dir selbst treu, so fühlst du dich stark in jeder Lage und besitzt als wahrer Mensch einen Schatz, der dich immer wieder froh und heiter stimmt und der mit keinem Gelde zu erkaufen ist.«*

Es war schon Spätherbst und wie ein stilles, seliges Lächeln ging es über das Antlitz der Erde bei den letzten lebenswarmen Küssen des Indianersommers. Freifeld war auf den Mount Harriet gestiegen. Er entschlug sich den Sorgen des Alltags, tauchte seinen Blick in das unendliche Äthermeer: *»O seliges Nirwana«* sagte er bei sich, *»du bist das Endziel alles Irdischen! In deine schweigenden Tiefen versinkt alles Lebende, versinkt auch der Mensch, der gewaltige und doch so gebrechliche Gott der Erde. Und alles, was er gehofft, erstrebt und errungen, zerfällt und verweht als Staub! Was ist das Ideal, nach dem wir so begeistert streben und für welches so mancher entbehrend, entsagend, dulddend sein Leben binopfert? Ewig unerreichbar schwebt es da droben im endlosen Äther, im unendlichen Raume, der steten Verwandlung und kein Auge wird je dieses Ideal, die Vollendung des Menschlichen erblicken; denn ewig währt der Kampf und nur bittere Erfahrung, zertrümmerte Hoffnung ist die Ausbeute unseres Lebens.«*

Als er träumerisch solchen Gedanken nachhing, erschien die fröhliche Pauline mit ihrer Schwester. Sie hatte keine tiefere Neigung zu Karl, dem Sohn Freifelds gefaßt, sondern war immer noch für ihn selbst eingenommen. Zu Hause fand freilich Freifeld einen Brief von Frau Leblanc.

Hatte er sich von der Leidenschaft hinreißen lassen, ein fremdes Weib zu küssen, so hatte er doch den Riesenkampf mit dem entflammten Herzen männlich bestanden; hatte aus Pflichtgefühl für sein treues, braves Weib die Gerechtigkeit gegen sie gewahrt und konnte und wollte ihr daher nicht von diesem Sturm in seinem Inneren erzählen, zumal er wußte, daß ihr der Beweggrund davon doch immer unbegreiflich bliebe.

... Es war ihm dabei so recht klar wieder vor Augen gerückt worden, welch ein Glück er in der Frau besitze; daß sie ihn, den Mann, der meist in höherer Gedankenwelt schwebte, durch ihren praktischen, häuslichen Sinn ergänze; wie sie durch ihr goldtreues Herz sein Dasein friedlich und eben gestalte. Er hatte ihr während ihrer Krankheit seine volle ungeteilte Liebe wieder zugewendet, hatte sie unermüdlich gepflegt und alles für sie getan, was er ihr nur an den Augen absehen konnte.

Endlich breitete der Winter seine erste leichte Decke über das Land. Der erste Schnee! jubelten am Morgen die Kinder, ach der böse Winter, seufzten die Alten und die Armen. Die glückliche Jugend, rufen wir, *»sie*

hat noch keinen Begriff vom Sterben und Vergehen; sorglos spielend am Ufer des Zeitenstroms, sieht sie nur die Bewegung, die Veränderung und freut sich des Wechsels...«

Und als das Weihnachtsfest nahekam, erfüllte die Hoffnung wieder vieltausend Herzen mit neuer Wärme. Manche Bedrängnis und Not für die Dürftigen hatte der grimme Winter in seinem Gefolge. Doch wie auch die äußere Welt von Kälte starrete, sie bewegte sich nun doch wieder der Zeit entgegen, wo gute, warme Menschenherzen Linderung, Trost und Freude in manche ärmliche Wohnung bringen und wo die Hoffnung, den immer grünen Kranz ums Haupt, bei alt und jung wieder einzieht.

Die Poesie des deutschen Weihnachtsbaumes erhielt schon Einlaß an dieser oder jener Tür und erging sich dann geheimnisvoll flüsternd in allen Räumen des Hauses, unter dessen Dach ein Kindesherz der schönen Weihnachtszeit erwartungsvoll entgegenpochte. Nur noch wenige Tage und das duftende Tannenreis mit seinem Lichterglanz und seiner Bescherung prangte wieder als Sinnbild der Verjüngung in Hütte und Palast, stimmte alle Herzen milder, freundlicher, hoffnungsvoller und regte wieder allgemein zur Begehung des schönen Familienfestes, zur Teilnahme an einer humanen, deutschen Sitte an.

Die Familie Freifeld rüstete diesmal zu einer besonderen Feier. Die älteren Söhne wollten wieder einmal das Weihnachtsfest im heimischen Kreise begehen und der hoffnungsvolle Max sollte die Postmeisterstelle erhalten. Da wollte es das Unglück, daß er zum tiefsten Schmerz der Familie beim Schlittschuhfahren verunglückte und starb.

»Welch ein Sturz vom Gipfel der Freude zum tiefsten Schmerz! Noch nie in seinem Leben hatte Freifeld die Bitterkeit eines widrigen Geschicks so sehr empfunden. Und es dauerte lange, bis er den Verlust einigermaßen verschmerzen konnte. Sein Freund Fackler, der Vater Paulinens, sollte in die Stadt und hoffte dort eine gute Partie für diese zu machen.«

Und um das Maß des Unglücks voll zu machen, starb Frau Freifeld bereits im Frühjahr zum schweren Schmerze ihres Gatten: *»Das Herz, das in Lust und Leid so treu geschlagen und das brave Weib, die gute unersetzliche Mutter; war nicht mehr... In tausend Gestalten schreitet das Unglück tagtäglich über die Erde; heute pocht es an dieser; morgen an jener Tür an und vernichtet Freude, Lust und Leben, zertrümmert unterscheidungslos das bescheidenste wie das glanzvollste Dasein.«* Doch wie allem sein Gegenteil folgt, so ersteht oft aus dem Unglück, soferne es der Mensch standhaft erträgt, wieder ein Glück, an dem er siegend zu neuem Leben sich emporschwingt.

Einige Wochen nach dem Hingang der Gemahlin befand sich der trauernde Gatte in der Schule. Der Frühling entsendete schon seine Boten durch die Anhöhen und Täler. Hellbläuliche Märzglocken zierten die

sonnigen Hügel und jetzt sang auf dem nächsten Baum im Schulparke ein Vogel sein helles Lied und die Töne fanden ein merkliches Echo in dem hohen, luftigen Raum des Schulzimmers. Ach, sie meldet sich wieder, die holde Botin des Frühlings; aber was dem Herzen entrissen war, fand sich nimmer ein!

Nun meldet sich Freund Deuter, daß er sich mit Erna vermählt habe und diese hatte sich trotz ihrer stillen Neigung für ihn zur Heirat entschlossen. Freifeld konnte wegen Krankheit nicht zu ihrem Feste erscheinen. Aber gerade vor der Vermählung erfuhr Erna vom Tode der Gattin Freifelds. Nun wäre der Weg einer Vereinigung mit Freifeld offen gewesen.

Da erschien eines Tages Tom, der treue Knecht Leblancs, mit der traurigen Kunde, daß seine hohe Herrin am Morgen des Hochzeitstages infolge der Nachricht, daß Freifelds Frau gestorben sei, vom Gehirnschlag getroffen worden sei. Schmerzlich war nun das Wiedersehen dieser, nachdem sie Freifeld sofort besuchte und unbeschreiblich schwer fiel Freifeld der Abschied von ihr, als die edle Frau starb. Getreu den Grundsätzen ihres Lebens waren auch Erna Leblancs letztwillige Anordnungen. Viele Menschen folgten dem Sarge, wo Freifeld eine Grabrede hielt. Er wußte, daß das ehrlichste und beste der Welt die Güte des Herzens sei.

Ihrer letztwilligen Anordnung gemäß hatte Erna Leblanc auch ihren teuren Josef Freifeld mit einem Vermögensanteil bedacht, sodaß dieser seinen Lehrberuf in Hill-Side aufgeben und fortan sorglos sich seiner schriftstellerischen Betätigung widmen konnte. Er erwarb sich ein freundliches Landhaus in der Stadt R. zwei Eisenbahnstationen von Hill-Side entfernt.

So war in einem Jahr viel verändert. Der arme Lehrer in Hill-Side war Villabesitzer in der Stadt R. geworden. Unermüdlich und fleißig schrieb er an einer Novelle, die dann mit Beifall aufgenommen wurde.

»Wieder war Sommer, Herbst und Winter dahingegangen. Schon kündete sich der Frühling an durch die fliegenden Boten, die ersten Wandervögel, die jetzt im Garten des Freifeld'schen Wohnsitzes jeden Morgen und Abend von ihren Reiseerlebnissen sangen und so war ihm nun bald ein Jahr stillen Glückes in seiner neuen Heimat bei freudigem Schaffen dahingegangen. Er hatte in einem Jahre genug erlebt, um ein Jahr im stillen darüber nachzudenken.«

Eben dachte er an Deuter und seine schöne Ziehtochter, die so gar nichts mehr hören ließen. Da erschien sein Hill-Sider Gesinnungsfreund Funke. Er erzählte auch, daß Deuter und Margreth im Juni nach der Schweiz reisen, um in ihrer Heimat zu bleiben. Aber gerade heute kam auch ein Brief Deuters aus Coon Ridge, Freifeld zum Besuche einzuladen.

Gern unterbrach der Schriftsteller seine Tätigkeit, um seinen Freund und die schöne Freundin vor ihrer Abreise noch einmal zu sehen. Marga-

rethe liebte Freifeld, doch wagte sie es nicht zu sagen, aber es kam Gelegenheit, dies erkennen zu lassen und bald wurden sie ein Paar. Freifeld war überglücklich; bei der Trauung stellte sich auch Deuter mit einer Braut ein und so konnte eine Doppelhochzeit gefeiert werden.

In glücklicher Ehe vollendet Freifeld seinen Roman und als der Sommer wieder ins Land zog und Margarethe einem wackeren Knaben das Leben gab, machte der Vater gerade den letzten Federzug an dem Werk. Funke kam oft zu Freifeld auf Besuch und brachte einmal die Mitteilung aus Hill-Side, daß Freund Fackler wegziehe, da er infolge des Temperenzgesetzes bestraft worden sei. Er wolle nun so schnell als möglich 1000 Meilen weiter nach Westen ziehen.

Freifeld erinnerte sich an die schmäbliche Haltung dieses Mannes, aber seine Gattin sagte: *»Wir wollen vergeben und vergessen und das übrige dem Schicksal überlassen. Sind wir doch alle schwache, fehlende Menschen! In der Herzensgüte ist der Kern allein!«*

»Ich meine nur«, sagte Funke, »die Herzensgüte sei nicht immer angebracht, wenigstens dürfte sie nicht auch der Mann, selbst der aufgeklärte, in dem Grade üben, daß die Freiheit und die Wahrheit außer Acht gesetzt würden.« *»Nein, das könnte nicht sein«, sagte Freifeld, »denn auch bei mir ist es die Freiheit, die mir das Herz verjüngt und die Wahrheit, die dem Geiste Flügel leiht.«*

Und Margarethe sagte, zu ihrem Knaben gewendet, sie wolle ihn nähren mit der Milch der rechten Denkungsart, damit er wie sein Vater mit dem Herzen das verteidige, was er für gut und wahr erkennt.

Franz Michel Felder als Volksmann – Feuilleton

(ERINNERUNG ZUM GEBURTSTAG DES DICHTERS)

Vlbg. Wacht, 13. Jg., 1923, Nr. 3 vom 12. Mai

1923 Wäre diesem großen Sohne unserer Heimat ein langes Leben beschieden gewesen, würde er am 13. Mai dieses Jahres als 84jähriger Greis in unserer Mitte weilen. Aber ein hartes Geschick hat ihn zu früh entrissen, noch ehe er sein 30. Jahr vollendete. Um so bewundernswerter ist, was der seltene Mann schon in einem Alter, wo andere erst ihre Lebensarbeit beginnen, als Dichter und Mann des Volkes geleistet hat. Den Leser dieses Blattes dürfte Felders politische und soziale Betätigung besonders fesseln.

Die Gebrechen seiner Zeit hat unser Dichter schon als 20jähriger mit offenem Blick durchschaut. Und nur mit Widerwillen vermochte der freiheitsliebende junge Mann die fast vormärzliche Zwangsherrschaft zu ertragen, denn in einer Zeit, in der jedes freie Wort bei schweren Strafen verboten war und in einem Lande, wo keiner dem andern trauen konnte, war gerade der offene, ehrliche Charakter am meisten bedroht.

Von Anfang an stand unser heimischer Schriftsteller in den Reihen der demokratischen Bewegung. Bald wurde er der politische Brennpunkt seiner engeren Heimat und ließ sich in die Vertretung seiner Gemeinde Schoppernau wählen, der er später sogar als Gemeinderat angehörte. Unermüdlich war er bestrebt, das Genossenschaftswesen und andere soziale Ziele zu fördern. Das Jahr 1866 ist durch die Gründung der Bregenzerwälder Sennerei-Genossenschaft bekannt.

Aber nicht auf engen Kreis wollte dieser echte Volksmann seine Tätigkeit beschränken, sondern er ging im Bunde mit seinem Freunde Kaspar Moosbrugger daran, in Vorarlberg eine »Partei der Gleichberechtigung auf sozialdemokratischer Grundlage« ins Leben zu rufen. Welchen Eifer er für die neue Partei entwickelte, zeigt Felder, wenn er nach harter Tagesarbeit »durch Nacht und Wind« die Reise nach Lindau unternahm, um die Veröffentlichung seines politischen Programmes zu beschleunigen. Und er wich nicht eher, als bis endlich der Versand des »Rufes aus Vorarlberg nach Gleichberechtigung« beginnen konnte.

Nachdem es nicht gelang, die »Feldkircher Zeitung«¹ für die Sache der demokratischen Bewegung zu gewinnen, beschloß man, ein eigenes

¹ Die »Feldkircher Zeitung« war im Jahr 1848 als Sprachrohr der liberalen Partei Vorarlbergs gegründet worden. Mit ihrer Devise für Recht und Freiheit kämpfte sie

Parteiblatt unter dem Titel »Volksstimme« zu gründen. *»Die jetzigen Parteien«, meinte Felder, »werden so nicht mehr fortbestehen, nachdem wir den Keil eingetrieben. Etwas werden die Parteien durch ihre Gegnerschaft uns zutreiben. Eine reaktionäre Masse, zu der ich Liberale und Konservative größtenteils zähle, wird immer bleiben. Einstweilen sollen wir, um nicht ins Schlepptau des freisinnigen Fortschrittes genommen zu werden, hoch sein, da wir noch nicht breit sein können.«*

Gegen die Übernahme der Redaktion für die »Volksstimme« wandte Felder seine Schulbildung und den entlegenen Wohnsitz ein. Er versprach aber, alle möglichen Opfer zu bringen, um für Wahrheit und Recht kämpfen zu können. Es war Arbeit genug, denn der Bauer zeigte für die Wahlen noch geringes Verständnis und da nur die wohlhabenden Wähler ihr Recht ausübten, kamen meist sehr reiche Leute in den Landtag.

Die Bewunderung für Lassalle führte Felder zur Abfassung der »Gespräche des Lehrers Magerhuber mit seinem Vater Michel«, die erst kurz vor dem Kriege in der »Wacht« das erstemal gedruckt wurden. In diesem Werk führt Felder aus: Macht gehe immer noch vor Recht. Von jeher hätten die Gesetzgeber auch die Macht inne gehabt. Zuerst wären es die Fürsten und Könige gewesen und endlich hätten auch die reichen Bürger ihren Einfluß gefordert. Aber die Bourgeoisie verstehe unter dem Begriff Volk etwas anderes als die Arbeiterschaft. Und der vierte Stand dürfe sich nicht zufrieden geben, daß die Angelegenheiten des Staates von anderen besorgt würden.

Der letzte Zweck eines Gemeinwesens sei die Erziehung des menschlichen Geschlechtes zur Freiheit, und erst wenn diese sittliche Idee des Arbeiterstandes zur Durchführung gelange, würden Macht und Recht in Harmonie vereinigt sein. Im zweiten Teil dieses Werkes wird die Notwendigkeit des allgemeinen Wahlrechtes erwiesen, im dritten gleicher Anteil für alle an den Vorteilen der Sozialisierung und der Beherrschung der Naturkräfte durch die Menschen gefordert.

Als Felder fleißig Vorträge über das Genossenschaftswesen hielt, verglichen ihn seine Gegner mit den Kommunisten der Französischen Revolution. Leidenschaftliche Gehässigkeit machte dem bereits angesehenen Dichter den Aufenthalt in seiner Heimat zur Gefahr. Er flüchtete zu seinem Schwager Moosbrugger nach Bludenz. Auch die Behörden, welche die Sache Felders untersuchen sollten, ließen durch ihre Lässigkeit schon damals das Bestreben erkennen, die Tätigkeit der Sozialdemokraten lahmzulegen.

Unterdessen war der Kreis der Felderfreunde auch in Wien gewachsen und der junge Volksführer erwog den Plan, jene Stadt zu besuchen. *»Dort*

für »freisinnige, konstitutionelle Entwicklung, vernünftigen Fortschritt und freiheitlichen Ausbau der Verfassung«. (Anm. d. Hrsg.)

erwächst ein gesundes Volksleben. Die Wiener Arbeiter und ihre Führer scheinen sich von keiner Partei ins Schlepptau nehmen zu lassen und das gefällt mir und ist notwendig, wenn die schneidige Waffe des Lassalleanismus nicht zum Selbstmord dienen soll«, schreibt der Dichter.

Sein Plan scheiterte wie viele andere am frühen Tode des vielseitigen Mannes und es ist eine müßige Frage, welche Bedeutung Felder im politischen Leben des Landes gewonnen, wenn er das Alter eines gewöhnlichen Sterblichen erreicht hätte. Die Anhänger sozialistischer Ideale in Vorarlberg muß es mit Stolz erfüllen, daß die Geschichte der sozialistischen Bewegung im Lande mit der feurigen Begeisterung des ersten Dichters unserer Heimat, als ihrem unermüdlichen Vorkämpfer, verknüpft ist.

Es wäre lohnend, in Felders Werken und Briefen seinem Ringen für Freiheit und Recht, seiner Feindschaft gegen Krieg und Gewalt nachzugehen, denn sowohl »Nummamüller« und »Reich und Arm«, als auch die »Sonderlinge« und die »Selbstbiographie« zeigen, wie unser Dichter gerade als guter Deutscher für Ideale des Sozialismus begeistert war.

Franz Michel Felder in Rudolf Hildebrands Briefen

Holunder, 3. Jg., 1925, Nummer 18 vom 2. Mai
und Nummer 19 vom 9. Mai

Zu den schönsten Erinnerungen des gelehrten Professors Hildebrand von Leipzig gehört dessen Freundschaft mit Dichter Felder. Hildebrand war es, der unseren Heimatschriftsteller der deutschen Leserwelt bekanntgemacht hat, und wie ein heller Sonnenstrahl leuchtete die innige Freundschaft mit Felder in das Studierstübchen des unermüdlichen Forschers hinein.

1925

Hildebrand hatte den Dichter im Sommer 1863 in seiner Heimat beim Glase Bier kennengelernt: *»Er ist ein ganz einfacher Bauernbursche seinem Äußeren nach und hat sich ganz allein in der Bildung herausgearbeitet; mir ist es, als ob in dem Manne ein wirklicher Dichter stäke«*, schreibt Hildebrand nach Erscheinen Nummamüllers an seinen Wörterbuchkollegen¹ Reinhold Köhler. Hildebrands Bemühen ist es auch zu danken, daß Hirzel sich bereit erklärte, dessen *Sonderlinge* drucken zu wollen. Es war ein glücklicher Tag für den Gelehrten, als der Verleger ihm den Entschluß bekanntgab.

In einem Briefe an Köhler meint er von diesem Felderwerk, sie wüchsen mit jedem Kapitel mehr aus der Dorfgeschichte heraus zu einem deutschen Zeitroman, sie seien kurz gesagt ein moderner Wilhelm Meister. Der Bauer Felder sei ein ungewöhnlich begabter Mensch, je näher er ihm trete, desto mehr wachse er vor seinem Auge.

»Ich will diesen Sommer zu ihm, und falls die Sonderlinge eine zweite Auflage erleben, so hat er auch zugesagt, nach Norddeutschland zu kommen; ich denke mir, dann müßte er auch Weimar besuchen, da dürfte er sich wohl an Dich halten? Er hat schon wieder einen zweiten Roman halb fertig, 30 Bogen Briefpapier voll, und das alles zwischen die volle Bauernarbeit hinein, da er keine Knechte halten kann; er hat vier Kühe – und dabei schreibt er politische Broschüren und stiftet eine Lesebibliothek für seinen Gau, und eine Viebversicherungsgesellschaft, macht dazu die Statuten, und hält Versammlungen ab und kämpft dabei immer mit dem hochkirchlichen Pfarrer seines Ortes und dessen Anhang, und liest Vergil und Shakespeare und Zeitungen und literarische Blätter, die er jetzt von hier aus bezieht und ist 28 Jahre alt – es klingt wie eine Fabel und ist alles wahr!!

¹ Dr. Reinhold Köhler, Bibliothekar an der großherzoglichen Bibliothek in Weimar, verfaßte mit Professor Rudolf Hildebrand ein Wörterbuch. (*Anm. d. Hrsg.*)

Gestern lief bei mir endlich ein Urteil Scheffels über ihn ein, auf das ich seit einem Jahre beinahe warte. Ich kann damit zufrieden sein; der Dichter hat den Dichter erkannt. Er hat nur Nummamüller gelesen und schreibt darüber: Das Buch ist ächt, recht und gut. Der Verfasser hat seinen Hinterwald mit künstlerischem Blick betrachtet. Seine Seele mag einem jener kleinen, tiefen, lauschig-ersten Gebirgsseen des Landes gleichen; mit seinen Umrissen ist das Abbild dessen, was Schoppenerauer Berge und Menschenkinder hinein spiegelten, wiedergegeben.

Dann folgt ein Vergleich Auerbachs, er klingt ungefähr wie mans auch sonst jetzt sagen wird. – Und wohlverstanden, die Sonderlinge verhalten sich an stofflicher und künstlerischer Bedeutung zu Nummamüllers ungefähr wie ein Tal in den Hochalpen zu einem gemütlichen Seitentälchen in Thüringen. Kein Mensch könnte raten, ja man kanns kaum glauben, daß derselbe, der jenes schrieb, zwei Jahre später die Sonderlinge schreiben konnte, kein Mensch kann eigentlich begreifen, daß auch ein begabter Geist sich in ein paar Jahren so rasch entwickeln kann. Verzeih' meinen vorzeitigen Panegyrikus², ich kann nicht anders, wenn ich nur dran denke!«

Es kam wirklich zum Besuche Felders in Leipzig und Weimar, wohin ihn Hildebrands Freund eingeladen hatte. Am 19. Juli 1868 schreibt der Gelehrte an Reinhold Köhler: »Deine Einladung nach Weimar ist unwiderstehlich, namentlich auf Feldern, dem ja Weimar wie Athen einst einem Römer ist; trotz der furchtbaren Hitze kommen wir am Dienstag, da uns kein anderer Tag paßt, hoffentlich ist es bis dahin weniger heiß. Von Deinem Edelmut muß der arme Dichter freilich Gebrauch machen (Köhler hatte sich erboten, die Hin- und Rückfahrt zu bezahlen). Ich danke Dir im Voraus mit Händedruck dafür und freue mich auf unser Zusammensein auf Eurem heiligen Boden. Wir kommen freilich mit dem Frühzuge. Bitte sag's nicht etwa so vielen, daß wir nicht durch Ansprachen so zerstreut werden wie hier.« Zwei Monate später schon muß Hildebrand an Köhler den schweren Schlag berichten, daß Felder seine liebe Gattin verloren habe.

Die geistreiche Augusta Bender hatte an Hildebrand die Frage gestellt, ob er Felders Frau gekannt habe und ob sie seiner würdig gewesen wäre. Nun erwidert der Gelehrte: »Jawohl war sie das, eine seltene vortreffliche Frau, zu Felder passend, wie für ihn geschaffen. Sie las mit ihm abends Lessing, Shakespeare u. dgl., ja sie dichtete auch selbst, die Bäuerin! Mir selbst steht sie, zumal mit ihren wunderbar klaren Augen und ihrem hellen schönen Lachen wie ein leuchtender Punkt in der Erinnerung. Auch hat ihr Felder in seiner Lebensbeschreibung ein würdiges Denkmal gesetzt. Ich denke, nach dem Kriege wird sich daran denken lassen, diese noch zum Druck zu bringen.« Trotz eifriger

² Panegyrikus: Lobrede. (Anm. d. Hrsg.)

Bemühens Hildebrands kam die Biographie jedoch nicht in Druck und 1870 schrieb er an die Bender: *»Ich gedachte eigentlich eine Ergänzung in mehrerer Beziehung hinzuzufügen, teils sachlich, da sie nur bis zu seiner Verheiratung geht und von ihm als erster Teil bezeichnet ist, teils in anderer Beziehung, z. B. durch Zutaten für Felders Verkleinerer und Verunglimpfer – aber ich habe durch meine veränderten Amtsverhältnisse zunächst dafür keine Zeit.«*

Augusta Bender, die sich wie Felder in der Geschichte der Literatur einen Namen erworben hatte und ebenfalls Autodidaktin war, fand sich mit dem Dichter besonders verwandt und bezeichnete sich in einem Brief selbst als eine Schicksalsgenossin: *»Auch ich war ein armes, unglückliches Bauernkind und hat es mir trotz aller Anstrengungen nicht gelingen wollen, dem Fluche der Sonderlingschaft zu entgehen.«*

Hildebrand schreibt ihr anfangs 1870: *»... Felder übrigens war stolz auf sein Bauerntum, so sehr er nach dem Höheren lechzte und nach dem Höchsten strebte; er war sogar im Herzen der Meinung, daß eine Wiedergeburt unserer Zeit vom Bauerntum ausgehen müsse. Ich habe selbst seine Bauern in dreiwöchentlichem Aufenthalte in seinem Alptale näher kennengelernt und denke daran zurück, als an eine Zeit tiefer Befriedigung, ich fühlte da jene leidige Kluft in dem eigentlich Menschlichen bereits ausgefüllt und es ist mir schmerzlich, daß mir durch Felders frühen Tod die Aussicht abgeschnitten wurde, womöglich alljährlich einige Wochen unter seinen Bauern zuzubringen ...«*

Am meisten denkt der gelehrte Leipziger Professor in den Briefen an dessen Schwager Moosbrugger, Adjunkt in Bludenz, an seinen früh entrisenen Freund. In einem politischen Diskurs kurz nach des Dichters Tod meint Hildebrand, Felder sei keine radikalen, revolutionären Wege gegangen. *»Er ging den Weg der im kleinen anfangenden Reform, und das ist ganz der meinige... Felder ist nie dazu gekommen, mich ganz kennenzulernen, weil er, wie übrigens ganz begreiflich aus seiner Lage zu sehr in seine Interessen eingesponnen war, um sich in dem Entwicklungsgang eines ihm vielfach fremden Geistes eingehend zu kümmern. Aber wenn wir einmal auf solche Dinge eingingen, fand ich bei ihm das innigste Verständnis und wir begegneten uns bald in den Grundfragen in der herzlichsten, tiefsten Weise. Gott, was war Ihr Schwager für ein Mann!...«*

Zu Anfang des Jahres 1870 berichtet Hildebrand an Moosbrugger, daß er die Selbstbiographie herausgeben wolle und daß eine holländische Übersetzung von »Reich und Arm« erschienen sei, mit einer hauptsächlich aus seinem Aufsätze in der Illustrierten Zeitung geschöpften Einleitung über Felders Leben, die damit schließe: *»Kurz darnach verkündigte das eintönige, düstere Geläute der Kirchenglocke zu Schoppernau, daß Vorarlberg, ja ganz Österreich, einen seiner edelsten, begabtesten Söhne verloren hatte...«*

Am Tage, da der frühe Tod unseres unvergeßlichen Felder sich zum ersten Male jährte, gedachte Hildebrand in einem Briefe an dessen Schwager mit Wehmut und Leid des verstorbenen Freundes und berichtet, daß nun auch eine friesische Übersetzung von den Sonderlingen erschienen sei, in der die ganze Geschichte aus den Alpen in das Tiefland am Meere verlegt werde. Schopperrau heiße darin Jinsenburren, und ein Vorwort gebe über Felder und Schopperrau kurze Auskunft. Der Titel laute: »De frymitseler (Freimaurer) fen Jinsenburren, in folksforhael (Volkserzählung) fry biwirke (bearbeitet) nei't Buch dutsch fen Franz Michael Felder, tröch (durch) Wating Dykstra (Deichstroh).«

Im Jahre 1877 schreibt Hildebrand an Kaspar Moosbrugger: »... unter dem Plane für die neue Freiheit steht in erster Linie unser verewigter Freund. Es geht mir mit ihm wie mit Luise, je mehr ich mich zeitlich von seiner irdischen Erscheinung entferne, desto glänzender und teurer wird er mir. Ihm ein dauernd Denkmal zu setzen, liegt mir mehr am Herzen als vieles andere. Ich ginge gern schon diesen Sommer daran, aber dazu ist meine Gesundheit doch noch nicht genug wieder gediehen. Und doch ist's richtig, daß die Biographie möglichst bald gedruckt werden sollte. Wir können ja wohl bei dem Vorschlag bleiben, daß Sander die Ergänzung übernimmt und wir dabei helfen.«

In diesem Schreiben teilt der Gelehrte auch ein Urteil des Künstlers Türtschmann mit, der Felder als Dichterkraft ersten Ranges bezeichnet habe und als geborenen Dramatiker. Dies Urteil Türtschmanns, der sehr scharf und ausschließend über Menschen und Dichter urteile, sei ihm die Hauptfreude der neueren Zeit, er wolle es für Moosbrugger abschreiben, wenn er es wünsche, zumal er sich erinnere, daß er ihm widersprochen, als er seinen Schwager einmal als Genie bezeichnet habe, zu den größten Leistungen berufen. »Jetzt spricht es ein Kenner aus, der eigentlich nur mit dem größten verkehrt, selbst ein vorzüglicher Dichter und ein Künstler ersten Ranges...«

In den Tagen des deutschen Bruderkrieges schrieb Hildebrand an Fedor Bech: »... uns alle ergreift und schüttelt die große Tragödie, und eure Staatslenker mögen nun für einen versöhnten Schluß sorgen, da das Blut und die Schmerzen derer, die unmittelbar unter den eisernen Schlägen leiden und ächzen, doch nicht wieder gut zu machen ist... An Reisen ist natürlich nicht zu denken; ich wollte und sollte eigentlich zu Felder in den Bregenzerwald! Wie mag dem dort zu Mute sein!...«

Am 30. Juli schrieb Hildebrand dem gelehrten Freund Max Rieger, er wolle seine Sommerferien bei Felder zubringen. »Es ist ein hochbegabter, junger Mann, der einen ächten Dichter in sich hat, der heraus muß und zum Teil schon sichtbar heraus ist, ein Mann der neuen Zeit, ein Mann unserer Zukunft im guten Sinne des Wortes. Ich habe ihn gewissermaßen herausgezogen aus

der Enge, er heißt Franz Michael Felder, und Sie finden Gedrucktes über ihn in der Gartenlaube Nr. 15 von mir; in dem Grenzboten vom 22. Juni von ihm selber; im April ist ein Roman von ihm bei Hirzel erschienen, Sonderlinge ist der Titel, und wenn ich bei Ihnen und durch Sie in Darmstadt etwas an den Mann bringen könnte, würde mir das außerordentlich angenehm sein. Mein halbes Lebensinteresse beinahe ist seit einem Jahre an den Bauern geknüpft und ich werde ihn Mitte August mit nach Leipzig bringen, weil er das liebe Deutschland, wie er mir gestern schrieb, eigentlich noch gar nicht kennt.

Gerade, daß er ein Österreicher ist, ist bei der jetzigen Lage der Dinge besonders wertvoll, er ist aber von ganzem Herzen deutsch, treibt sogar auf meine Anregung Altdeutsch und besorgt dabei seine vier Kübe selbst! Das Ding ist ein Wunder durch und durch und ich möchte das ganze große Vaterland zur warmen Teilnahme an ihn heranziehen.«

Auch am Schlusse eines späteren Briefes an Rieger sagt Rudolf Hildebrand, er hätte so gerne mehr mündlich von dem überaus merkwürdigen Menschen erzählt. Ein andermal fragt er, wie dem Freund die Sonderlinge gefallen, er selber habe sie viermal gelesen, zum großen Teil langsam prüfend, anfangs mit kritisch skeptischer Abwendung. – Aber sie hätten ihn Schritt für Schritt vollständig genommen. »*Er hat das eigentliche Geschick unserer Literaten von Fach nicht, aber dafür einen tiefen Kern und ein Wahrheitsgefühl, wie ich sie bei jenen kaum finde usw.*«

Auf Betreiben Hildebrands entschließt sich nun Max Rieger Felders Sonderlinge zu lesen und meint darüber, den Eindruck einer tüchtigen Kraft habe man auf der Stelle, die Fülle der Lebenskenntnis, der gesunden Beobachtung sei erstaunlich und das Vermögen, sie mitzuteilen, nicht minder. Im übrigen aber hat er daran noch mancherlei auszusetzen. Wohl deshalb bittet Hildebrand bei Ankündigung des neuen Felderromanes »Reich und Arm« seinem Freund, dem Bauern, ein wenig gewogen zu sein.

So durchzieht die Briefe unseres großen Gelehrten überall die Liebe und Sorge für seinen Schützling, den Dichter und Bauern Franz Michael Felder, und wenn wir sehen, welche Hoffnungen Hildebrand auf den so früh Verblichenen setzte, müssen wir dessen allzufrühen Hingang doppelt bedauern. Der Freund, der Felders Persönlichkeit vielleicht am besten zu würdigen wußte, vermochte am deutlichsten zu erkennen, was aus dem Dichter geworden, wenn er länger gelebt hätte.

»Rudolf Hildebrands Briefe« sind erst in den letzten Tagen in die Öffentlichkeit gedrungen und in einem stattlichen Band gesammelt in der Buchhandlung des Waisenhauses zu Halle an der Saale erschienen. Der Herausgeber Dr. Helmut Wocke wird in den »Büchern der Bildung« auch die Briefe des Dichters Felder an seinen Schwager Kaspar Moos-

brugger bringen. Damit würde ein alter Wunsch aller Felder-Freunde erfüllt und der Verfasser dieser Zeilen, der Gelegenheit hatte, in den unheimlich umfangreichen Briefwechsel Felders mit Moosbrugger Einblick zu tun, weiß, daß noch manche verborgene Perle aus diesen intimsten Schöpfungen unseres Heimatdichters geholt werden kann. Dr. Wocke, der beste Kenner von Felders Freund Hildebrand, der unseren Dichter so überaus hochschätzt, dürfte wohl berufen sein, auch diese Briefe zu veröffentlichen; möge ihm dies so bald und so wohl gelingen, wie die Herausgabe von Rudolf Hildebrands Briefen.

Hermann Sander

Vorarlberger Wacht, Nummer 72, Dienstag, 30. März 1920

Am 7. März schon ist ein Jahr entschwunden, seit der Altmeister der Geschichte Vorarlbergs seine Augen schloß, die ein arbeitsreiches Leben lang unermüdlich in den Blättern der Vergangenheit unseres Heimatlandes gelesen und geforscht haben.

1920

Hermann Sander war am 8. Dezember 1840 zu Zell in Tirol geboren, wo sein Vater, der aus Schruns stammte, im Staatsdienste stand. Die Volksschule besuchte der Knabe in Hopfgarten und Feldkirch, während er in Innsbruck, Feldkirch und Salzburg seinen Gymnasialstudien oblag. 1860 kam er an die Universität nach Wien, wo er sich mit Germanistik und Geschichte befaßte. Seine Studienlaufbahn beschloß der junge Professor in Innsbruck, nachdem er bereits 1863 eine Lehrstelle an der Realschule in Feldkirch angenommen hatte. Noch heute erinnern sich manche Söhne des Landes mit Liebe an den vorzüglichen Lehrer, der es so gut verstand, in den Herzen der Schüler Begeisterung für die Schönheiten der deutschen Sprache und Dichtung und Interesse an der Vergangenheit des deutschen Volkes zu erwecken.

Nach 16jähriger Tätigkeit wurde der tüchtige Schulmann mit der Leitung der Realschule in Innsbruck betraut, welches Amt er nahezu ein Menschenalter hindurch verwaltete. 1909 trat der Greis in den Ruhestand, jedoch nicht, um die Tage seines Alters in Muße zu genießen, sondern um nun ungestört seiner Forschertätigkeit zu leben. Von früh bis spät arbeitete der bejahrte Mann in seinem Zimmer und bis in sein 80. Lebensjahr herauf trug er sich mit Gedanken neuer Arbeiten.

Seine ungefähr 60 größeren und kleineren Werke, die Sander während seiner langen Gelehrtenlaufbahn geschaffen hat, befassen sich alle mit der Geschichte und Dichtung unseres Ländchens.

Die erste Arbeit des jungen Forschers war eine Biographie unseres heimischen Dichters Franz Michel Felder, dessen Werke herauszugeben Sander am Abend seines Lebens noch vergönnt war. Zahlreiche andere hervorragende Söhne unseres Landes verdanken Sander wichtige Beiträge für ihre Lebensgeschichte. Feldkircher, Vonbun, Gilm, Moosmann, Bergmann, Byr, Batlogg, Purtscher, Wölfle, Jehly, Martin u. a. haben in ihm ihren Biographen gefunden.

Sanders historische Forschertätigkeit gehört dem späteren Mittelalter und der Neuzeit an. Von den Landschaften des Landes bevorzugte der

Gelehrte besonders das Oberland: Feldkirch, Bludenz und Montafon, Sonnenberg, den Tannberg und den Bregenzerwald, der besonders in seiner grundlegenden Arbeit über Vorarlberg zur Zeit des Bauernkrieges hervortritt.

Die Liebe zur heimischen Literatur veranlaßte Sander 1891 zur Herausgabe eines Büchleins über: »Vorarlberg, Land und Leute, Geschichte und Sage im Lichte deutscher Dichtung«, dem einige Jahre später die »Dichterstimmen aus Vorarlberg« folgten. Dem Volksleben des Landes schenkte der vielseitige Forscher seine besondere Aufmerksamkeit, den Plan, mit seinem Freunde Hörmann ein umfassendes Werk in dieser Richtung herauszugeben, hat nun der Tod verhindert. Mit mehr Erfolg schrieb Sander eine vollständige Neuauflage der Sagen Vorarlbergs. Nur der Krieg hat die Herausgabe dieses Werkes verzögert. Da es aber wohl abgeschlossen ist, dürfte es bald erscheinen.

So hat sich Hermann Sander in der Geschichte und Literatur Vorarlbergs so viele Denkmäler gesetzt, daß alle, die sich für des Landes Vergangenheit und Poesie interessieren, ihm auf Schritt und Tritt begegnen. Denkmäler dauernder als Erz und Stein!

Schulrat Josef Zösmair zu seinem 80. Geburtstag

*Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung,
1924, 53. Heft*

Nach einem bekannten Sprichwort leben gerade die Totgesagten am längsten. Dies trifft auch bei unserem Geschichtsforscher Josef Zösmair wieder einmal zu. Schon vor dem Kriege wurde ihm vom Bürgermeister Schützinger in den Schriften des Bodenseegeschichtsvereins unter den verstorbenen Mitgliedern des Jahres 1913 ein warmer Nachruf gewidmet, in dem es hieß, daß der hochverdiente Universitätsprofessor Dr. Zösmair wiederholt durch die Jahresversammlungen und zuletzt im Jahre 1896 in Bregenz sein reiches Wissen in den Dienst des Vereines gestellt habe. 1896 hatte der Forscher in der Vereinsschrift seinen Vortrag »Über Schloß Bregenz«, zehn Jahre früher eine Arbeit über »Ulrich Tränkle von Feldkirch und Thomas Lyrer, angeblich von Rankweil, zwei Vorarlberger Chronisten des Mittelalters« erscheinen lassen.

1924

Unser Professor war aber nicht gesonnen, sich einfach totsagen zu lassen, und er beeilte sich, den Mitgliedern des Vereins für die Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung zu beweisen, daß er noch lebe und forsche und strebe. Schon 1915 erschien daher in den Schriften des Vereines »Die Geschichte Rudolfs, des letzten der alten Grafen von Bregenz« und endlich durfte es Zösmair noch erleben, daß ihn der Verein zum Ehrenmitglied ernannte, als er 1924 den 80. Geburtstag unter großer Ehrung von seite des Landes Vorarlberg beging.

Unser Geschichtsforscher erblickte am 11. November 1845 zu Brunneck im Pustertale das Licht des Lebens. Sein Vater war ein kleiner Bauer, und in bescheidenen Verhältnissen studierte der geweckte Knabe in den Jahren 1857 bis 1865 am Brixner Gymnasium. Er trat sodann in die Theologie, aber von 1867 bis 1870 oblag er an der Universität in Innsbruck dem Studium der Philosophie und legte am 1. Juli 1871 die Lehramtsprüfung für Geschichte und Geographie ab. Zwei Jahre später bestand er dann noch mit Auszeichnung die Prüfung in Stenographie.

Schon seit 1872 wirkte Zösmair an der Mittelschule zu Feldkirch, er wurde 1874 zum wirklichen Lehrer und zwei Jahre später zum Professor ernannt. Im Studierstädtlein an der Ill entfaltete unser Gelehrter bald eine recht vielseitige Tätigkeit. Er machte sich durch seine Regsamkeit zum bestbekanntesten und meist genannten Professor des Landes, und treffend schreibt der Schriftsteller Dr. Albert Ritter, ein Schüler Zösmairs, von sei-

nem einstigen Lehrer: »Der allzeit schmuck erscheinende, mittelgroße, ein bißchen rundliche Herr mit dem wohlgepflegten schwarzen Knebelbart, Muster Napoleon III., und der scharf blitzenden goldenen Brille in dem zugleich behaglich und strenge wirkenden weltfreudigen Antlitz, er war bekannt in allen Winkeln des Landes als ein ganz gewaltiger Gelehrter, sozusagen als der Professor an sich.

Sprichwörtlich war er geradezu als das wandelnde Bild der Wissenschaft und Gelehrsamkeit und mancherorts auch mit Scheu betrachtet, wo es etwa ruckbar war, daß er auch alten frommen Sagen zu Leibe rücke und dabei ernstlichen Zusammenstößen mit geistlichen Anwälten der Überlieferung nicht aus dem Wege gebe. Aber er versöhnte manches Mißtrauen und manchen stillen Groll durch seine Kunst volkstümlichen Umgangs und durch seine Gemütlichkeit in getäfelten Wirtsgaden, in denen man damals noch üppig strömenden Suser oder einen vom Ardetzen- und Blasenberge oder von den Halden zu Röthbis und Weiler und Klaus, zu gebratenen Schüblingen und Kümmellaibchen bereit hielt und ein Geschlecht von Wirtinnen, das jetzt ausgestorben ist, lebendige Chroniken der Ortsgeschichte darstellte.

Zösmair hat während seines Wirkens im Lande volkstümliche Verehrung erworben, die er verdiente, und Anerkennung und Dankbarkeit sind ihm nachgefolgt, als er sich entschloß, seine späteren Jahre in seinem Geburtslande zu verbringen, zu dessen Geschichtskunde der Unermüdliche noch manchen wertvollen Beitrag leistete. Aber auch Vorarlberg vergaß er nach seinem Weggange keineswegs; noch häufig erinnerte er seine Gegner im Lande, daß seine Feder noch immer wehrhaft sei wie vordem; denn er war in der Tat kein sanfter Kritiker gewesen, wenn ihm andere Meinungen in den Weg traten. Schon wenn man ihn so über das Land schreiten sah, wie er den Knebelbart strich und die Augen funkeln ließ, konnte man sich an die alten Ritter erinnert fühlen, die aus der Schattenburg zu trutziger Fehde ausritten. Manche dieser seiner Federkriege, wie der mit dem seligen Pfarrer Heinrich von Viktorsberg über die Eusebiuslegende, entbehrten wegen der Ungleichheit der Kräfte nicht eines heiteren Anstrichs. Auch diese geistigen Turniere gehören zu dem lebensvollen Bilde des seltenen Mannes, den eine energische, selbstbewußte Kraft zu seinen mühe- und ertragreichen Werken stählte und bis in ein hohes Alter frisch und rüstig erhält.«

Das Verdienst Zösmairs um die Wahlheimat seiner Mannesjahre ist gewiß dauernder Dankbarkeit wert. Die Landeshistoriker von Vorarlberg, zumal für die ältere Zeit, haben alle das Bewußtsein, auf Zösmairs Forschungen zu stehen und wenn ein späteres Geschlecht undankbar sein wollte, es könnte seine Lebensarbeit niemals übersehen.

Wie wenigen Sterblichen ist es vergönnt, ein so ehrwürdiges Alter sogar noch in voller Schaffenskraft zu erreichen. Schulrat Zösmair, der in jüngeren Jahren sich keiner allzufesten Gesundheit erfreute, hat trotz un-

ermüdliehen Schaffens seine Gesundheit immer besser gefestigt und hat erwiesen, daß man trotz schwacher Gesundheit auch bei rastlosem Fleiße ein hohes Alter erreichen kann.

Schulrat Zösmair »hat viel geschichtliches Licht über unser Land gebreitet und wenn auch zugegeben wird, daß Einzelheiten durch neue Forschungsweisen und Funde überholt sind, so ist das keine Schmälerung seines wohlverworbeneu Gelehrtenruhmes«. Wenn nun Zösmair zu seinem Schmerze heute genötigt ist, seine Feder, die er so lange und fleißig geführt, aus der Hand zu legen, möge es ihm ein Trost sein, daß er die früheren Tage rastlos genützt hat.

Es sind nun fünfzig Jahre verflossen, seitdem die erste Frucht von Zösmairs Forscherarbeit erschien. Aber der Früchte sind in dem halben Jahrhundert immer mehr geworden, sodaß sich kein größerer Zeitraum der Geschichte Vorarlbergs findet, in dem man nicht dem Namen des greisen Gelehrten begegnet. Die Zahl seiner Arbeiten umfaßt an 200 Nummern. Über die Urgeschichte des Landes hat er Vorträge gehalten, und wiederholt hat er sich mit der Erklärung vorgermanischer Namen Vorarlbergs befaßt. Die römischen Ausgrabungen bei Altenstadt gaben Anlaß, der Cluniafrage näherzutreten und zur ältesten vergleichenden Geschichte und Landeskunde Tirols und Vorarlbergs verfaßte er eine wertvolle Schrift. Seine Gründungsgeschichte der vorarlbergischen Klöster des Mittelalters ist ein grundlegendes Werk. In der »Politischen Geschichte Vorarlbergs im 13. und 14. Jahrhundert unter den Grafen von Montfort und Werdenberg« wurde die moderne Auffassung über diese Dynastenfamilien begründet. In seiner Arbeit über die Ansiedlungen der Walser in der Herrschaft Feldkirch hat Zösmair Bergmanns Werk in einer eigenen Darstellung ausgebaut. Aus den Appenzellerkriegen hat er die Schlacht am Stoß, sowie die Belagerung von Bregenz behandelt und dabei besonders die Ehregutasa-ge kritisch beleuchtet. Herzog Friedrichs Flucht von Konstanz nach Tirol behandelt eine eigene Arbeit.

Wie unseren für Deutschlands große Vergangenheit begeisterten Gelehrten besonders die glanzvollen Tage des Rittertums mit ihren romantischen Burgen und stolzen Geschlechtern in den Bannkreis zu ziehen vermochten, weshalb die Schlösser Bregenz, Bludenz, Neuburg, Montfort,



Schulrat
Josef
Zösmair

Tosters, Ramschwag, Blumenegg, der Turm zu Dornbirn und alle bedeutenden Edelgeschlechter des Landes von seiner Seite bearbeitet wurden, so wandte er in der Neuzeit seine Vorliebe ebenfalls den Ruhmesblättern deutscher Geschichte zu. Kaiser Josef II., der das Volk aus der Knechtschaft erhob und dessen geistige Befreiung angebahnt hat, gewann hier seine besondere Neigung.

Die Tage, da man zur Jahrhundertfeier der Befreiungskriege gedachte, führten unseren Professor auf seine hohe Warte, und mit warmer Anteilnahme gedachte er damals Vorarlbergs führender Männer in jenen Kämpfen, des Montafoner Patrioten Batlogg und des Majors Riedmiller, bei dessen Denkmalseinweihung er die Festrede hielt. Auch Dr. Anton Schneider fand in ihm einen unermüdlichen Anwalt. Der Jugend des Landes führte Zösmair im »Jungen Bürger« manche Bilder jener Tage vor Augen, wie das Volk sich gegen den fremden Tyrannen erhob und wie endlich des welschen Eroberers Glücksstern in Rußland gesunken.

Für das große Kronprinzenwerk hat Zösmair einen vortrefflichen Abriss der Geschichte Vorarlbergs geliefert. Daß er jedoch trotz seiner vieljährigen Beschäftigung mit unserer Heimatgeschichte eine langjährige Hoffnung der Lehrer Vorarlbergs unerfüllt ließ, und nicht dazu kam, eine größere Zusammenfassung der Geschichte Vorarlbergs zu schreiben, ist wohl in der echten Forschernatur unseres Gelehrten gelegen, die erst das Dunkel, wo immer es über der Vergangenheit lagerte, aufhellen wollte.

Rücksichtslos räumte unser Forscher mit mancher lieb gewonnenen Überlieferung auf, und er besaß hier eine besondere Gabe, den echten Kern aus der unechten Hülle zu schälen. Die St.-Gerold-Legende ist ein klassisches Beispiel dafür, wie Zösmair es verstand, den historischen Gehalt in dem üppigen Geranke der Sage zu erkennen.

Aber nicht nur in allen Zeitaltern, auch in allen Zweigen der Geschichtswissenschaft begegnet uns Zösmairs Name. Während er hier in der freien Natur nach Überresten vergangener Zeiten fahndet, ist er dort ungezählte Tage in dunklen Archiven über verstaubten Aktenstößen gesessen, und wie viele Nächte hat er über »vergilbten, halberloschenen Pergamenten« gegrübelt! Den heißen Boden der Namensklärung hat er mit Vorliebe bebaut, die erste Anregung zum Sammeln der Flurnamen wurde vor Jahren von seiner Seite gegeben, und der Siedlungsgeschichte ließ er früh seine besondere Aufmerksamkeit angedeihen.

Auch auf dem Felde der Rechts-, Wirtschafts-, Verkehrs-, der Kunst- und Literaturgeschichte hat unser Forscher den Pflug geführt, wie hier beispielsweise Arbeiten über das Stadtrecht von Feldkirch, über die Entwicklung der vorarlbergischen Herrschaften und Gerichte, die Bergwerksgeschichte Vorarlbergs, die Verkehrsgeschichte des Arlbergs, über

den Minnesänger Hugo von Montfort beweisen. Im Jahre 1906 hielt unser Professor auch einen Vortrag über die Lage der Arbeiter vor der Französischen Revolution.

Als Kind der Berge ist der Professor stets ein begeisterter Freund des Bergsports gewesen; er hat auch für die Zeitschrift der Naturfreunde in Wien Beiträge geliefert, und erst in jüngster Zeit hat er die Freunde der Berge mit einem Büchlein über die Bergnamen Vorarlbergs bedacht.

Bis in die letzten Jahre war der greise Altmeister unserer Landesgeschichtsforschung noch immer mit großem Eifer daran, den reichen Stoff, den er im Verlauf eines halben Jahrhunderts gesammelt hatte, zu sichten und zu verarbeiten; als Früchte dieser Arbeit sind nach dem Kriege noch eine Reihe von Abhandlungen erschienen.

In Innsbruck hat unser greiser Gelehrter besonders im Staatsarchiv und im Ferdinandeum geforscht. Daß die Universitätsbibliothek seiner Tätigkeit überaus förderlich war, wird jeder begreifen, der eine Zeit sich auf dem Lande mit ähnlichen Studien abgab. So eilten dem Forscher die Jahre der Ruhe nur allzu schnell dahin. Und als der Krieg mit seinen Entbehrungen kam, hat Zösmair 1916 und 1917 Aushilfsdienste am Innsbrucker Gymnasium geleistet. Bald litt der alte Pensionist mit vielen Standesgenossen bittere Not. Sein hoffnungsvoller Sohn fiel als ein Opfer des Krieges. Nur ein Trost war dem Greis in all den Tagen: Seine Gattin ist ihm als treue Lebensgefährtin erhalten geblieben, und es war ihm vergönnt, mit ihr die Goldene Hochzeit zu feiern.

Für seine wissenschaftliche Betätigung hat Zösmair so manche Anerkennung gefunden. Anlässlich seines Eintrittes in den Ruhestand wurde ihm der Titel eines Schulrates verliehen. Der Landesmuseumsverein von Vorarlberg hat ihn schon bei seinem Weggang nach Innsbruck zum Ehrenmitglied ernannt. Seit 1900 war er über Ersuchen der Wiener Akademie der Wissenschaften an der Herausgabe des historischen Atlas der Alpenländer beteiligt. Schon zu seinem 75. Geburtstage erschien eine Sondernummer des »Feierabend«, in der der Gelehrte in anerkennenden Worten gewürdigt ward. Zum 80. Geburtsfest wurde unser Gelehrter in ganz besonderer Weise gefeiert. Die gesamte Presse Vorarlbergs würdigte seine Verdienste um die Aufhellung der Geschichte unseres Landes. Der Museumsverein beehrte den greisen Forscher mit einer besonderen Zuschrift; die Städte des Landes sandten Glückwunschartikeln an ihn. Der Verein für die Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung hat ihn bei der Gelegenheit zum Ehrenmitglied ernannt, und die Stadt Feldkirch hat ihn sogar zum Ehrenbürger gemacht.

Aber gerade in dem Jahre, in dem sein Geburtstag in so würdiger Weise begangen wurde, erlitt Zösmair einen bedauerlichen Unfall, der

seine Tätigkeit so gut wie lahmlegen sollte. Er wurde nämlich von einem Fuhrwerk auf dem Weg von der Universitätsbibliothek nach seinem Hause umgestoßen, wodurch er sich eine Gehirnerschütterung zuzog, die namentlich auch sein Schreibvermögen ernstlich geschädigt hat.

Mit Wehmut muß es alle erfüllen, wenn sie lesen, wie unser Gelehrter in einem Briefe schreibt: *»Zum Schlusse nehme ich vom Verein, dem ich so lange schon angehöre, herzlichen Abschied, ihm alles Gedeihen in Gegenwart und Zukunft wünschend, sowohl dem Museums- als dem Bodenseegeschichtsverein. Leben sie alle recht wohl!«* Wir glauben im Namen aller Mitglieder zu sprechen, wenn wir auf diesen Gruß antworten: Mögen Schulrat Zösmair noch viele Jahre der Ruhe nach reicher Lebensarbeit erblühen!

Josef Zösmair †

Heimat, 9. Jg., Juli 1928, 7. Heft

1928

Am 6. Juni dieses Jahres beschloß Josef Zösmair, der Nestor und Altmeister der Vorarlberger Geschichtsschreibung, im Alter von mehr als 83 Jahren sein arbeitsreiches Leben, das durch ein halbes Jahrhundert der Erforschung unserer Heimat gewidmet war. In erfolgreicher Gelehrtenarbeit hat unser Professor so manches Dunkel, das über der Vergangenheit der Heimat gelastet hat, aufgehellert und sein Name wird daher mit der Geschichte des Landes für immer verknüpft sein.

Mit Zösmairs Tod ist einer der Besten aus dem Kreise jener Männer geschieden, die unsere Heimat in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im deutschen Geistesleben so würdig vertreten haben. Er ist nun versammelt zu all den Gestalten, die dem Studierstädtlein an der Ill in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts ein besonderes wissenschaftliches Ansehen gaben und die es zum geistigen Mittelpunkt Vorarlbergs gemacht haben.

Zu Bruneck, im verlorenen Pustertale, erblickte Josef Zösmair am 11. November 1845 das Licht des Lebens. Sein Vater Jakob war ein kleiner Bauer, seine Mutter hieß Rosa Meirginter. Als Sohn der armen Familie studierte der talentierte Knabe unter bescheidenen Verhältnissen am Gymnasium zu Brixen und machte dort 1865 die Reifeprüfung. Hierauf trat er in die Theologie, jedoch nach drei Semestern verließ er das Seminar, oblag dann an der Universität Innsbruck dem Studium der Philosophie und legte am 1. Juli 1871 die Lehramtsprüfung für Geschichte und Geographie, später noch für Stenographie ab.

Nachdem Zösmair infolge schwacher Gesundheit vorübergehend als Hauslehrer gewirkt hatte, erscheint er bereits im folgenden Jahre an der Mittelschule zu Feldkirch, wo er als vortrefflicher Lehrer sein Amt von Beginn der siebziger bis Ende der achtziger Jahre in glänzender Weise vertrat. Und trotz seiner noch nicht behobenen Kränklichkeit begann Zösmair bereits in den ersten Jahren seines Feldkircher Aufenthaltes nach dem Vorbilde Hermann Sanders, der nächtelang am Krankenlager seines Kollegen wachte, mit der Erforschung der Landesgeschichte. Und wie jenem sollte auch ihm beschieden sein, ein halbes Jahrhundert auf diesem Gebiete zu wirken. Der Name Zösmair wird oft mit dem Sanders in einem Atemzuge genannt; beide waren auch gesinnungsverwandte Männer, aber während von Sanders Werken manches als Kind inniger Heimatlie-

be für das Volk geschrieben war, sind Zösmairs Forschungen an geistiger Tiefe jenen Sanders nicht selten voraus.

Durch seine Rührigkeit machte sich unser junger Gelehrter bald zum bestbekanntesten und meistgenannten Professor des Landes und der stattliche Mann mit der goldenen Brille, den scharf blitzenden Augen und dem dunklen Bart in dem zugleich streng und behaglich wirkenden Gesicht galt auf dem Lande, wo er oft hinkam, als der Professor an sich und nicht ohne Scheu betrachteten ihn bisweilen die Leute, wenn sie erfuhren, daß er mit ehrwürdigen frommen Legenden rücksichtslos aufräume und auch Zusammenstößen mit Anwälten der Überlieferung nicht aus dem Weg gehe.

Und in der Tat ist Zösmair kein sanfter Kritiker gewesen, wenn ihm andere Meinungen in den Weg traten. Schon wenn man ihn so über das Land schreiten sah, wie er den Knebelbart strich und die Augen funkeln ließ, konnte man sich an die alten Ritter erinnert fühlen, die aus der Schattensburg zu trutziger Fehde ausritten. Manche dieser seiner Federkriege, wie der mit dem seligen Pfarrer Heinrich von Viktorsberg über die Eusebiuslegende, entbehrten wegen der Ungleichheit der Kräfte nicht eines heiteren Anstriches.

Zösmairs Arbeiten gehen auf gründliches Quellenstudium zurück und Hunderte und Tausende von Urkunden gingen durch seine Hände. Wie mühsam war nur auch die Durchsicht des Hohenemser Archives. Noch erinnern sich hier Leute an den Professor, der die Schönheit Vorarlbergs, vor allem jene von Götzis und Hohenems rühmte. Durch seine volkstümliche Gemütlichkeit und seine meisterhafte Gabe als Gesellschafter verstand er es, alle, die mit ihm in Berührung kamen, für sich zu gewinnen.

Wie Zösmair den Sagen und Legenden zu Leibe rückte, so zerzauste er auch unbarmherzig die Fabeleien eines mittelalterlichen Chronisten in seiner Arbeit über Ulrich Tränkle von Feldkirch und Thomas Lirer, angeblich von Rankweil, zwei Vorarlberger Chronisten des Mittelalters. Die Geschichtsschreibung unseres Landes lag bis vor etwa einem Jahrhundert fast brach. Mit dem Auftreten Weizeneggers und der Herausgabe von dessen Arbeiten durch Merkle erlangte Vorarlberg eine Darstellung, die sich für jene Zeit immerhin sehen lassen konnte. Als dann etwa zehn Jahre später Peter Kaisers Buch erschien, erhielt man immerhin ein Werk, das über Rätians Vorzeit in schönen Schilderungen manchen Aufschluß gewährte. Mit Bergmann trat dann um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein für jene Zeit vollwertiger Historiker auf den Plan, der sich in erster Linie auf die Erforschung der Geschichte Vorarlbergs einstellte.

Nach Bergmann nun ist Zösmair der erfolgreichste Forscher gewesen. Verschiedene Gaben, die einen tüchtigen Geschichtsforscher zieren, finden wir in ihm vereint und mit Recht weist Dr. Hans Nägele in seinem

Nachruf im »Vorarlberger Tagblatt« auf die Worte des Rembrandtdeutschen hin: »Nur wer selbst Charakter hat, kann charaktervoll Geschichte schreiben«. Um aber eine Darstellung lebensvoll zu gestalten, gehören auch Begeisterung und Überzeugung dazu. So ist die Aufgabe durchaus nicht so leicht für den, der gewissenhaft Geschichte schreiben will, denn überall wird er darauf bedacht sein, die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen, andererseits ist jeder ein Kind seiner Zeit und ein Ergebnis der verschiedensten Einwirkungen seiner Umgebung. Selbst wenn er will, wird er nie vollkommen gerecht werden können.

Die Zahl von Zösmairs Arbeiten umfaßt an 200 Nummern und Spuren seines Forscherfleißes begegnen uns in allen Zeitabschnitten und auf allen Gebieten der heimischen Vergangenheit. Über die Urgeschichte hat er Vorträge gehalten und wiederholt hat er sich mit der Erklärung vorgermanischer Orts- und Flurnamen befaßt. Die römischen Ausgrabungen in Brederis gaben Anlaß, der Cluniafrage näherzutreten, die durch die neuesten Funde bei Schaanwald vielleicht in ein neues Licht gerückt wird. Zur ältesten vergleichenden Geschichts- und Landeskunde Tirols und Vorarlbergs verfaßte er eine wertvolle Schrift, in der er als Tiroler die beiden Ländern gemeinsamen Züge herauszuarbeiten suchte.

Zösmairs Gründungsgeschichte der vorarlbergischen Klöster des Mittelalters darf als eine grundlegende Arbeit bezeichnet werden und es erscheint geradezu klassisch, wie er beispielsweise aus der St.-Gerold-Legende den geschichtlichen Kern herauschält. Ebenso ist seine politische Geschichte Vorarlbergs im 13. und 14. Jahrhundert unter den Grafen von Montfort und Werdenberg ein großer Fortschritt gegenüber den damaligen Darstellungen dieses Grafengeschlechtes und der Abriß der Geschichte Vorarlbergs, den Zösmair für das Kronprinzenwerk geliefert hat, ist in seiner Art ebenfalls vortrefflich verfaßt.

Hat bereits Bergmann in seiner grundlegenden Arbeit über die Walser die nötigen Voraussetzungen für die Erforschung ihrer Geschichte im einzelnen geliefert, so hat hier Zösmair den Weg in vorbildlicher Weise weiter verfolgt und über die Ansiedlungen der Walser in der Herrschaft Feldkirch einen wertvollen Beitrag zur Geschichte dieses merkwürdigen Älplerstammes geleistet. Aus den Appenzellerkriegen hat er die Schlacht am Stoß und die Belagerung von Bregenz behandelt und dabei besonders die Ehregutasage kritisch beleuchtet. Wie berechtigt es war, diese Erzählung ins Gebiet der Sage zu verlegen, beweist am besten die Tatsache, daß die Grundlage für diese in der Schweizer Geschichte bereits bedeutend früher erschien.

Aus dem sinkenden Mittelalter stammt die Arbeit über Herzog Friedrichs Flucht von Konstanz nach Tirol. Eine wertvolle Entdeckung zur Abstammungsgeschichte derer von Ems veröffentlichte er in der Geschichte

Rudolfs, des letzten Grafen von Bregenz, wonach dieses Geschlecht aus jenem der alten Bregenzer hervorgegangen sein könnte.

Daß unsern für Deutschlands große Vergangenheit begeisterten Gelehrten besonders glanzvolle Tage des Rittertums mit ihren romantischen Burgen und stolzen Geschlechtern in den Bannkreis zu ziehen vermochten, begreifen wir gern, und das erklärt uns, weshalb er den Burgen von Bregenz, Bludenz, Montfort, Tosters, der Neuburg, Blumenegg, der Feste Wälsch-Ramschwag, dem Turm zu Dorenbüren und den Edlen von Ems seine besondere Aufmerksamkeit schenkte.

In der Neuzeit wandte Zösmair seine Vorliebe ebenfalls den Ruhmesblättern deutscher Geschichte zu. Kaiser Josef II., der die Befreiung des Volkes vom überlieferten Drucke angebahnt hat, gewann hier seine besondere Neigung. Die Tage, da man zur Jahrhundertfeier der Befreiungskriege gedachte, führten unseren Professor auf seine historische Warte und mit warmer Anteilnahme gedachte er der damals führenden Männer Vorarlbergs in jenen Kämpfen, des Montafoners Batlogg, des Bludenzers Riedmiller und des Landeskommissärs Dr. Schneider. Der Jugend führte Zösmair manche Bilder jener Zeiten vor Augen.

Aber nicht nur in allen Zeitaltern, auch in allen Zweigen der Geschichtswissenschaft begegnet uns Zösmairs Name. Während er hier in der freien Natur nach Überresten der Vergangenheit fahndet, ist er dort ungezählte Tage in dunklen Archiven über verstaubten Aktenstößen gesessen und wie viele Nächte wohl hat er über vergilbten, halb erloschenen Pergamenten gegrübelt! Und all diese Arbeit, die dem Geschäftsmann klingenden Gewinn, oft sogar Reichtum eingebracht hätte, trugen unserem ideal veranlagten Forscher so gut wie gar keine materiellen Vorteile ein und so ist Zösmair das Vorbild eines wahrhaft selbstlosen Gelehrten, der Jahre und Jahrzehnte unermüdlich strebt und arbeitet, nur um seinem Forscherdrange zu genügen.

Mit Vorliebe hat Zösmair auch den heißen Boden der Namensklärung bebaut und die erste Anregung zum Sammeln von Flurnamen in Vorarlberg ist schon vor vielen Jahren aus seinem Kreise gekommen. Zösmair hatte den Mut, auf diesem Gebiete auch stark bestrittene Ansichten zu vertreten; oft mag er hierbei zu weit gegangen sein, oft hat er hierbei die Meinung eines Gegners zu rücksichtslos abgetan, aber wie viele andere haben es nicht besser gemacht und in manchen Fällen ist die moderne Forschung gerade zu seiner Erklärung zurückgekehrt, es sei als Beispiel nur auf den Namen Dornbirn verwiesen, bezüglich dessen gründliche Studien für die Ableitung Zösmairs von dem Personennamen Torro eintreten. Und doch: wie heftige Kämpfe haben diesbezügliche Auseinandersetzungen bisweilen gezeitigt!

Auf dem Felde der Rechts-, Wirtschafts-, der Verkehrs-, Kunst- und Literaturgeschichte hat unser Forscher ebenfalls den Pflug geführt, wie beispielsweise Arbeiten über das Stadtrecht von Feldkirch, über die Entwicklung der vorarlbergischen Herrschaften und Gerichte, die Bergwerksgeschichte Vorarlbergs, die Verkehrsgeschichte des Arlbergs und über den Minnesänger Hugo von Montfort beweisen. Als begeisterter Freund der Berge hat der Professor noch in einer seiner jüngsten Arbeiten die Bergnamen Vorarlbergs behandelt.

Seine hervorragenden Verdienste um die Erforschung der Geschichte Vorarlbergs haben sowohl die Vertreter des Landes als insbesondere die Jünger seiner Wissenschaft vielfach gewürdigt. Schon als Zösmair 1888 nach Tirol übersiedelte, haben ihn der Vorarlberger Museumsverein sowie der Lehrerverein des Landes und später auch die Historische Kommission für Vorarlberg und Liechtenstein zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt und Dornbirn ließ ihm eine kunstvoll ausgeführte Adresse überreichen.

Nach Zösmairs Übertritt in den Ruhestand wurde ihm der Titel Schulrat verliehen und anlässlich der Feier seines 75. Geburtstages wurde Dr. Albert Ritter, ein Schüler Zösmairs, im »Feierabend« des Professors Bedeutung gerecht, und ich darf wohl auch darauf hinweisen, daß ihn die Widmung meiner seinerzeit erschienenen Arbeit als Zeichen der Anerkennung bei seinen Fachgenossen im Ländle nicht wenig erfreut hat.

Das 80. Geburtstagsfest Zösmairs wurde dann von der gesamten Presse des Landes gewürdigt: Der Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung reihte den früher in seiner Zeitschrift bereits totgesagten Professor nun auch unter seine Ehrenmitglieder ein. Im 1924 erschienenen Jahrbuch des Vereines wurde das Leben und Wirken des Mannes gewürdigt und auch ein Bild von ihm gebracht. Der Museumsverein und die Städte des Landes richteten Glückwünsche an den hochbetagten Forscher.

So bewies man im Lande am jungen Rhein, wie man die Wissenschaft ehrt und die Dankspflicht achtet. Aber auch in Wien wurde Zösmairs Bedeutung gewürdigt. Die Zentralkommission für die Erhaltung der Kunst und historischen Denkmale ernannte ihn zum Korrespondenten, die Akademie der Wissenschaften zum Kommissionsmitgliede für die Herausgabe des historischen Atlases der österreichischen Alpenländer, für welchen der Gelehrte die Erläuterungen schrieb. Jahrelang war Zösmair auch im Ausschusse des Ferdinandeums in Innsbruck tätig.

Seine letzten Lebensjahre brachten ihm manches schwere Leid. Sein einziger Sohn, die Hoffnung seiner alten Tage, ist ein Opfer des Weltkrieges geworden und die Geldentwertung hat ihm die Sparpfennige für

sein Alter geraubt. Not und Entbehrung haben in den Tagen der Kriegs- und Nachkriegszeit auch bei ihm Einkehr gehalten. Und gerade bei Gelegenheit einer Feier seines 80. Geburtstages traf ihn das Unheil, durch einen Wagen zu Boden geschleudert zu werden. Seit dieser Zeit konnte er nicht mehr wissenschaftlich arbeiten. Die ihn überlebende Gattin war ihm auch in diesen Zeiten eine treue Stütze des Alters.

Mag auch von Zösmairs Forschungsergebnissen im Laufe der Zeit von so vortrefflichen Kräften, die heute und künftig an der Erforschung des Landes tätig sind, dies oder jenes sich nicht mehr als stichhältig erweisen, so bleibt doch immer noch so viel Dauerndes übrig, daß sein Name von allen Vorarlbergern, die ihr Heimatland lieben, stets hoch- und wertgeschätzt wird.

Studienrat Gebhard Fischer

80 Jahre alt

Heimat, 13, 1932

In den letzten Wochen trat Studienrat Fischer in voller geistiger Frische und erfreulicher Rüstigkeit ins 9. Jahrzehnt seines Lebens. Dieser um unser Land so verdiente Mann ist am 17. April 1852 zu Wolfurt geboren. Er studierte in Feldkirch und Innsbruck und kehrte mit Wichner in unser Studierstädtlein zurück, um als junger Professor an Stelle Hermann Sanders zu wirken, der als Direktor an die Realschule nach Innsbruck berufen worden war.

1932

Nachdem er noch den bosnischen Feldzug mitgemacht hatte, wurde Fischer am 29. Oktober 1879 als Supplent für den Rest dieses Schuljahres bestellt und erwies sich schon bald als würdiger Nachfolger Sanders. Durch seinen gründlichen und gediegenen Vortrag verstand er es, die Freude der Schüler an seinen Unterrichtszweigen zu wecken, und wie sein Kollege Zösmair betätigte auch Fischer sich bald auf dem Boden der heimischen Forschung. Bereits in den neunziger Jahren war er unermüdlich mit der Durchstöberung der Gemeinde- und Kirchenarchive des Landes Vorarlberg beschäftigt, wovon als Früchte in den Museumsberichten jenes Jahrzehntes die Urkundenauszüge aus dem Bludenzer Archive, die Archivberichte aus Vorarlberg usw. erschienen, die den Inhalt eines Großteils unserer heimischen Archive erschlossen.

Wohl nur der Fachmann vermag sich ein Bild von der Arbeit zu machen, der sich unser Professor damit unterzog, die vielen verstaubten, vergilbten Urkunden und Aktenstücke auf ihren Gehalt zu untersuchen. Ohne jene Geduld und Ausdauer, wie sie Fischer eigen war, wären jene Arbeiten nicht zu meistern gewesen.

Die Ergebnisse seiner Studien hat Fischer gelegentlich auch in Vorträgen bei festlichen Anlässen verwertet, es sei nur an die Rede bei der Versammlung des Landeslehrervereines über den Montafoner Patrioten Batlogg 1889 und an jene bei der Eröffnung der Bregenzerwälderbahn 1902 erinnert. Verschiedene seiner Arbeiten wurden naturgemäß auch in den Jahresberichten des Feldkircher Gymnasiums veröffentlicht. So 1894 jene über den Schwedeneinfall in Vorarlberg im Jahre 1647 und 1903 über den Anteil Vorarlbergs am Österreichischen Erbfolgekrieg 1744.

Professor Fischers wissenschaftliche Tätigkeit mußte auch die Anerkennung der gelehrten Körperschaften finden, deshalb wurde er bereits

1893 zum Korrespondenten der Zentralkommission für Kunst und historische Denkmale und 1902 zum Konservator des Denkmalamtes ernannt.

Als Lehrer zeichnete sich Fischer durch strengen Gerechtigkeitsinn aus, der ihm das Vertrauen seiner Schüler in hohem Maße erwarb und ihn bei allen seinen Schülern in bester Erinnerung hält. Als Mann von eisernem Pflichtbewußtsein und größter Pünktlichkeit, als Muster des Fleißes, als gemäßigter und besonnener Mann auch im öffentlichen Leben war er auch ein vorbildlicher Erzieher.

Als 1909 die Anstalt den trefflichen Schulmann Direktor Perathoner verlor, wurde Fischer zum Leiter des Gymnasiums bestellt und am 18. März 1910 wurde ihm in Anerkennung seiner Verdienste das Ritterkreuz des Franz-Josefs-Ordens verliehen. Im Jahre 1914 verließ Fischer die Anstalt, an der er durch ein Menschenalter segensreich gewirkt hatte. Noch viele Jahre!

Josef Grabherr als Historiker

Feierabend, 12. Jg., 1930, 9. Folge

Es kann nicht sehr wundernehmen, wenn Angehörige des geistlichen Standes sich heute und früher mit größerem oder geringerem Eifer der Aufhellung der Vergangenheit ihrer Heimat gewidmet haben. Führt doch der Beruf des Geistlichen wie kaum ein anderer immer wieder zur Geschichte und in die alten Zeiten zurück. Beschäftigt mit Geburts-, Tauf- und Sterberegistern nimmt er jeden Tag alte Verzeichnisse in seine Hand, die vor Jahrhunderten schon einer seiner Vorgänger hier begonnen und bisweilen mit mancher interessanten Bemerkung verflochten hat. Und so umgeben von alten Urkundenschätzen und ehrwürdigen Folianten wird besonders der einsame Bergpfarrer bei seiner freien Zeit und der entsprechenden Vorbildung oft wie von selbst auf eine Betätigung geführt, an die er früher gar nicht gedacht hat.

1930

Aus diesen Gründen ist auch die Zahl der geistlichen Männer, die sich in unserem Lande der Erforschung der Heimat gewidmet haben, gar nicht gering, und es ist noch durchaus kein vollständiges Bild, wenn im folgenden einige ihrer Namen angeführt werden.

Gabriel Bucelin hat als Mönch zu St. Johann in Feldkirch sich viel mit Geschichte befaßt. Wunibald Zürcher hat eine wertvolle Handschrift vor dem Untergange bewahrt. Jost Metzler von Andelsbuch, der gelehrte Benediktiner von St. Gallen, dann Pater Ransperg und Prior Apronian Huber von Mehrerau gehören hierher. Noch am besten bekannt ist Franz Josef Weizenegger, der Verfasser des dreibändigen Werkes über Vorarlberg, das vor bald hundert Jahren durch seinen ehemaligen Lehrer, den Präfekten Meinrad Merkle in Feldkirch, herausgegeben wurde.

Domdekan Pappus von Tratzberg und Abt Jodok Stülz haben sich auch mit Geschichte befaßt. Eine große Anzahl von Geistlichen hat sich mit der Abfassung von Pfarr- und Ortschroniken abgegeben, wie Fink, Hörburger, Hefel, Moosbrugger, Rosenlächer, Hiller u. a.



Josef
Grabherr:
Pfarrer
und
Geschichts-
forscher

Einer der namhaftesten Männer im Priestergewande, der sich um die Erforschung der Heimat ganz besonders verdient gemacht hat, ist jedenfalls der vor bald einem Jahrzehnt verstorbene Pfarrer Josef Grabherr von Satteins, der am 17. Februar 1856 in Lustenau geboren wurde und in den Gemeinden Ebnit, Damüls, Thüringerberg und Satteins als Seelsorger wirkte.

Josef Grabherr's historische Arbeiten zerfallen in einige Gruppen. Am umfangreichsten sind seine Walserforschungen, mit denen er auch die Tätigkeit als Heimatforscher begann. So reifte als Frucht seines einjährigen Aufenthaltes in Damüls eine historisch-statistische Studie, in der er eine eingehende Beschreibung dieser alten Walsersiedlung gab. Eine spätere Veröffentlichung über »Die von Ebnit und Meschach« erinnert dagegen an den Anfang seiner geistlichen Laufbahn, als er dem blinden Pfarrer Zwickle in Ebnit beigegeben war. Grabherr's Aufenthalt in Thüringerberg, der mehr als ein Dutzend Jahre umfaßte, war der fruchtbarste in bezug auf seine Forschertätigkeit. Hier entstanden in den neunziger Jahren nacheinander »Die Walser in Vorarlberg, besonders im Großen Walsertal«, »Die Herrschaft Sonnenberg«, »Der Blumenegger Landbrauch«, »Die reichsfreie Herrschaft St. Gerold« und »Die reichsunmittelbare Herrschaft Blumenegg«.

Durch diese seine teilweise umfangreichen und gründlichen Forschungen hat sich Grabherr zu einem der besten Walserforscher entwickelt. Ebenso kann man sagen, daß er einer der besten Kenner des Vorarlberger Innerlandes ist.

In Verbindung mit den Blumenegger Studien lernte Grabherr auch Vertreter einer Familie kennen, die dann seine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, sodaß er sie auch in eigenen Abhandlungen würdigte, nämlich »Die Freiherren von Halden zu Haldenegg«. In Anlehnung an die Walser Studien entstand auch seine »Beschreibung des Bades Rothenbrunnen im Großen Walsertal, dessen Ursprung, Zustand und Gebrauchsweise von ehemals«. Dieses Werklein beruht auf einer Vorlage von 1643.

Eine besondere Aufmerksamkeit hat Grabherr der künstlerischen Vergangenheit unseres Landes geschenkt. So hat er über die berühmte St.-Anna-Kapelle in Frommengärsch einen beachtenswerten Aufsatz geschrieben und im Anhang desselben Heftes wird noch die Elisabeth-Kapelle bei Übersaxen gewürdigt. Seine kunstgeschichtlichen Studien zusammenfassend herauszugeben war ihm noch am Abende seines Lebens gegönnt. In dieser Arbeit, die 1919 als neunte Veröffentlichung des Vereines für christliche Kunst und Wissenschaft in Vorarlberg erschien, war gut gegliedert und übersichtlich alles geordnet, was sich in den Mitteilun-

gen der Zentralkommission, in der Kunstgeschichte von Atz und sonst in einzelnen Monographien über »Die kirchliche Kunst in Vorarlberg« fand.

Eine übersichtliche Arbeit über die Edelsitze des Innerlandes schrieb Grabherr in seinem Aufsatz »Burgen und Adel im Walgau«. In die frühe Vergangenheit seiner engeren Heimat führte ihn der mit dichterischer Phantasie belebte Blick »Aus Lustenaus frühesten Tagen«. Ohne auf kleinere Aufsätze in den Tageszeitungen einzugehen, sei nur noch darauf hingewiesen, daß Grabherr auch viel Material für die kirchliche Vergangenheit des Drusianischen Kapitels gesammelt hatte.

Unser Historiker war auch der Begründer des Vereines für christliche Kunst und Wissenschaft, der 1902 ins Leben trat und in etwa 20jährigem Bestande eine Reihe von Veröffentlichungen, die auch die Geschichte Vorarlbergs betreffen, herausgab.

Grabherr's wissenschaftliche Tätigkeit wurde durch die Berufung in den Ausschuß des Vorarlberger Landesmuseums, zum Korrespondenten der Zentralkommission für Denkmalpflege und auch in kirchlich-wissenschaftliche Institutionen anerkannt. Die Historische Kommission für Vorarlberg und Liechtenstein hat ihn zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt.

Beinahe zehn Jahre sind seit dem Hingange des gelehrten Mannes im Priesterkleide dahingeeilt und es mag daher gebühren, gelegentlich eines geschichtlichen Gedenktages seiner Heimatgemeinde auch des um die Geschichte der Heimat so verdienten Sohnes in Dankbarkeit zu gedenken.

Eine neue Frucht heimatkundlicher Forschung

Feierabend, 5. Jg, 49. Folge, 1923

1923 HELBOK ADOLF, REGESTEN VON VORARLBERG UND LIECHTENSTEIN BIS ZUM JAHRE 1260. 2. LIEFERUNG DES 1. BANDES DER QUELLEN ZUR GESCHICHTE VORARLBERGS UND LIECHTENSTEINS, INNSBRUCK 1923.

Seit mehreren Jahren entfaltet der Vorarlberger Landesmuseumsverein eine lebhaftige Tätigkeit: Verschiedene wissenschaftliche Arbeitsgemeinschaften wurden ins Leben gerufen und für die einzelnen Forschungsgebiete Ausschüsse unter Leitung berufener Männer geschaffen. Ein Stab von heimatliebenden Mitarbeitern ist nun daran alles zu sammeln, was für die Kunde der Heimat förderlich ist. Es hat nicht wenig Mühe und Ausdauer gekostet, all die Schwierigkeiten zu überwinden, die der großzügigen Organisation dabei im Wege standen, und das Verdienst, die Arbeit dennoch glücklich geleistet zu haben, wird dem Universitätsprofessor Dr. Helbok sicher von niemand bestritten.

Unter den genannten wissenschaftlichen Einrichtungen hat bisher wohl die Historische Kommission die erfolgreichste Tätigkeit entfaltet, die in der von ihr geplanten Veröffentlichung der Quellen und Forschungen zur Geschichte Vorarlbergs und Liechtensteins bereits vorbildliche Werke der Öffentlichkeit übergeben hat. Als ihre erste Aufgabe hat die Kommission eine Herausgabe der Regesten¹ dieser Länder bis zum Beginn der Neuzeit betrachtet. Mit ihrer Bearbeitung wurde Professor Dr. Helbok betraut. Der ersten Lieferung dieser Regesten ist nun schon die zweite gefolgt, die eine urkundenärmere Zeit von 1000 bis 1200 umfaßt. Die dritte Lieferung bringt den 1. Band der Quellen zum Abschluß und bei der bekannten Rührigkeit Dr. Helboks läßt wohl auch sie nicht lange mehr auf sich warten.

Die Regesten sind in erster Linie für den Gebrauch der Fachleute bestimmt, deren Aufgabe es ist, den spröden Stoff für die Geschichte genießbar zu machen, aber jeder wissenseifrige Heimatfreund kann aus diesen Quellen manche Kenntnis schöpfen. Ursprünglich bestand der Plan, ein Urkundenbuch zu schaffen; eine solche Ausgabe hätte jedoch viel längere Zeit und viel höhere Summen in Anspruch genommen. Es war daher

¹ Regesten: (lat. Verzeichnis). Sachinhaltliche Auszüge aus Urkunden mit Angabe der Datierung sowie des Ortes, eventuell auch kritische Bemerkungen. Auch gedruckte Verzeichnisse von Urkundenanzeigen. (*Anm. d. Hrsg.*)

ein glücklicher Gedanke von Dr. Helbok, zuerst nur das Bemerkenswerte aus den Urkunden auszugsweise zu bringen. Nur so konnte es gelingen, schon dem Forscher unserer Zeit ersprießliche Arbeitsmöglichkeit zu gewähren. Wenige andere werden dieses Verdienst besser zu würdigen wissen als der Verfasser.

Gerade Vorarlberg, das erst später durch Geld und Gewalt, Verträge und Beschlüsse der Habsburger zu einem Land im politischen Sinne des Wortes geworden und früher mit verschiedenen Gebieten der Umgebung verbunden war, muß seine geschichtlichen Quellen oft jenseits der Grenzen suchen, was die Arbeit des Sammelns bedeutend erschwert. Aber auch die geringe Größe Vorarlbergs, dessen Bewohnerzahl nur die einer kleinen Stadt erreicht, zwingt den Historiker, der ein abgeschlossenes Zeitbild entwerfen will, immer wieder, über die Grenzen hinauszuziehen, wo die kulturellen Brennpunkte der Umgebung, wie z. B. der Bischofsitz von Chur, das Kloster St. Gallen, die Reichsstadt Konstanz, der Welfensitz Ravensburg, die Handelsstadt Lindau und Kempten, die Hauptstadt des Allgäus, in enger Beziehung zu unserem Lande standen.

Dr. Helbok hat nicht versäumt, der ersten Ausgabe seiner Regesten wertvolle Ergebnisse als erste Frucht ihrer Erforschung gleich zum Geleite zu spenden. Auch der neuen Lieferung ist ein solcher Exkurs beigegeben. Diese Abhandlung »zur Geschichte der Grafen aus den Häusern Udalrich, Pfullendorf und Tübingen« wirft manchen Lichtstrahl in das Dunkel, das über der Vergangenheit jener Grafengeschichte liegt. Und nachdem für die anschließende Zeit die »politische Geschichte Vorarlbergs im 13. und 14. Jahrhundert unter den Grafen von Montfort und Werdenberg« aus berufener Feder seit einem halben Jahrhundert vorliegt, sind wir bezüglich des Mittelalters des Landes viel besser daran als über manche Jahrzehnte der neueren Zeit.

Helbok zeigt hier auch neue Wege, um mit Hilfe zersplitterter alter Berichte und dem Besitztum späterer Häuser den alten Besitz der Udalrichinger erkennen zu können. Häufiger als es schien, hat der Erbstreit Gegensätze geschaffen und auch die Feindschaft, die zu Beginn des 13. Jahrhunderts zwischen Montfort und den Herren von Sax erscheint, dürfte nach allem auch in Erbschaftsfragen liegen. Der große Grundbesitz der Welfen tritt durch Helboks Untersuchung deutlicher hervor und im Oberland können sogar Flurnamen auf ihn bezogen werden.

In den Tagen des Investiturstreites² glaubten die Welfen, es sei für sie

² Investiturstreit: 1075–1122, Bezeichnung für den Kampf zwischen Kaiser und Papst um die mit der Investitur vollzogene Einsetzung der Bischöfe und Äbte, die, mit Reichslehen ausgestattet, gleichzeitig weltliche Fürsten waren. (*Anm. d. Hrsg.*)

die Zeit gekommen, um in der churrätischen Gegend einen Paßstaat zu gründen, wie ein solcher ja auch in Tirol zwischen Welschen und Deutschen entstand. Nur so erklärt sich der scheinbare Widerspruch, daß Welf im Augenblick, in dem er weltpolitische Pläne verfolgt, noch Zeit und Sinn für örtlichen Erbstreit hat. Es dreht sich eben der Kampf um das obere Rätien, um so einen mehr oder weniger geschlossenen Machtbereich von Tusciem³ aus bis nach dem Süden Schwabens zu gewinnen. Ein Einfall Welfs im oberen Rätien wird auch gemeldet. Und bei jener Erstürmung einer Klause mag wohl die Einnahme eines wichtigen Alpenüberganges zu denken sein und weniger an die Eroberung der Luzisteig oder der Klause bei Götzis.⁴

Eine Urkunde von 1163 bringt Klarheit in die verwandtschaftliche Stellung des letzten Grafen von Bregenz, dessen Schwester Elisabeth mit Rudolf von Pfullendorf vermählt war, während Pfalzgraf Hugo von Tübingen mit der gleichbenannten Tochter des letzten Bregenzer vermählt war. Nun erkennt Helbok, warum der Pfullendorfer Rheineck, Thal, Rinisgemunde und die Vogtei St. Gallen erwirbt: als Schwager des letzten Herrn von Bregenz macht er sich wie viele andere Adelige Hoffnung auf wenigstens einen Teil des reichen Erbes. Aber die Heirat des Tübingers zerstört die Aussichten aller, daher der Haß der betrogenen Erben, der wohl zur Ursache des Krieges wird, in dem sich viele der mächtigsten Familien des schwäbischen Adels gegenüberstehen.

Herzog Friedrich rief sogar die Böhmen herbei, die weitem das Land verwüsteten; da schritt der Kaiser ein und verlangte, daß Hugo von Tübingen sich dem Welfen ergebe. Er wurde sodann in einer Neuburg gefangengehalten und gerade der reiche Grundbesitz der Welfen im Oberland spricht für Zösmairs Ansicht, daß Hugo in der Neuburg bei Götzis gefangen lag. Auch die Welfen hofften wohl nach dem Tode Rudolfs von Bregenz, Güter ihres Hauses, die durch Wulfhild, der zweiten Gemahlin des letzten Grafen, an diese Familie gelangt waren, zurückzugewinnen und stellten sich vielleicht auch deshalb bei jenem Kampfe in die Reihen der Gegner Hugos.

Zwischen den Bregenzer Grafen und St. Gallen bestand ein Gegensatz, der schon aus den Zeiten zu stammen scheint, als das Kloster seinen Besitz in den Machtbereich der Ulriche ausdehnte. Das führte bereits 890 zu jener Auseinandersetzung an dem Orte der Rheinmündung (in loco, ubi Rhenus lacum influit Podamicum). In Rinisgemunde wird nun von Helbok Altenrhein wiedererkannt.

³ Tusciem: Mittelalterlicher Name der Landschaft Toskana. (*Anm. d. Hrsg.*)

⁴ Vergleiche meine »Aufsätze und Bilder aus der Geschichte Vorarlbergs und seiner Umgebung« Seite 52.

Weniger recht scheint der Verfasser zu haben, wenn er den Ort *Truticula* in der Nähe des Bodensees als eine verstümmelte Form für den Namen Dornbirn für möglich hält. Dazu scheint mir doch gar zu wenig Ähnlichkeit mit den urkundlichen Namensformen dieser Ortschaft in jenen Jahrhunderten zu bestehen, die als *Thorrenbiura*, *Thornbiura*, *Torrenburre*, *Dornburron*, *Dorenborron*, *Dorrenburron*, *Tornburron*, *Tornburre* erscheinen.

In den Urkunden von 1018 und 1027 wird unter dem Walgauer Besitz des Klosters Einsiedeln wiederholt auch der Flur *Meilis* oder *Meilo* gedacht, die man bisher meist in *Mels* bei *Sargans* gesucht hat. In der Urkunde von 949 wird *Meilo* mitten unter den Orten angeführt, die ausdrücklich als im *Walgau* liegend bezeichnet werden. Diese Schwierigkeit scheint nun *P. Flür* behoben zu haben, indem er auf ein *Mails* oder *Mels* in *Braz* aufmerksam macht.

Im Jahre 1127 schenkt ein *Dominikus* seine Güter zu *Vinona*, in *Munthile* und *Fraxnaxra*. Dabei werden u. a. auch noch die Flurnamen *Maningus*, *Bergune*, *ad Fruzola* und *Fuldine* erwähnt. In *Munthile* und *Fraxnaxra* haben wir höchstwahrscheinlich *Muntlix* und *Fraxern* zu sehen, das noch heute viele romanische Namen hat und in der Mundart den Namen als *Fraxnara* mit einzigem Ausfall des die Aussprache störenden *x* noch vollkommen erhalten hat. *Maningus* sucht *Helbok* wohl ebenfalls mit Recht in *Meiningen*, *Fuldine* in *Valduna*. Gleichwohl hätte ich es in den Fällen, wo die Namensklärung nicht vollkommen unzweifelhaft erscheint, vorgezogen, die Namen im Text nur in ursprünglicher Form anzuführen und die Übersetzung in die heutige Form in einer Anmerkung oder in Klammern zu bringen.

Das sind jedoch Kleinigkeiten, wobei oft der eine oder der andere Standpunkt gleich viel für sich haben kann. Alles in allem ist kein Zweifel, daß auch die zweite Lieferung der *Regesten* in bezug auf ihre Gründlichkeit und Reichhaltigkeit der Erklärungen und Quellenangaben sich würdig an die erste anreihet, die von den berufensten Fachmännern als vorzüglich anerkannt wurde. Und es ist kein Zweifel, daß auch für die zweite Lieferung das Urteil gilt, das *Schulrat Zösmair*, der Altmeister der *Vorarlberger Geschichtsforschung*, von der ersten gibt, wenn er das Werk als das reifste und am weitesten fortgeschrittene auf diesem Gebiete bezeichnet.

Peter Kaiser und sein Werk

Feierabend, 6. Jg., 1924, 4. Folge, 24. Hartung

1924 Sechs Jahrzehnte sind verflossen, seitdem der treffliche rätische Geschichtsschreiber in Chur aus dem Leben geschieden ist. Geboren am 1. Oktober 1793 zu Mauren in Liechtenstein, studierte Kaiser in Feldkirch, Wien und an der Hohen Schule zu Freiburg, wo der demokratische Historiker Kotteck damals in den idealen Kräften des Volkes Freiheitssinn und nationales Empfinden zu wecken verstand.

Auch unser Student, erfüllt von Deutschlands einstiger Größe, war über dessen tiefste Erniedrigung innerlich empört und in jugendlicher Begeisterung schloß er sich hier der deutschen Burschenschaft an.

Nach Vollendung seiner Studien unterrichtete Kaiser an verschiedenen Orten der Schweiz und kam 1836 an die Bündner Kantonsschule, die sich noch im Kloster Disentis befand. Später wurde sie nach Chur verlegt und an dieser Anstalt hat Kaiser als tüchtiger Lehrer und dann als Rektor bis zu seinem Tode gewirkt und in Geschichte, Philosophie, in klassischen Sprachen und in Pädagogik Unterricht erteilt.

Seine Freundschaft mit Pestalozzi, an dessen Schule Kaiser einige Zeit tätig war, und sein Verkehr mit anderen bedeutenden Männern, sowie gelegentliche Äußerung freierer Denkungsart brachten dem Professor in seinem Berufe manche Betrübnis.

Im Jahre 1848 stellte sich der republikanisch angehauchte Historiker in den Vordergrund der Bewegung, die auch in Liechtenstein für Vermehrung der Volksfreiheiten hervortrat und Kaiser wurde von seinen Landsleuten sogar in die Nationalversammlung nach Frankfurt entsendet. Seine Liebe gehörte der rätischen Heimat, die er sich nur im Rahmen Deutschlands gedacht. »*Wir müssen das Los des gemeinsamen Vaterlandes teilen*«, schrieb er von Frankfurt an seine Liechtensteiner Landsleute und noch vor dem Revolutionsjahre hatte Kaiser als unvergängliches Denkmal seiner Heimatliebe die »*Geschichte des Fürstentums Liechtenstein nebst Schilderungen aus Churrätis Vorzeit*« der Öffentlichkeit übergeben, ein Werk, von dem unser Historiker Bergmann sagt, es biete nicht nur genaueste Kunde über die rätische Landschaft, »*wir lernen so viel mit über die Umgebung in schöner, stets gleichgehaltener historischer Form kennen*«.

Peter Kaiser besaß in der Tat alle Vorzüge, die einen echten Geschichtsschreiber zieren sollen: Liebe zu Heimat und Volkstum, rastloses

Streben nach Wahrheit, sittlichen Ernst, besonnenes Urteil und unermüdlige Arbeitslust. Sein offenes Wesen, ein auf das Wohl des Nächsten bedachter Sinn sowie sein romantisch veranlagtes, allzeit sonniges Gemüt haben ihm oft die Herzen sogar der Gegner gewonnen.

Graubünden ehrte den Lehrer seiner Jugend und Erforscher rätischer Vorzeit durch Verleihung des Bürgerrechtes und nachdem er am 23. Februar 1864 im Alter von 70 Jahren starb, schrieb man auf seinen Marmorstein zu Chur: *»Das Gesetz der Wahrheit war in seinem Munde und Böses ward nichts erfunden auf seinen Lippen.«*

»Das Leben ist kurz, aber ein ebrenvoller Name bleibt und dient noch dem späten Nachkommen zum Beispiel und zur Nacheiferung.« Diese Worte Kaisers sind auch an ihm selbst wahr geworden. Eben ist im Verlage des unheimlich rührigen Historischen Vereins zu Vaduz Kaisers *»Chronik von Liechtenstein«* in neuer Auflage erschienen und so feiert Peter Kaiser nach mehr als einem halben Jahrhundert ein neues Auferstehen.

Kanonikus Büchel, der bekannte Historiker Liechtensteins, dessen unerschöpfliche Arbeitskraft die Jahrbücher des Fürstentums bezeugen und der im jüngst erschienenen Bande nun auch die Geschichte von Bändern eingehend behandelt hat, setzte seinem vieljährigen Wirken die Krone auf, indem er Kaisers Buch ergänzt und verbessert herausgab.

»Einer Verbesserung«, schreibt Büchel, *»bedurfte das Werk in manchen Punkten, besonders in den Abschnitten über die Grafen von Werdenberg und die Freiherren von Brandis, sowie in den Darstellungen aus der Kirchengeschichte und der Deutschen Geschichte. Die neuesten Arbeiten auf den betreffenden Gebieten machten mir eine Korrektur von Kaisers Werk leicht. Auch konnte ich manches Neue bringen, wogegen ich, um den Umfang des Buches nicht zu vergrößern, manches Fernliegende gestrichen habe. Ein Vergleich beider Auflagen wird meine Hand überall erkennen lassen.«*

Hier einige Beispiele dafür, wie sich Büchels Hand bis in die einzelnen Sätze hinein erkennen läßt: Seite 320 schreibt Kaiser: *»Im Jahre 1517 erregte das kühne Auftreten des Augustinermönches Martin Luther zu Wittenberg in Sachsen gegen den Ablasshandel des Dominikanermönches Tetzl großes Aufsehen im ganzen deutschen Reiche.«* Diesen Satz veränderte Büchel Seite 357: *»Im Jahre 1517 erregte das Auftreten des Augustinermönches Martin Luther zu Wittenberg in Sachsen gegen die kirchliche Ablasslehre großes Aufsehen im ganzen deutschen Reiche.«*

Seite 321 schreibt Kaiser: *»In der Schweiz erhob sich fast zur gleichen Zeit Ulrich Zwingli von Wildhaus im Toggenburg gegen den Ablasshandel und andere Mißbräuche der katholischen Kirche.«* Büchel verändert den Satz: *»In der Schweiz erhob sich fast zu gleicher Zeit Ulrich Zwingli aus Wildhaus im Toggenburg gegen die Lehren und Sakramente der Kirche.«*

Seite 321 schreibt Kaiser: »Über die Unwissenheit und Sittenlosigkeit der Geistlichen klagte man damals überall; das Volk konnte von solchen Vorbildern nichts Gutes lernen: es versank in Robeit und Ausgelassenheit.« Büchel verändert Seite 358: »Unwissenheit und sittlicher Tiefstand mancher Geistlicher waren der Reformation sehr günstig: Manche Geistliche dieser Art fielen derselben zum Opfer, wie die Stifter selbst. Das Volk konnte von solchen Vorbildern nichts Gutes lernen. Es versank mancher Orts in Robeit und Ausgelassenheit.«

In einem so umfangreichen Werke sind natürlich einzelne Versehen nie zu vermeiden. Seite 414 könnte man mißverständlich einen Wolf Dietrich als Gründer des Emser Zweiges in Italien halten und glauben, es wäre dies ein Bruder Jakob Hannibals I. gewesen. Dem Leser diene zur Aufklärung: Gründer der römischen Linie der Emser war Kardinal Markus Sittikus. Ihm wurde im April 1566 ein Sohn Roberto geboren, zu einem Zeitpunkte, als der Kardinal gerade besonderen sittlichen Eifer gegenüber der Geistlichkeit bezeugte. Roberto von Ems war also sozusagen auch im Purpur geboren. Eine Schwester Althea verlebte ihre Tage in der Stille des Klosters.

Wiewohl es sich um eine Ausgabe für das Volk handelt, wäre es doch wünschenswert, wenn die Anzahl der im Vorwort aufgezählten Quellen etwas größer wäre und darunter auch Namen wie Sander und Zösmair zu finden wären. Mangel an Quellenangaben war seinerzeit das einzige, was Bergmann an Kaisers Werk getadelt hat. Für seine Landsleute hat Kaiser einst sein Buch geschrieben und diesen ist die Neuauflage zgedacht. Gleichwohl werden auch die Leute in Vorarlberg und Graubünden darin sehr viel aus ihrer Heimat finden.

Do Pfellarpfifar.
EPISCH-DRAMATISCHE DICHTUNG IN DER
MUNDART VON DORNBIRN.
VON ARMIN DIEM. DORNBIRN, HÖFLE, 1927.
Heimat, 9, 1928

1928

»Gstando-n-ist voar alta Zitta
z' Doarobiro do
ganz a weottorbrus Burobus. –
Sunnoschi vo-n-alla Sitta
ist dött zuoche ko
mit dem Eeabhöu¹ uf or Riondo,
ist bim Brunno sealb arrunno.«

So beginnt die Verserzählung, in der unser junger Heimatdichter alten Dornbirner Sagenglauben neu belebt hat und alemannisches Bauernschicksal in dramatischer Lebendigkeit vorführt. Ist es überhaupt zu begrüßen, wenn die alten Volkssagen kundige Pflege finden, so ist es besonders dort lobenswert, wo aus dem alten Sagengut ein neuer Born zum Quellen gebracht wird und die Liebe zur Heimat fördern und wecken hilft. Daß dies Diems Büchlein gelingen kann, wird jeder zugeben, der in stillen Stunden zu ihm greift und es sorgfältig durchliest. Gewähr dafür, daß hier die Mundart echt und unverfälscht angewendet wird, bietet schon die Empfehlung meines Freundes Dr. Winsauer, der ein vortrefflicher Kenner des Dornbirner Dialektes ist und vom »Pfellarpfifar« sagt: »Stoffgestaltung, saubere Vers- und Reimtechnik, nicht zuletzt aber die sorgfältige Sprache sichern unserm Armin Diem einen Ehrenstuhl unter den Mundartdichtern im Ländle. Wie gewissenhaft er altes Sprachgut sichtet und birgt, weiß nur, wer ihn schon in seiner Werkstatt gesehen, oder doch die Altmundart bis ins I-Tüpfelr kennt. Den letzten mundartlichen Satzgefügen kriecht er noch nach, eine Übersetzung aus dem Schriftdeutschen gibt es bei ihm nicht.« Möge das Büchlein, das mit einem sehr wirksamen Umschlagbild von Professor Burtscher ausgestattet ist, recht viele Freunde finden.

¹ Eeabhöü: Efeu. (*Anm. d. Hrsrg.*)

Neue Beiträge zur Verfassungsgeschichte Vorarlbergs

Feierabend, 11. Jg., 1929, 33. Folge, 10. Ernting

1929 Als dritten Band der Forschungen zur Geschichte Vorarlbergs und Liechtensteins hat die Historische Kommission eine Arbeit von Dr. Anton Brunner herausgegeben. Diese reife Frucht heimatkundlicher Studien behandelt *die Vorarlberger Landstände von ihren Anfängen bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts*. Indem er vom Ursprung der Stände ausgeht, behandelt der Verfasser die Entwicklung der Landstände, die Blüte und schließlich den Niedergang der landständischen Verfassung zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Den Untergang der Vorarlberger Landstände im 18. Jahrhundert zu schildern bleibt einer anderen Abhandlung vorbehalten. Der Anhang des Werkes enthält eine Anzahl von Originalabschriften, Karten und Tafeln, die zu seinem Studium gute Dienste leisten.

Ist nun auch der genannte Stoff an und für sich weniger geeignet, das Interesse in der Weise zu wecken, wie etwa eine erzählende Darstellung aus der heimischen Geschichte, so muß dieser Veröffentlichung doch nachgesagt werden, daß es der Verfasser durch straffe Gliederung und gedrängte Verarbeitung des spröden Stoffes verstanden hat, ein lebensvolles Bild von dem altberühmten Vorarlberger Ständewesen und seinen Landtagen zu entwerfen; daß dem so ist, möge hier dargetan werden.

Eine eingehende Untersuchung über die Vorarlberger Landstände war umso zeitgemäßer, als ja diese Stände in ihrer Art eine Sonderstellung einnehmen und nur in der freien Schweizer Eidgenossenschaft und im skandinavischen Norden ihresgleichen finden. Die Stellung der Vorarlberger Bauern zum Haus Habsburg war von Anfang an durch die freie Eidgenossenschaft beeinflusst. Deren Nähe war es aber nicht allein, sondern die gleiche alemannische Artung hat eben hier wie dort eine ähnliche soziale und wirtschaftliche Entwicklung ergeben. Besonders hat der Appenzellerkrieg, der die ganze Vorarlberger Bauernschaft im »Bund ob dem See« gegen die Grundherren einte, die unabhängige Stellung unserer Bevölkerung nicht unwesentlich gefördert. Der heimische Adel verschwand und wie in der Schweizer Republik waren auch in dem angrenzenden, dem Habsburger Hofe entrückten Vorarlberg nur Bürger und Bauern im alten Landtag mit Sitz und Stimmrecht vertreten, während in fast allen anderen deutschen Ländern Adel und Geistlichkeit in den Landtagen die Hauptrolle spielten.

Und als um die Mitte des 16. Jahrhunderts die Regierung an ihre Amtsleute die Aufforderung richtete, auch in diesen Herrschaften Adel und Geistlichkeit einzuladen, fürchteten die Beamten, daß, wenn diese zum Landtage erschienen, vielleicht der künftige Landtag ganz unmöglich gemacht würde, da die Bürger und Bauern unseres Landes sich einfach weigern könnten, mit Adel und Geistlichkeit auf dem Landtag zusammenzusitzen.

So vermochten hier die Landstände schon vor Jahrhunderten eine gewisse demokratische Machtstellung auszubauen, da hier nur die Vertreter der grundbesitzenden Bürger und Bauern an den ständischen Zusammenkünften und an den Landtagen teilnehmen durften. Aus jeder Gerichtsgemeinde erschien der freigewählte Ammann als Vertreter seines Gerichtsstandes zum Landtag. Und die Freiheiten der Vorarlberger Bauernschaft, deren Ammann zum Beispiel im Bregenzerwald sogar über Leben und Tod gebot, waren in den übrigen österreichischen Ländern ganz ohne Beispiel.

Der Ansicht, daß die Vorarlberger Landstände in dem großen Bund von 1391 wurzeln, tritt Brunner entgegen; die ewige Forderung der Landesherren nach Geld und Truppen ist nach ihm die Ursache ihrer Entstehung und weiteren Entwicklung, und in der Tat hat auch das Geld und Truppenbedürfnis unsere Landstände im Jahre 1504 zum ersten Mal zusammenberufen und dieses Bedürfnis war fortan der Hauptinhalt des ständischen Lebens. Immerhin darf aber der Volksbund aus dem Ende des 14. Jahrhunderts als ein Beweis jener Denkart aufgefaßt werden, deren Freiheitsgefühl und Selbstbewußtsein die seelische Grundlage für das selbständige Leben und Handeln der alten Landtage war.

Wiewohl es als Vorrecht des Landesfürsten galt, den Landtag einzuberufen, kam es gelegentlich vor, daß sich die Stände schon vor den Landtagen zu Beratungen versammelten. Im Landtage selbst wollten die Stände unter sich sein, und sobald der Vertreter der Regierung die Wünsche des Landesherrn vorgebracht hatte, überließ er die Beratung den Ständen allein, und diese beschlossen nun ihre erste Antwort, wobei sie sich gewöhnlich auf einstimmigen Beschluß einten. Nie bewilligten sie schon die Wünsche der Regierung dem vollen Umfange nach. Bei wichtigen Angelegenheiten scheinen immer einstimmige Beschlüsse gefaßt worden zu sein.

Eifersüchtig wachten unsere Vorarlberger Bauern und Bürger über ihre erworbenen Rechte und mit einer beispiellosen Zähigkeit behaupteten sie durch Jahrhunderte ihren ständischen Volksstaat neben dem Herrschaftsstaat des Landesherrn. Landesverteidigung und Verwaltung lagen im autonomen Wirkungskreis der Landstände.

Während die Stände in den innerösterreichischen Ländern bereits zur Zeit der Gegenreformation durch Ausweisung protestantischer Kreise und engeren Anschluß des katholischen Teiles an die Regierung eine empfindliche Schwächung erfuhren, gelangten die Stände in Vorarlberg um jene Zeit auf die Höhe ihrer Macht. Das wichtigste Jahr für die ganze landständische Entwicklung ist das Jahr 1573. Ich habe seinerzeit in einem Aufsatz in der Vierteljahrsschrift auf den »Mißglückten Herrschaftsplan des Grafen Jakob Hannibal von Hohenems« hingewiesen, und gerade des Umstandes wegen, um den Grafen nicht zum Herrn von Vorarlberg aufsteigen zu lassen, haben die Stände damals dem verschwenderischen Landesfürsten Ferdinand von Tirol zum zweiten Mal eine große Geldsumme vorgestreckt. Dafür mußte aber der geldbedürftige Fürst verschiedene Steuern an die Stände abtreten, was ihre Macht bedeutend mehrte. Die Stände benützten nun jede Gelegenheit, ihre erworbene Machtstellung weiter auszubauen und zu festigen. Jedoch glaube ich, daß es ihnen bei dieser Geldbewilligung weniger um eine bewußte Mehrung ihrer Macht zu tun war, als vielmehr um das Streben, unter keinen Umständen unter die Herrschaft des mächtigen Grafen zu gelangen, der den ständischen Freiheiten jedenfalls viel gefährlicher geworden wäre als der geldbedürftige Erzherzog jenseits des Arlbergs. Die Aufbringung des Geldes war übrigens für die Stände damals furchtbar schwer und sie mußten oft froh sein, auch nur kleine Summen von einzelnen Gläubigern zu erhalten. So nahmen sie z. B. 1587 bei Hieronymus Klockler und Margaretha von Croarien je 2000 Gulden und vom Bürgermeister von Ravensburg gar nur 500 Gulden auf, und bald hatten die Stände fast alle Winkel im Reich und an anderen Orten aufgesucht, um die erforderlichen Geldbeträge ausleihen zu können.

Ein großer Mißstand war es für das arme Land, daß Adel und Geistlichkeit von den außerordentlichen Landsteuern befreit waren und wiederholt klagen die Stände darüber, daß die Geistlichkeit gar keine Steuern zahlen wolle, obschon sie die meisten Güter besitze. Am Ende des unglücklichen Schwedenkrieges baten die Oberländer Stände, die Klöster und die Geistlichkeit zur Steuerzahlung heranzuziehen, und als zu Beginn des 18. Jahrhunderts die allgemeine Eidsteuer eingeführt werden sollte, erklärte der Vertreter des Gerichtes Hofrieden, es sei besser, wenn man zuerst die Geistlichkeit und die Klöster zwingt, Landsteuern zu zahlen.

Im alten Vorarlberg war eine Weinsteuern das Umgeld; diese Steuer war von jedem Maß ausgeschenkt Weines zu entrichten; auch die Geistlichkeit war zur Leistung dieser Steuer verhalten; nachdem sie aber mehr als zehnmal zur Entrichtung des Umgeldes verhalten worden war, sandten die Stände ihre Vertreter selbst zum Bischof von Chur und setzten es

durch, daß der Geistlichkeit verboten wurde, Wein auszuschenken oder Hochzeiten zu bewirten, ohne das Umgeld in die ständische Kassa zu bezahlen.

Der Einzug des Umgeldes verschlang übrigens große Summen und da damit vielfach auch Wirte betraut waren, wurde der Bock zum Gärtner gemacht. Diese benützten die Gelegenheit des Umgeldeinzuges, um ihre Reisen und Zehrgelder aus diesem Umgeld zu bestreiten. Es war überhaupt damals wie heute kein Vorteil für das politische Leben, daß so viele Wirte als Landstände erscheinen.

War die Geistlichkeit von der Steuer weitgehend befreit, so bestand dafür während des Dreißigjährigen Krieges eine sogenannte Personalsteuer, die von einem Tagwerker oder Knappen 20, von einer Dienstmagd 10 Kreuzer einhob.

Sind große Kriege nicht selten bedeutsame Wendepunkte im Leben der staatlichen Einrichtungen, so hat auch im Leben der Vorarlberger Stände der Dreißigjährige Krieg den Niedergang der landständischen Macht beschleunigt; der lange Krieg zerriß die Bande der Eintracht unter den unter- und oberländischen Ständen, und die Eintracht war es gewesen, durch die die Stände zu ihrer Macht gelangt waren; nachdem aber die Fundamente untergraben waren, sank die ständische Macht schließlich zu einem Schatten der früheren Größe herab.

Die kleinliche Haltung der Stände des Oberlandes veranlaßte selbst den Ammann von Bregenz, mit ihren Gesandten so hitzig und unbescheiden zu verfahren, daß er sie *»sämtliche grobe und unverständige, hartnäckige Leute, ob denen dem Herrn obersten das Herz bluten möchte«*, titulierte hat. Wir wollen aber die Betrachtung nicht schließen, ohne aus dieser trüben Zeit des ständischen Lebens einen besseren Beweis dafür zu sehen, daß unsere Stände auch damals tatsächliche Volksvertreter geblieben sind, denen Wohl und Wehe ihres Landes und Volkes am Herzen lagen.

Als sie auf dem Landtag von 1651 nach dem Ende des drei Jahrzehnte dauernden Krieges erfuhren, daß die Regierung bereits wieder mit neuen Geldforderungen komme, da sollen nämlich viele Abgeordnete der ärmeren Gerichte geweint haben.

Ich glaube, aus dem Angeführten sei nun leicht zu ersehen, daß die Arbeit des jungen Historikers auf ein allgemeineres Interesse Anspruch erheben darf, als der trockene Titel des Werkes verrät. Auf einen Druckfehler Seite 70 sei noch aufmerksam gemacht; es soll dort im dritten Absatz jedenfalls 1000 Gulden und nicht 3000 Gulden heißen. Solche Versehen vermögen selbstverständlich den Wert dieser Arbeit nicht zu vermindern, sie ist wohl die beste, die bisher aus der Schule Professor Helboks hervorgegangen sein dürfte. Daß aber bereits eine andere, eben-

falls vorzügliche Arbeit der Drucklegung harrt, ist bekannt, indem der Schüler Dr. Helboks, Dr. Welti von Lustenau, eine Arbeit über die Herren und Reichsgrafen von Ems zu Hohenems und die territoriale Gestaltung auf dem Boden des alten Rheingaus vorbereitet hat, die für die Gemeinden Hohenems, Dornbirn und Lustenau von großem Werte ist und einen wertvollen Beitrag zur Einigungsgeschichte Vorarlbergs bildet.

Dr. Ludwig Weltis Dissertation über die Entwicklung des emsischen Fürstentums

Feierabend, 1930, 9. Folge

Was seit Josef Bergmann über die Geschichte des Hauses Hohenems geschrieben wurde, ist nicht allzu umfangreich und steht kaum im Verhältnis zur heutigen Pflege der heimischen Geschichte und Bedeutung dieses Geschlechtes. Die hier angekündigte Arbeit wird dieses Mißverhältnis beheben. In Weltis gründlicher Forscherarbeit wird insbesondere der territorialen Ausbildung der Grafschaft Hohenems und des Reichshofes Lustenau Aufmerksamkeit geschenkt. Bei den auf vielem archivalen Material beruhenden Studien wird auch mancher neue Gesichtspunkt aufscheinen, der die Geschichte des Hauses Hohenems in ein anderes Licht rückt. 1930

Für die Geschichtsfreunde der Gemeinden Dornbirn, Hohenems und Lustenau wird die Anschaffung der demnächst im Buchhandel erscheinenden Forschung, deren Wert schon durch ihre Herausgabe durch die Historische Kommission anerkannt ist, eine Notwendigkeit sein, aber auch die Geschichtsfreunde des ganzen Landes und seiner Umgebung können an der Neuerscheinung nicht achtlos vorbeigehen. Durch namhafte Unterstützung seitens des Landes und der drei Gemeinden wird das reich illustrierte Buch zu einem Preis angeboten werden können, der verhältnismäßig niedrig zu nennen ist.

Eine ausführlichere Besprechung soll beim Erscheinen von Weltis Werk folgen.

Studien zur Verfassungsgeschichte der Klosterherrschaft St. Gallen

FORSCHUNGEN ZUR GESCHICHTE VORARLBERGS
UND LIECHTENSTEINS, 6. BAND, 1931

VON KARL HANS GANAHL

Feierabend, 1931, 33. Folge

- 1931 Mit dieser Arbeit hat die Literatur über das berühmte Stift eine wertvolle Bereicherung erfahren. In dem Werke werden der Anfang und das Entstehen des Klosters und sein altes Verhältnis zum Bistum Konstanz behandelt. Des weiteren befaßt sich die Arbeit mit der Immunität und ihrem Einfluß auf die Standesverhältnisse, die Vögte und ihre Gerichtsbarkeit. Das Entstehen der st. gallischen Ministerialität wird ebenfalls einer eingehenden Betrachtung unterzogen. Die Studien sind für alle, die sich mit der Geschichte des Klosters oder den obgenannten Fragen befassen, nicht zu entbehren. Sie bringen manchen wertvollen Fortschritt in der Erforschung schwieriger, längst umstrittener Fragen und gewähren einen sehr guten Einblick in die Rechtsverhältnisse süddeutscher Klöster.

Die alte und die neue Heimat der Walser

Feierabend, 1932, 14. Jg., Folge 1 und 6

WOHER SIE KAMEN

1932

Unter diesem Titel ist unlängst von Dr. Karl Fritz ein Buch erschienen, dem wir hier in einer eingehenden Besprechung gerecht werden wollen. Das Werk ist auf feines Papier sauber gedruckt und umfaßt 360 Seiten. Wer sich über die Walser ein umfassendes Bild machen will, greife zu ihm, das nur in sehr niedriger Auflage gedruckt wurde und daher bei dem im Verhältnis zu den Herstellungskosten sehr geringen Preis gewiß bald vergriffen sein wird.

Zuerst bespricht der Verfasser die Auswanderung der Walser aus der alten Heimat. Man ist nämlich berechtigt, die Walserheimat nicht nur im Wallis, sondern auch im Berner Oberland und im Oberland der Urkantone anzunehmen. Erst von diesem Grundstock aus ist die Besiedlung im Wallis erfolgt. Doch kommt auch Fritz zum Ergebnis, daß am heutigen Wallis als dem unmittelbaren Ausgangspunkte festgehalten werde, daß aber als älteres Stammland auch das Berner und Schwyzer Oberland teilweise in Betracht zu ziehen seien. Die vielen Ähnlichkeiten zwischen dem Berner Oberland und seiner Umgebung lassen sich auch durch Abwanderung aus dem Oberwallis dorthin erklären, was übrigens Tatsachen bezeugen.

Dafür, daß die Walser aus dem Wallis kamen, spricht einmal schon der Name »Walliser«, den diesen Einwanderern nicht nur die anderen Leute gaben. Sie selbst haben sich gerne dafür ausgegeben. Daß aber die ersten Auszügler als Walser bezeichnet wurden, ist ein Beweis für ihre Herkunft, der bis in die Abwanderungszeit hinaufreicht. Wenn die Walser nicht aus dem Wallis hergekommen wären, hätte man sie auch nicht als Walliser bezeichnen können. Angenommen aber, es wäre hier ein Irrtum oder eine Verwechslung möglich, kann man dies dort wohl nicht mehr leicht zugehen, wo die Walser selber sich dafür ausgeben.

Auch alte mündliche und schriftliche Überlieferungen erzählen vom Ausgangspunkt der Walser aus dem Wallis: Ammann Hilbrand auf dem Tannberg hat bei feierlicher Gelegenheit schon vor dem Jahre 1500 wiederholt erklärt, daß seine Leute aus dem Wallis stammen. Als schriftlichen Beweis führen Fink und Klenze in ihrem Buch über das Kleine Walsertal an, daß es sowohl schriftliche Aufzeichnungen als auch münd-

liche Überlieferungen im Wallis über eine um 1282 erfolgte Niederlassung von Walsern bei Bregenz gebe. Nun ist es freilich schade, daß hier weder von obigen noch von Zösmair die diesbezügliche Quelle angeführt wird und an eine mündliche Überlieferung über dieses Ereignis muß mit gutem Grund gezweifelt werden. Aber auch wenn der Bericht nicht stimmen sollte, stehen noch genug urkundliche Belege in der neuen Heimat zur Verfügung, die das Wallis auch als Ursprungsland der Walser kennzeichnen.

Schwer fällt ferner ins Gewicht, daß der hl. Theodor oder Theodul, der Schutzheilige im Bistum Sitten, bei den Walsern gerade als Bischof von Sitten von alters her Verehrung fand. Noch heute wird sein Fest im Laternsertal und zu Raggal gleich wie im Wallis feierlich begangen. Die in Davos und auf dem Triesnerberg verehren Theodul als ihren Schutzpatron. Damüls und Schröcken, Brand und Silbertal haben früher ebenfalls sein Fest gehalten. In Lech und Warth, in Mittelberg und Riezlern ist er auf Nebenaltären dargestellt. In manchen Walsertälern ist auch sein Name noch vertreten.

St. Joder oder Theodor, der erste nachweisbare Bischof des Wallis wird 381 als Teilnehmer am Konzil von Aquileia zugleich mit dem hl. Ambrosius genannt. 999 ist er zum ersten Mal als Patron des Bistums Sitten nachzuweisen. Nach einer alten Überlieferung ließ Theodor eine vom Papst geschenkte Glocke von Rom in seine Berge bringen, und zu Laterns will auch die Sage wissen, daß in der alten Kirchenglocke noch ein Stück von jener eingegossen sei, die der Teufel dem St. Joder getragen habe.

Des weiteren fällt dem Verfasser auch die Gleichheit vieler Geschlechter in der alten und neuen Heimat der Walser auf. So konnten allein schon in Damüls mehr als ein Dutzend, im Großen Walsertale mehr als zwanzig gleichnamige Geschlechter nachgewiesen werden, wie Fink und Klenze in Mittelberg ja schon an die 60 gleichlautende Schreibnamen festgestellt haben. Auch Bergmann weist schon auf die Gleichheit hin; in Raron auf die Geschlechter Hartmann, Heimen, Rinder, in Goms auf Keßler, in Vispertal auf Rindner, Wiestner, Zimmermann. Es scheint dann auch, daß die Walser hier und drüben noch manche gleiche Flurnamen besitzen.

Den Bedenken, daß unsere Walser wenigstens vor ihrer Einwanderung nach Vorarlberg anderswo ansässig gewesen seien, tritt der Verfasser entgegen, indem er jene, denen die Zahl der Walsersiedlungen zu groß erscheint, um in so kurzer Zeit von Oberwallis aus besiedelt worden zu sein, fragt: *»Wozu sollten die freien Landwirte des Oberwallis zum Wanderstab greifen; im Wallis dagegen war es nicht bloß einer etwa überschüssigen Zahl darum zu tun, sich neue Siedlungsgebiete zu suchen, sondern auch die anderen sahen sich wegen der vielfach trostlosen Verhältnisse jener Zeit förmlich dazu gezwungen...*

Übrigens verliert das Bedenken wegen der allzugroßen Zahl der Niederlassungen schon viel an Kraft, sobald wir sie genauer untersuchen. Es gilt eben auch in der neuen Heimat vor allem einmal zu unterscheiden zwischen Mutter- und Tochtersiedlungen... Und wenn es dann gar heißt, nach dieser Voraussetzung wäre ja geradezu das halbe Volk aus der alten Heimat ausgezogen, so antworten wir darauf: Wer die Geschichte des 13. Jahrhunderts im Wallis aufmerksam verfolgt, mit ihren fast ununterbrochenen Unruben und Wirren, der würde sich selbst darüber nicht stark wundern.«

Die Anzahl der nach Vorarlberg eingewanderten Walser wurde von Forschern schon auf 4500 berechnet. Dies erscheint Fritz ganz mit Recht viel zu hoch gegriffen. Er macht aber vielleicht denselben Fehler, wenn er für das Oberwallis zur Zeit der Auswanderung eine Bewohnerzahl von 20.000 annimmt. Nach Vergleichen mit anderen Bevölkerungsverhältnissen in jener Zeit dürfte es sich nur um einen Bruchteil dieser Kopfzahl handeln. Jedenfalls darf man Fritz ohne weiteres zugeben, daß die Größe der Einwandererziffer auf keinen Fall ein Hindernis für die Annahme sein kann, daß sie nicht alle aus dem Oberwallis gekommen sein könnten. Fritz geht über eine Zahl von 2000 bis 4000 Einwanderer nicht hinaus. Meines Erachtens könnte er bedeutend darunter bleiben.

Was die einzelnen Orte des Oberwallis anbelangt, aus denen man die Walser in Vorarlberg kommen lassen will, hat Bohnenberger gerade in Goms rücksichtlich der Mundart noch die größte Ähnlichkeit herausgefunden, während Helbok auch in der Bauart eine auffallende Verwandtschaft entdeckt, und Bechtold bezüglich des Vispertales zugesteht, daß er dort immerhin viele Berührungspunkte beobachtet habe.

In voller Übereinstimmung lassen die Walserforscher aber die Abwanderung aus dem Oberwallis erfolgen. Würden jene aus dem Unterwallis abgeströmt sein, so würden sie wohl auch die geschlossene Dorfsiedlung beibehalten haben. Aus den hochgelegenen Seitentälern des Oberwallis stammend, haben sie eben auch in der neuen Heimat die altgewohnte Streusiedlung auffallend bevorzugt. Überdies hätten Leute aus milder gelegenen Landstrichen kaum den Mut gehabt, sich in der Fremde auf bisher unbewohnten Alpenhöhen anzusiedeln, und nur abgehärtete Bergbewohner waren imstande, in beständigem Kampf mit den feindlichen Naturgewalten in so unwirtlichen Gegenden auszuharren.

Bezüglich der Volkszugehörigkeit der Walser meint Fritz, es sei nicht einzusehen, warum die Burgunder gerade vor den Toren des oberen Wallis sollten Halt gemacht haben. Und weit entfernt, sich von den bereits ansässigen Romanen aufsaugen zu lassen, hätten die Burgunder es vielmehr auch verstanden, das romanische Wesen immer mehr in sich aufgehen zu lassen (St. Joder).

Damüls
(Stich)



Oberwallis bestand zur Zeit der Abwanderung aus sieben sogenannten Zehnten. Fritz weist nun seinerseits auf die Gleichheit so mancher alter Geschlechter im Goms sowohl als bei uns hin, z. B.: Albrecht, Cappeler, Claus, Hartmann, Hofer, Huber, Jörg, Müller, Mutter, Platter, Sailer, Schilling, Wälte usw. Der Zehent Raron gilt als das Mutterland für die Abwanderung nach Davos. Nach Fritz kommen für die Abwanderung nach Vorarlberg die Zehnten Goms, Brig, Visp, Raron und Leuk in Betracht, wobei er sich das Vispertal als den Schwerpunkt der ganzen Auswanderung denkt.

Für die Ausdehnung des Abwanderungsgebietes auf diese fünf Zehnten sprächen einerseits die Zahl der Einwanderer selbst, anderseits die Verwandtschaft so vieler Walsergeschlechter mit alten Walliserfamilien auch außerhalb von Goms und Raron. Hierbei unterscheidet der Verfasser drei Arten von Schreibnamen: solche, die nicht direkt vom Wallis kommen, wie Vonblon = Von Blons. Burtscher will er von Bürser, Burser herleiten (während bisher der Name aus dem Romanischen abgeleitet wurde), indem er sagt: *»Wenn nämlich aus den ältesten Formen Bürser oder Burser oder Bürtser sich nicht später die Form Burtscher entwickelt hat, so müssten doch die ältesten Schreibweisen sich später auch noch feststellen lassen, was aber keineswegs der Fall ist.«*

Die Abkunft des Schreibnamens Türtscher scheint ihm ebenfalls zweifelhaft. Sicher erst hiesigen Ursprungs ist der Familienname Zerlaut aus Zerlut = Anwohner der Lutz. Es gibt ferner nicht weniger Eigennamen, die sowohl bei den Walsern schon anfänglich vorkommen wie Bader,

Berchthold, Egger, Graf, Lechner oder Lecher, Hofer, Huber, Maier, Müller, Schmied, Schneider, Schuster. Wo Zunamen wie Berchthold und Fritz in Walsersiedlungen auftauchen, dürften wir es nach Fritz auch mit Walserfamilien zu tun haben.

Bei anderen Familiennamen kann man zwar nicht gerade sagen, daß es sich um Walsernamen handle, aber wenigstens sind sie bei den Walsern besonders oft zu finden oder sie waren früher bei ihnen vorherrschend. Als solche gelten ihm Clas, Christan, Drechsel, Elsensohn, Hilbrand, Brändle, Jochum, Küng, Mathis, Matt, Pfeifer, Rinderer, Wüstner usw.

In bezug auf die Walsergeschlechter besteht vielfach ein Zusammenhang mit dem Oberwallis. So zum Beispiel in Brig-Mörel bezüglich der Eigennamen Graf und Mathies, herüben Montafon, Tannberg. Bregentzer ist in Sonntag noch als Flurname erhalten; Fritz führt ihn vermuthungsweise auf die ersten Ansiedler zurück. Im Vispental wohnten früher unter anderen auch die Familien Brunner, Brugger, Lechner, Lorenz, Mutter, Plattner, Rinderer, Wüstner, Schuler, Walter, Zimmermann.

Ein Hauptgrund, warum Fritz besonders das Vispental mit seinen Fortsetzungen im Nikolaus- und Saastal als den Mittel- und Schwerpunkt der ganzen Abwanderung der Walser betrachtet, ist die Vorliebe geschlossener Walsersiedlungen für den heiligen Nikolaus. Es scheint ihm mehr als bloßer Zufall, daß fast sämtliche geschlossenen Walsersiedlungen wenigstens für eine Pfarrkirche St. Nikolaus sich als Patron erwählten, wie Silbertal, Raggal, Blons, Lech und Warth, Laterns und Damüls. Auch bei Innerbraz und Gortipohl könnte Walsereinfluß bei der Wahl mit im Spiel gewesen sein. Wie bei der Kaplaneikirche St. Nikolaus in Bludesch und in Mittelberg, wo das Bild des Heiligen über der Empore hängt. An seinem Festtag wird hier eine Betstunde um den Schutz des mächtigen Helfers gegen die Gefahren des Hochgebirges gehalten.

In der Tatsache, daß so viele Walsersiedlungen einmütig den hl. Nikolaus verehren, ist nach Fritz mehr als nur seine Beliebtheit als Schützer gegen Wasser und Lawinengefahr zu erkennen, nämlich eine mächtig nachwirkende Erinnerung an die Urheimat so mancher ausgewanderter Familien aus dem Nikolaustal, und es mutet ihn an wie ein starkes Heimweh, ein Nachzittern des Gedankens an das teure Heimattal, wo einst die Wiege stand. Und wie schon die bei den Walsern so überraschende Verehrung des hl. Theodul mit Recht in Zusammenhang gebracht wird mit der Abwanderung aus dem Wallis überhaupt, so möchte der Verfasser des Walserbuches die auffallend innige Verehrung des hl. Nikolaus im besonderen auch erklären mit einer verhältnismäßig starken Auswanderung aus dem Nikolaustale, wo auch die Geschlechter Rinder(er) und Wüstner

nachzuweisen sind, von denen das erstgenannte in der Pfarre Sonntag schon um 1600 mit einem Dutzend Familien verzeichnet ist, während das andere im Mittelbergtal eine grundlegende Bedeutung hat.

Die Verehrung des hl. Nikolaus äußerte sich aber bei den Walsern besonders früher auch durch seine häufige Wahl zum Namenspatron. So weist z. B. Sonntag den Taufnamen auf, während heute die ganze Pfarre keinen einzigen Nikolaus hat. Auch der Familienname Niggisch stammt von Nikolaus, und wiederum weist davon Sonntag um 1600 ein Dutzend Familien auf.

Nun ist aber dieser Heilige ein so allgemein verehrter Volkspatron, daß er z. B. in Tirol neben dem Marienpatronat am häufigsten vertreten ist. Sein Kult blühte schon im hohen Mittelalter, jedoch wird schon für das 9. Jahrhundert eine Nikolauskirche in Konstanz angenommen.

Als Volksheiliger im weitesten Sinne ist seine Hilfe in allen Nöten wirksam; besonders gern wurde er im Gebirge als Erretter aus Wasser- und Lawinengefahr angerufen. Vor vielen Jahren schwoll zu Braz bei einem schweren Ungewitter der Bach furchtbar an und riß hoch im Gebirge eine Mure los, die unaufhaltsam gegen die Häuser stürzte. Ein Schadenfroher rief dem Wildbach zu, er soll nur wacker laufen lassen; da erscholl aber aus dem Bach eine Stimme: »Der Santiklos hebt.«

Auch den hl. Jodok, der in Mittelberg als Kirchenpatron erscheint, möchte der Verfasser nicht ungern für seine Beweisführung in Anspruch nehmen und da dies ein spezieller Burgunder Heiliger ist, vielleicht nicht ganz mit Unrecht.

Jodok ist sozusagen der kleinere Jakob; beide sind vor allem Pilgerpatrone, deren Wallfahrten in einem Zuge genannt wurden. Nur ein Unterschied ist, daß Jakob schon im Hochmittelalter verehrt wurde, während Jodok erst im 14. und 15. Jahrhundert in Aufnahme kam.

Der hl. Jodok hat durch J. Trier eine treffliche Darstellung gefunden; dieser hat als Ausgangspunkt des Kultes das Kloster Saint-Josse-sur-Mer in Flandern erkannt. Hier hatte der Heilige im 7. Jahrhundert in einem wüsten Walde eine Einsiedelei gegründet. So wenigstens will es die Legende, die nach dem Vorbild der Einsiedler des Orients die Wüste in einen Wald verwandelt. In Wahrheit befand sich das Klösterlein an einer verkehrsreichen Lage, und Karl der Große gab es, das schon damals als Pilgerherberge Bedeutung hatte, an Alkuin.

Aus dem Ende des 12. Jahrhunderts erhalten wir die erste sichere Kunde von Wallfahrten nach dem Kloster Saint Josse und die Herzoge von Burgund waren besondere Förderer des Jodokkultes. Fink vermutet, daß die Jodokpatroninnen in der Diözese Konstanz, von wo ein dichtes Netz von Jodokkirchen ausstrahlt, durch Wallfahrten, wie sie seit 1287 Rudolf

von Schauenstein aus der Diözese Konstanz unternahm, dorthin verpflanzt worden seien.

In den Urkantonen hat das Volk die Jodokverehrung auf eine sagenhafte Romreise des Heiligen über den Gotthard zurückgeführt. Bei einem Jodokpatrozinium in Tirol hat Trier an eine Vermittlung durch den Kaiser Max aus Burgund gedacht. Der Kult wurde jedoch dorthin von Adligen gebracht, denn ein neuer Heiliger wird wie alles Neue zuerst von den führenden Kreisen eingeführt. Erst als Jodok im 16. Jahrhundert durchwegs zu einem bäuerlichen Namen wurde, wird der Name für die führenden Schichten verächtlich und zuweilen sogar für Bauer gebraucht. Bei den Walsern könnte vielleicht die Namensform Joder (für Theodor) eine Verkleinerungsform des hl. Theodul zu Verwechslungen mit Jodok geführt haben, weil auch behauptet wurde, daß Joder von Jodok abgeleitet werde.

DIE EINWANDERUNG NACH GRAUBÜNDEN UND LIECHTENSTEIN

Im 11. Jahrhundert waren besonders aus Savoyen Adelsfamilien nach dem Oberwallis gekommen: Mit ihnen zogen unruhige Zeiten ins Land. Unter sich selber führten sie endlose Fehden und mit den erbgewesenen Walsern lagen sie nicht minder im Streit. Im 13. Jahrhundert steigerten sich diese Kämpfe zu ununterbrochenen Kriegen und das Land widerhallte von den Wehklagen des gepeinigten Volkes, das von 60 Rittern und Vögten bis aufs Blut ausgesaugt wurde.

Zumal ein rauhes, wenig fruchtbares Hochtal in jenen dürren Jahren bei der einfachen Weidwirtschaft seiner Bewohner rasch überbevölkert sein mußte, erklärt es sich leicht, daß viele fleißige Bauern schließlich zum Wanderstab griffen, um in der Ferne eine friedlichere Heimat zu finden. Gern wurden sie durch einzelne rätische Grundherren aufgenommen. So rieten die Freiherren von Vaz Wallisern aus dem Zehent Raron, in der Davoser Gegend sich niederzulassen.

Ähnlich scheinen die Grafen von Werdenberg-Sargans solche Siedler in ihre Besitzungen eingeladen zu haben, wo sie von Anfang an im Genuße besonderer Freiheiten standen. Durch Vermählung des Grafen Rudolf mit einer Tochter des Freiherrn von Vaz hatten sich die Werdenberger auch in Graubünden Landstriche erworben; sie mochten die Walser Siedler dort kennengelernt haben. Und da sich Hugo von Werdenberg nebst Johann Donat von Vaz für die Einwanderung von Walsern nach Graubünden eingesetzt hat, liegt es recht nahe, daß er auch für seine Be-

sitzungen in der Herrschaft Sargans, zu der auch das heutige Liechtenstein zählte und in Blumenegg solche Siedler gerne aufgenommen habe.

Rudolf von Habsburg wollte für seinen Sohn Hartmann das Königreich Burgund gewinnen. Der Bischof von Sitten aber erachtete sich dadurch in seiner Freiheit bedroht. Er schloß 1282 mit dem Bischof von Chur, dem Grafen Friedrich von Montfort, und dessen Bruder, dem Abt von St. Gallen, ein Bündnis und sandte ihnen auch wiederholt Truppen zu Hilfe. Diese Hilfsvölker kehrten nach dem Siege des Kaisers nicht mehr nach Wallis zurück und zogen es nach der Überlieferung vor, sich in der Gegend um Bregenz niederzulassen.

Es war damals eine gar böse Zeit bei ihnen daheim und bei dem Elend mußte das arme Volk den Leidensbecher bis zur Neige verkosten. 1294 sammelten sich die Adeligen des Landes gegen den Bischof von Sitten zusammen. Ihr Heer von 1100 Mann ward bei Leuk geschlagen und die Führer, die sich auf Schloß Natters verschanzt hatten, wurden strenge gerichtet. Gleichwohl wagten die Herren von Raron um 1300 eine zweite Empörung. In dieser Zeit mögen viele Walliser den Wanderstab ergriffen haben, um sich in rätschen Landen eine neue Heimat zu suchen.

Um 1330 dürfte der Großteil der Walser bereits in Vorarlberg erschienen sein. Um 1280 treffen wir die ersten Walser in der Gegend des heutigen Liechtenstein. Die Einwanderung in die Grafschaft Sargans erfolgte unter den Grafen Hartmann oder Rudolf. Nach einem Urbar¹ des Klosters Weingarten, das innerhalb 1269 und 1277 verfaßt wurde, müssen bereits damals Walsersiedler in Liechtenstein gewesen sein. Denn darin wird ein Lehensmann des Klosters namens Aier erwähnt, der dann 1300 ausdrücklich als Walser bezeichnet wird. Am 11. November dieses Jahres übergab das Kloster St. Luzi seine Güter in Triesen zu Lehen dem Walter von Wallis, genannt Röttiner und dem Johann von Wallis, genannt Aier, und ihren Frauen und Kindern und allen ihren Erben nach der Gewohnheit, wie die Walliser in Davos ihre Lehen innehaben. Das Geschlecht der Aier kommt in mehreren Ortschaften des Oberwallis noch heute vor.

Auf dem Triesnerberg kauften die Walser schon 1355 einige Alpen; später kamen noch mehrere Alpengebiete dazu. So bildeten sich hier allmählich mehrere Alpengenossenschaften heraus, und schon zu Anfang der Neuzeit werden die dortigen Walser in eine bürgerliche Gemeinde gefaßt, während man früher meist nur von den »Wallisern am Triesnerberg« sprach. Im Bewußtsein ihrer Abkunft bezeichnen sich die Triesnerberger

¹ Urbar: Systematische Güter- und Abgabenverzeichnisse, insbesondere aus Grundbesitz. (*Anm. d. Hrsg.*)

noch heute nicht ungern als Walser. Auch die Mundart und Bauart haben noch den alten Walsercharakter bewahrt.

Natürlich lassen auch die Familiennamen noch vielfach die alten Walseransiedlungen erkennen. Brändle und Erhart begegnen auch in anderen Walsersiedlungen. Die Gaßner erscheinen auch in Damüls. Der um die Vorarlberger Viehzucht hochverdiente Lehrer Gaßner von Dornbirn bringt noch jetzt jeden Sommer in seiner Liechtensteiner Alphöhe zu. Matt waren am Triesnerberg von alters her wohnhaft. Das Geschlecht Wolf ist in Sitten und in Davos sowie in den Walsersiedlungen Liechtensteins und Vorarlbergs bekannt. Die Beck sind bereits 1390 bis Bangs vorgedrungen und in ganz Liechtenstein stark verbreitet.

In Beantwortung der Frage, ob die Auswanderung der Walser in unsere Gegend unmittelbar aus dem Wallis oder erst von Graubünden aus erfolgt sei, vertritt Fritz in seinem neuen Walserbuch den Standpunkt, daß die Walser von Götzis bis Feldkirch gerade so gut vom Wallis her durch Graubünden und Liechtenstein gekommen sein dürften als von der Bregenzer Gegend herauf, wohin sich Walser ja um 1282 schon begeben haben. Was die Niederlassungen zwischen Feldkirch und Bludenz betrifft, läßt er die Frage offen, ob Liechtenstein oder das Montafon als Einfallstor eher in Betracht komme. Doch möchte er auch da mehr an Liechtenstein denken, da der Wanderer über die Letze bei Feldkirch den Ausblick nach all diesen Walserbergdörfchen des Walgaues so schön vor Augen habe. Bezüglich der Walser im Montafon endlich läßt der Verfasser ebenso gut an einen Einzug vom Walgau her als über die Pässe des Rätikon denken.

Diese Wanderungen der Walser nach unserer Gegend stellt sich Fritz ohne absichtlichen, längeren Aufenthalt an Zwischenorten vor. Mit anderen Worten, er steht auf dem Standpunkt, daß die Walser direkt aus der Urheimat im Wallis zu uns gekommen seien und nicht, wie vielfach auch angenommen wird, erst aus Siedlungen in Graubünden. In manchen Fällen wird er im Rechte sein, dagegen sprechen aber auch Gründe zugunsten der anderen Ansicht.

Zu Walsern, die erst nach Irrfahrten eine dauernde Heimstatt fanden, gehören unter anderen auch die ersten Besiedler im Ebnit. Nach der Urkunde aus der Mitte des 14. Jahrhunderts verleiht das dortige Klösterlein



Der
Schuh-
macher
(Von Erich
Urbahn)

das Gut im Ebenot den Wallisern: Hansen von Sturfis, Hansen dem Riner und Jakob dem Riner zu je einem Drittel.

»Was ist das für ein seltsames Geschlecht von Sturfis«, fragt Fritz. »Sollte damit die Alpe Stürfis gemeint sein, im Bezirke Mayenfeld, wo ebenfalls Walser sesshaft waren? Oder haben wir dieses Sturfis im Oberwallis selber zu suchen? Daß dort ein Ort dieses Namens nicht mehr bekannt ist darf uns ja nicht maßgebend sein dafür, daß es einen solchen daselbst früher überhaupt nicht gegeben. Ich halte es aber doch lieber mit Zösmair, wenn er sagt: Die genannten drei ältesten Ansiedler mit ihren Familien kamen wohl nicht unmittelbar aus dem Wallis, sondern wenigstens der Erstgenannte aus Sturfis, einer hochgelegenen Alpe im Bezirke Maienfeld.«

Schon Seite 85 aber hat Fritz nicht mit Unrecht Bedenken gegen die Annahme geäußert, daß auf dem langen Weg längs der Albula nach Davos keine Walser zurückgeblieben seien. Gewiß sind hier auswandernde Walser sitzen geblieben, und ich sehe solche eben in der alten Gemeinde Stürfis, dem Seturio des fränkischen Reichsurbars, wo bereits im 9. Jahrhundert eine Kirche stand, die, wenn die Jahreszahl am Gewölbe über dem Hochaltar stimmt, schon 1321, also vor der Einwanderung der Walser ins Ebnet der hl. Maria Magdalena geweiht war, also der nämlichen Heiligen, die die Walser im Ebnet seit Anbeginn als ihre Patronin verehrten.

Was nun die Riner betrifft, zogen die Walser auf ihrem Weg nach Davos ebenfalls am weitragenden Rinerhorn vorüber, das wie die Spitzen der Berge zumeist nach einer tiefergelegenen Alpe oder Flur benannt sein wird. Demnach wäre auch ein Ort dieses Namens nicht allzuweit vom Dörfchen Stürfis zu finden. Da nun dieser Name auch an anderen Orten des Landes erscheint, im Großen Walsertal, zu St. Gerold, am Thüringerberg, auf dem Dünserberg, und ein Hans Riner sogar am Bodensee, in Hard, eine Heimstätte hatte, wie solche bereits im 13. Jahrhundert in Zizers und Chur nachweisbar sind, wäre dies vielleicht auch ein Wegzeiger für die Einwanderung selbst der ersten Walliser in unser Land.

Die Wege, auf denen die Walser nach Graubünden gekommen sind, gingen den Höhenzügen, aber gewiß auch den Tälern entlang, sobald von Anfang an ein ferneres Reiseziel etwa bekannt war. Daß die Walliser also beim Verlassen ihrer alten Heimat auch durch das Urserental kamen, beweisen die dortigen Bewohner, und auch unter den Walsernamen unseres Landes ist mir gelegentlich einmal der Name Urserer begegnet. Wir sehen also immer wieder, wie häufig den ersten Einwanderern der ursprüngliche oder vorübergehende Wohnsitz den Namen gegeben hat.

Die Burgen und Edelsitze Vorarlbergs und Liechtensteins

Feierabend, 1932, 9. Folge, 27. Hornung

Ende des vorigen Jahres ging die letzte Lieferung dieses umfangreichen 1932
Werkes aus der Feder unseres unermüdlischen Heimatforschers Dr. Andreas Ulmer hervor. Im Juni 1925 erschien das erste Heft; die Herausgabe erstreckt sich also auf sechs Jahre. Dieser Umstand ermöglichte es dem Verfasser, sein Burgenwerk bedeutend weiter auszugestalten, als es früher beabsichtigt war, und so umfassen nunmehr sämtliche Lieferungen mehr als 1100 Seiten und geben zusammen einen stattlichen Band in Lexikonformat, dem man es wohl anmerkt, daß hier alles über diese Burgen Gesammelte vorliegt.

Das letzte Heft, das die Burgen von Liechtenstein enthält, bringt noch wertvolle Nachträge und eine erwünschte Übersicht des Inhaltes, die jedermann ein Bild von dem umfangreichen hier verarbeiteten Stoff zu geben vermag. Während im ersten Abschnitt Allgemeines über Adel und Edelsitze seit Beginn des Mittelalters gesagt wird, behandelt der zweite Abschnitt die Geschichte der mittelalterlichen Burgen und der späteren Edelsitze.

Das dritte Hauptstück ist sodann den Dynastenburgern, Residenz- und Herrschaftssitzen des höheren Adels gewidmet, das sind in Vorarlberg die Schlösser von Bregenz, Montfort, Tosters, Jagdberg, Blumenegg, Sonnenberg, Bludenz, Alt- und Neuems, der gräfliche Palast dortselbst und die Neuburg bei Götzis. Das zweite Kapitel befaßt sich mit den Burgen der Ritter und Dienstmannen, die in unserem Lande ebenfalls sehr zahlreich sind. Dann folgen die nicht burgmäßigen Edelsitze des niederen Adels und die alten städtischen Adelssitze. Das fünfte Hauptstück bespricht geschichtlich bemerkenswerte Adelssitze der Neuzeit, das sechste die Burgen und Edelsitze von Liechtenstein.

Das Verzeichnis der Abbildungen, die für ein solches Werk besonders wichtig sind, zählt 334 Nummern. Eine reichhaltige Quellen- und Literaturübersicht ist jedem Freund der Forschung willkommen, wie auch ein Personen- und Ortsnamenverzeichnis das Suchen der einzelnen Schlösser und Familien sehr bequem macht. Eine Karte, die dem Werk beigegeben ist, wird beim Studium ebenfalls gute Dienste tun.

Es ist selbstverständlich, daß bei einem so großen Werke und bei der Vielfältigkeit der Meinungen Möglichkeiten für Einwände immer gege-

ben sind, doch wie schon von anderer Seite betont wurde, ändert das nichts am Gesamturteil, daß Ulmer eine fleißige und umsichtige Arbeit vorgelegt hat. Es ist unser Wunsch, daß der emsige Forscher durch rege Nachfrage nach seinem Werke wenigstens eine teilweise Entlohnung für seine gewaltige Mühe und Ausdauer habe.

Ein neues Werk der Vorarlberger Heimatkunde

BILGERI, MARTIN: DAS VORARLBERGER SCHRIFTTUM
UND DER ANTEIL DES LANDES AM DEUTSCHEN GEISTES-
LEBEN (HEIMATKUNDE VON VORARLBERG, BD. 10,
WIEN 1936)

Feierabend, 18. Jg., 1936, Folge 47

In diesen Tagen ist im Schulwissenschaftlichen Verlag Haase in Wien das 10. Heft der Vorarlberger Heimatkunde erschienen, in dem Studienrat Martin Bilgeri das Vorarlberger Schrifttum und den Anteil des Landes am deutschen Geistesleben behandelt. 1936

Im Vorwort verweist der Verfasser mit Recht auf die Schwierigkeiten, die sich der Sammlung des weitverstreuten Stoffes in Vorarlberg entgegenstellen. In der Tat kann die Größe der Arbeit nur ermessen, wer weiß, wie schwer in einem Lande ohne umfangreichere wissenschaftliche Büchereien die Betätigung dieser Art ist.

Trotz großer Mühe, sagt Bilgeri, sei es ihm nicht in allen Fällen möglich gewesen, Klarheit zu schaffen. Er würde es aber begrüßen, wenn die Beurteiler an den Tadel Richtigstellungen, Verbesserungen, Ergänzungen angeschlossen.

So will auch diese Besprechung aufgefaßt sein. Sie soll die wertvolle Arbeit, die das Wirken unseres verdienten Professors krönt, nicht nur würdigen, sondern ihr auch da und dort andere Meinungen gegenüberstellen.

Da Bilgeri das Werk in erster Linie für seine Landsleute geschrieben hat, greift er besonders, wo es über die deutsche Frühzeit, die Germanen und Schwaben handelt, über den engen Rahmen, der ihm durch seine Aufgabe gestellt ist, bisweilen bewußt hinaus. In seiner Hochschätzung unserer Vorfahren kann er es sich nicht versagen, vieles von ihrer Kultur und Geschichte zu berichten, was dem Mann aus dem Volke auch heute noch meist unbekannt ist.

Liebevoll folgt er den Spuren der Sprache, und mit Begeisterung lauscht er dem Sang und der Sage der Vorzeit. Für die Fülle des hier Gebotenen müssen ihm die Leser aus den Kreisen der studierenden Jugend besonders dankbar sein.

Diese Blätter hat Bilgeri sozusagen mit seinem Herzblut geschrieben, weshalb er auch sein deutsches Empfinden nicht zurückhalten will. Es

schmerzt ihn, daß unsere sittlich und kulturell hochstehenden Ahnen der Jugend zuweilen fälschlich noch als halbnackte Wilde hingestellt werden, deren wichtigste Beschäftigung Saufen und Raufen gewesen sei und die erst durch ihre Berührung mit Rom zu einer gewissen Kultur erzogen worden seien.

Eingehend wird auch das Entstehen des Nibelungenliedes und die Auffindung seiner ältesten Handschriften besprochen. In Beantwortung der Frage, wie diese nach Hohenems und Werdenberg kamen, weist der Verfasser auf den Weg, den Albert Ritter im »Nibelungenjahr« in dichterischer Freiheit aufgezeigt hat.

Bemerkenswert ist Bilgeris Hinweis darauf, daß Rudolf von Ems auch Dichter des sangesfreudigen Babenbergerhofes näher gekannt habe. Daraus schließt er dann auf Beziehungen Rudolfs zum Donaulande, wo ja in jenen Tagen die erste Niederschrift des Liedes von Siegfried und Kriemhild erfolgte.

Der Verfasser nimmt an, Rudolf von Ems habe das Nibelungenlied bestimmt gekannt. Zeeman dagegen wagt nach seinen Untersuchungen die Ansicht zu vertreten, daß jenem die Nibelungendichtung unbekannt gewesen sei.¹

Rudolf von Ems ist noch kaum einmal so zusammenfassend gewürdigt worden wie hier in Bilgeris Buch. Selbst den Bekannten und Freunden Rudolfs wird ein Abschnitt gewidmet, und auch die Werke des Dichters werden kurz besprochen.

Einem anderen Emser Sprößling, dem Erzbischof Wolf Dietrich von Salzburg, wird im Buche ebenfalls ein gebührender Platz angewiesen. Hier wäre nur noch zu bemerken, daß die Zahl seiner Kinder nicht fünf, sondern mindestens doppelt so groß war.

Der Beachtung wert ist die Ehrenrettung, die dem bekannten »Fabulisten« Thomas Lirer zuteil wird. Bilgeri weist darauf hin, daß Lirer nicht als lügenhafter Geschichtsschreiber, sondern als Erzähler von Rittergeschichten aufgefaßt sein will. So haben ihn auch die heimischen Schriftsteller Steub und Meißner verstanden. Vom Standpunkt der Buchkunst wird Lirers Werk von neuen Kunstkritikern als Höhepunkt des Geschmacks jener Zeit bewertet.

Eine besondere Berücksichtigung verdient in einem Werk, das das geistige Leben des Landes behandelt, die merkwürdige Gestalt Georg Joachim de Porris, obwohl wir Vorarlberger diesen bedeutenden Mann nur etwa in dem Umfang unser eigen nennen dürfen wie die größte Vorarl-

¹ Jak. Cornel. Zeeman, *Stilistische Untersuchungen über Rudolfs von Ems Weltchronik* etc. Amsterdam 1927, S. 76.

bergerin. Wie Angelika Kauffmann hat auch unser größter Gelehrter eine romanische Mutter und wie jene ist auch dieser wahrscheinlich in der Heimat der Mutter geboren. Jedenfalls hat er in seiner Jugend längere Zeit dort gelebt. Wir können daher Feldkirch nicht als seinen Geburtsort bezeichnen.

Unser Astronom wollte schon durch seinen Beinamen darauf hinweisen, daß er nicht als ganzer Vorarlberger gelten könne. Während nämlich andere gelehrte Landsleute seiner Zeit bisweilen den Beinamen »Rhetus« – Bewohner Rätens – annahmen, nannte sich dieser »Rheticus«. Die Bezeichnung will besagen, daß der Träger des Namens wohl in enger Beziehung zu Rätien stand, ohne aber ein eigentlicher Bewohner des Landes zu sein.

Man vergleiche dazu die Namen Germanicus, Numidicus, Britannicus u. a., die alle Männern beigelegt wurden, nicht weil sie Germanen, Numidier oder Briten, sondern weil sie besonders eng mit jenen verbunden waren.

Eingehend hat sich Studienrat Bilgeri auch mit der ansprechenden Persönlichkeit des Laurentius von Schnifis befaßt, dem sich in neuerer Zeit überhaupt größere Aufmerksamkeit zuwendet. Gehört dieser doch zu jenen *»Morgengestirnen am musikalischen Himmel, welche, einen ungetrübten Schimmer verbreitend, das Herannahen der großen Musikhelden des 17. und 18. Jahrhunderts ankündigen«*.

Über den Bildungsgang, den er genossen, herrscht noch nicht völlige Klarheit. Ich glaube jedoch nicht, daß der Sänger von Schnifis die Jesuitenschule in Feldkirch besucht habe, da die biographischen Angaben des Miranten dafür keinen Anhaltspunkt bieten. Dieses Schweigen macht es wahrscheinlicher, daß der Dichter etwa jenen Weg zum Priesterstande gegangen ist, wie er vergangenen Sommer in zwei Folgen des »Feierabends« angedeutet wurde.

Nach Abschluß seines Werkes hatte Bilgeri endlich die lang gesuchte Gelegenheit, das Erstlingswerk des Dichters, das noch in der Hohenemser Druckerei im Jahre 1665 hergestellt wurde, kennenzulernen. Ein Stück des seltenen Buches befand sich nämlich in der Bibliothek des Stiftes Einsiedeln.

Aber nicht nur Männer von der Bedeutung der bisher genannten werden in Bilgeris Buch besprochen. Wir finden darin so ziemlich alle für das Geistesleben des Landes beachtenswerten Personen, und daß ihre Zahl nicht gering ist, wird der weniger eingeweihte Leser mit Staunen erkennen.

Nur einen bemerkenswerten Vertreter des schwäbischen Frühhumanismus vermissen ich da, wohl weil sich Ludwig Rads Wirksamkeit meist außerhalb des Landes bewegt und der Briefwechsel mit Albrecht von Bonstetten, Niklaus von Wile und anderen Zeitgenossen bisher nur ungenü-

gend veröffentlicht ist. Gleichwohl gehört dieser Feldkircher, dessen Tätigkeit als Schreiber und Rat des Herzogs Sigismund von Tirol in die Mitte des 15. Jahrhunderts fällt und der große Reisen im ganzen Römischen Reich Deutscher Nation gemacht hat, neben Münzer, Mennel, Dölsch, Fabri, Hummelberg, Pappus usw. genannt.

Vergebens sucht der Leser in dem Buch auch den Dichter Heinrich von Feldkirch. In der Überzeugung, daß diese Gestalt nur einem Irrtum Gustav Schwabs entsprungen sei, hat Bilgeri diesen erfundenen Sänger der Heimat aus dem Spiel gelassen. Wie Schwab in seinem vor hundert Jahren erschienenen »Bodensee« Friedrich von Husen zu Unrecht auf die Burg Husen im unteren Schweizer Rheintal versetzte, so scheint er eben aus Heinrich von Feldegge kurzerhand einen Heinrich von Feldkirch gemacht zu haben.

Hermann von Gilm wurde als stammhafter Vorarlberger im Buche entsprechend berücksichtigt, waren doch seine Eltern aus unserem Lande und er selbst nur ein Zufallstiroler, weil sein Vater gerade Gerichtsbeamter in Innsbruck war, als Gilm geboren wurde. Seine eigentliche Jugend hat Gilm in Feldkirch verlebt, und er hat sich auch später im Leben als Sohn des Illstädtchens betrachtet, das die Heimat seiner Mutter war, deren Grabmal noch am Seitenportal der Martinskirche in Dornbirn zu sehen ist.

Michel Felders Leben und Werke werden in Bilgeri von einem Manne besprochen, der sich um das Bekanntwerden jenes Dichters Verdienste erworben hat wie sonst nur noch etwa Hermann Sander.

Auch der Mundartdichtung des Landes hat Bilgeri liebevolle Aufmerksamkeit geschenkt. Auf diesem Gebiete ist wohl noch keine bessere Abhandlung geschrieben worden: Walser, Weiß, Feldkircher, Seeger, Biedermann, Wölfle, Hagen und der Sagensammler Vonbun werden sehr aufmerksam behandelt. Hier hat der Verfasser, der mit guten Gründen die Werke noch Schaffender nicht in den Bereich seiner Betrachtung zog, sogar eine Ausnahme gemacht, indem er den Dornbirner Diem erwähnte.

Dem Werke sind Sprachproben aus dem Nibelungenlied, aus Rudolf von Ems, Hugo von Montfort, Johann Martin sowie auch Proben der Mundartdichtung aus den verschiedenen Landschaften beigelegt, die durch eine kurze Abhandlung über die sprachliche Eigenart des Landes von Prof. Dr. Jutz eingeleitet werden.

Eine Literaturübersicht erleichtert weiteres Studium. Einige Bilder machen das Buch als Geschenkwerk noch mehr geeignet. Und da ja der Winter schon vor der Tür steht, denkt man schon manchmal an das Weihnachtsfest, und man überlegt, was man seinen Lieben Schönes schenken wolle. Guter Rat ist da ein schönes Buch. Gehe hin und bestelle dir für diesen Zweck Professor Bilgeris Werk. Du wirst es nicht bereuen.

Kirchengeschichtliche Fragmente aus dem Walgau – von P. Isidor Flür (4. Folge)

Alemannia, 1936, Heft 5/6

Als letzte Folge der Fragmente, erschienen im Verlag J. N. Teutsch in Bregenz die Hefte 9 bis 11. Auch diese bringen dem Freund heimischer Vergangenheit reichen Ertrag. Heft 9 ist der St.-Leonhards-Kirche in Bings gewidmet. Heft 10 behandelt das Muttergottesbenefizium in der Pfarrkirche zu Bludenz und die lateinisch-deutsche Stadtschule dortselbst. Das 11. Heft bringt Altes und Neues über den walgauischen Adel im Mittelalter sowie Berichtigungen und Nachträge zu allen Heften. Der Preis der 4. Folge beträgt 4 Schilling.

1936

Dem Geschichtsfreund muß gerade eine Sammlung von Fragmenten aus der Kirchengeschichte des Walgaus willkommen sein. Denn während über die meisten übrigen Gebiete Vorarlbergs in dieser Beziehung die Veröffentlichungen von Rapp und Ulmer reichlich Aufschluß geben, fehlte für das Illtal eine entsprechende Arbeit, da ja auch die diesbezüglichen Forschungen Grabherrs noch nicht erschienen.

Flürs Fragmente behandeln allerdings nicht nur Kirchengeschichte, sondern sie berühren naturgemäß auch andere historische Fragen. Der Verfasser ist mit großem Fleiß an der Arbeit gewesen. Er hat unzweifelhaft manches Wertvolle für die Geschichte unserer Heimat zutage gefördert und ein abschließendes Urteil über seine Tätigkeit dürfte dahin lauten, daß der Wert der Fragmente mehr in der Sammeltätigkeit als in der Verarbeitung des Stoffes beruht. Zweifellos gebührt dem Verfasser für seine Tätigkeit Dank. Dies umso mehr, als er die Forschungen nicht aus Liebe zu seiner Heimat betreiben konnte, da er wohl kein Vorarlberger ist. Es wäre einmal die Untersuchung wert, wie viel die Geschichte unseres Landes jenen Männern verdankt, die Vorarlberg nur als Wahlheimat zur Erforschung seiner Vergangenheit angeregt hat. Denn ihre Zahl ist seit den Tagen Schlehens und Bucelins bis herauf zu Zösmair und Hirn immer größer geworden.

Nicht mit Unrecht ist schon in anderen Besprechungen von Flürs Werken anerkannt worden, daß der Verlag das Opfer nicht scheute, die umfangreiche Arbeit von mehr als 700 Seiten einem verhältnismäßig kleinen Interessentenkreise zugänglich zu machen. Die Firma J. N. Teutsch ist dabei ihrer historischen Bedeutung, die ihr für Vorarlberg zukommt, gerecht geworden.

Nachdem das ganze Werk abgeschlossen vorliegt, kann es auch zum ermäßigten Gesamtpreis von 12 Schilling bezogen werden.

Rottenkolber Josef, Geschichte des
Allgäus. (Das 19. Jahrhundert)
VERLAG KÖSEL-PUSTET, MÜNCHEN 1938

Alemania, 11. Jg., 1937

Das Werk hat die Aufgabe, Dr. Ludwig Baumanns Geschichte des Allgäus zu ergänzen, also ihr die Geschichte des 19. Jahrhunderts hinzuzufügen. Dabei ist diesem Abschnitt ein verhältnismäßig großer Umfang zugemessen, wie es einer der Gegenwart unmittelbar vorangehenden Zeit auch zugestanden werden muß. 1937

Für uns bietet dieses Buch wertvollen Einblick besonders auch in die Zeit der Franzosenkriege, in denen das vergangene Jahrhundert seinen Anfang genommen hat. Sehr oft ist darin von unseren Landsleuten die Rede, war doch Vorarlberg damals mit dem Allgäu für mehrere Jahre aufs engste verbunden und hat mit ihm die Leiden einer bewegten Kriegszeit geteilt.

In mancher Beziehung dient das gediegene Werk fast als eine Ergänzung des Buches von unserem allzufrüh verstorbenen Forscher Ferdinand Hirn. Es berührt dabei wohltuend, mit welchem Verstehen der Verfasser den Aufstand der Tiroler und Vorarlberger bespricht und es ist der Aufmerksamkeit wert, zu beachten, wie sich im Blickfeld des Bayern die Erhebung unseres Landes im Jahre Neun ausnimmt.

Rottenkolbers Buch ist in fließender Sprache geschrieben und so ist auch strenge Wissenschaftlichkeit kein Hindernis für eine Verbreitung in weiteren Kreisen des Volkes. Kann man auch nicht verlangen, daß der einfache Mann die vielen Jahrhunderte der Geschichte seiner Heimat eingehend kennt, soll man doch billigerweise von einem Zeitgenossen großer Tage verlangen, daß er sich wenigstens in der Vergangenheit seines Volkes zurechtfindet, in der seine Väter für ihr Vaterland gekämpft und gelitten und in der sich die Zeit, in der wir selbst leben, vorbereitet hat.

In der Gegenwart, die besonders auch durch die starke Schätzung der Familienkunde gekennzeichnet ist, hat die Liebe zur Geschichte des eigenen Volkes und unserer engeren Heimat ungeahnten Antrieb erfahren. Daher wird ein Buch wie diese Geschichte des Allgäus gewiß viele Freunde und Leser finden.

Man wird sich vielleicht fragen, warum der Verfasser seiner Arbeit keinen mehr natürlichen Abschluß gegeben und sie nicht wenigstens bis zu Beginn oder Ende des Weltkriegs fortgesetzt habe.

Das 20. Jahrhundert ist so reich an Ereignissen für uns geworden, daß man freilich auch für seine ersten vier Jahrzehnte einen eigenen Geschichtsband herausgeben könnte und dies ist vielleicht die Antwort auf unsere Frage.

Neu ist für die meisten Leser des Werkes gewiß auch, was über den Anteil des Allgäus am Entstehen des Deutschen Zollvereins gesagt wird, danach gebührt das Verdienst, den ersten Schritt dazu getan zu haben, dem Fabrikanten Elch aus Kaufbeuren. Dieser war als Teilhaber der Firma Gebrüder Heinzelmann zur Frankfurter Messe gekommen und hatte einige Punkte zu Papier gebracht, die sich mit dem durch die österreichischen Zollmaßnahmen gestörten Leinwandhandel befaßten. Dieses Schriftstück gab Elch unter anderen dem Kaufmann Schnell aus Nürnberg mit dem Wunsche, wenn es sich machen lasse, daraus eine Bittschrift an den Bundestag anzufertigen. Schnell machte nun den Vorschlag, daß der gerade in Frankfurt weilende Tübinger Professor Friedrich List mit der Stilisierung der Eingabe betraut würde.

Am 14. April 1819 wurde dann die Bittschrift dem Bundestag übergeben. In ihr traten die beiden Hauptforderungen hervor: daß die Zölle und Mauten im Innern Deutschlands aufgehoben und ein allgemeines deutsches Zollsystem gegen die angrenzenden Staaten aufgestellt werde.

So darf Elch das Hauptverdienst am Zustandekommen des Deutschen Zollvereins für sich in Anspruch nehmen. Er war es, der zuerst den Gedanken einer allgemeinen deutschen Zollvereinigung laut werden ließ, er war es, der ihn in einer Eingabe an die deutsche Bundesversammlung zusammengefaßt und diese einer Anzahl von Freunden zur Mitunterzeichnung vorgelegt hat.

Eingehend werden auch die Ereignisse des Jahres 1848, soweit sie auf das Allgäu Bezug haben, besprochen. Bemerkenswert scheint mir, was bei dieser Gelegenheit über den Charakter der Allgäuer gesagt wird. Dieser hängt nach Rottenkolber nicht zähe an althergebrachten Einrichtungen. *»Er ist vielmehr den Neuerungen mit Eifer zugetan, wenn er ihren Wert eingesehen hat, und weiß sie zu seinem Vorteil auszunützen. An dem, was er als sein gutes Recht beanspruchen zu dürfen glaubt, hält er mit Hartnäckigkeit und starrem Trotze fest, und Nachgiebigkeit ist seine Sache nicht.«*

Um aus der Fülle des Bemerkenswerten noch etwas herauszuheben, wollen wir einen Blick auf die Schulverhältnisse des Allgäus werfen, die uns vergleichsweise besonders interessieren. Da der Unterhalt der Volksschulen große Opfer erforderte, suchte man sich auf irgendeine Weise zu entlasten. Noch 1877 behalfen sich Gemeinden, die wegen Besoldung einer neuen Lehrkraft in Verlegenheit waren, mit der Errichtung eines

Schulbenefiziums. In Weiler war auch der weltliche Lehrer dem Schulbenefiziaten unterstellt.

Auch verschiedene Stiftungen dienten zum Unterhalt der Schulen. Seit 1803 bestand sogar die Einrichtung, daß von allen frommen Stiftungen, Schenkungen und Vermächtnissen ein volles Viertel zugunsten der Schulen abgezogen werden durfte.

Bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts ging die Schule nicht selten einfach vom Vater auf den Sohn über. Erst 1809 wurde vom Lehrer eine Prüfung an einem Lehrerseminar verlangt, gleichwohl erhielten noch manche Lehrer ihre Vorbildung in der Schulstube ihres Vaters oder im Pfarrhaus. Allmählich aber unterzog sich der Lehrer einem zweijährigen Kurs in Augsburg oder in Kempten. 1824 wurde auch in Dillingen ein Seminar errichtet.

Die vermehrten Anforderungen, die an die Bildung der Lehrpersonen gestellt wurden, veranlaßte auch ihre Besserstellung und die Hebung ihres Ansehens. 1803 wurde Lehrern das Sammeln von Lebensmitteln verboten. Doch hatte diese Bestimmung infolge der schlechten Zeiten vorerst nur Nachteile. Dem Bauern fiel die Zahlung einiger Gulden schwerer als die frühere Naturalleistung. »Der Lehrer aber konnte sich für das erhaltene Geld nicht den vierten Teil der vordem empfangenen Naturalien kaufen.«

Die Gehälter waren geradezu trostlos. Von den 37 Lehrern des Landgerichtsbezirks Kempten hatten 20 ein Einkommen von weniger als 50 oder weniger als 20 Gulden und nur sieben bekamen hundert oder mehr Gulden Gehalt. Die Lehrer wurden damals die ersten Bettler im Dorf geheißen. Um ihr Leben zu fristen, mußten sie sich von den Bauern der Reihe nach abfüttern lassen.

Um die Gehälter der Lehrer etwas zu verbessern, wurde 1810 verfügt, daß ihnen ein Mesnerdienst zu übertragen sei. Sehr oft mußte natürlich der Lehrer durch einen Nebenberuf seinen Lebensunterhalt suchen. Da die Schule anfangs meist nur den Winter über dauerte, blieb dem Lehrer Zeit, sich in der Landwirtschaft zu betätigen. Andere begegnen uns als Maurer, Weber, Köhler usw. Vielseitig war der Lehrer von Wiggensbach, der nebenbei auch als Hochzeitslader, Dorfmusikant, Pfarrmesner und Leichenbitter auftrat. Die Regierung duldete aber nicht mehr länger, daß Lehrer in Gesellschaft den Possenreißer machten und stellte auch das Hochzeitsladen und Aufspielen zu Tänzen als Unfug ab.

Der Betrachtung von Verfassung und Recht wird im besprochenen Werk ein breiter Raum zugewiesen und auch das kirchliche Leben kommt darin nicht zu kurz. Die wirtschaftlichen Verhältnisse würden zu manchen Vergleichen anregen, doch möge dem Leser das Angeführte genügen, um das Werk selbst in die Hand zu nehmen, dann wird er am ehesten gerade das finden, was ihm gefällt.

Hacker Dr. Adolf, Ettenheimmünster. Seine Baugeschichte. (Ein Beitrag zur Geschichte des Barock am Oberrhein)

Alemannia, 11. Jg., 1937

1937 Immer wieder stoßen wir in der Literatur auf Neuerscheinungen, die die Tätigkeit unserer wackeren Bregenzerwälder Baumeister in ein neues Licht rücken. Eine solche Arbeit haben wir auch hier vor uns. In seinem prächtigen Werk über das ehemalige Kloster Ettenheimmünster am Oberrhein bringt uns der Verfasser einen Schritt weiter hinein in das berühmte Baugetriebe unserer kunst- und geschäftstüchtigen Vorarlberger Meister der Barockzeit.

Nach den Verheerungen eines drei Jahrzehnte dauernden Völkerringens waren die deutschen Lande aufs tiefste erschöpft. Nur in den Bergen und Schluchten der Alpen war die Verwüstung des furchtbarsten aller Kriege nicht weiter eingedrungen und nun kamen aus den unberührten waldreichen Tälern begabte Männer hervor, die mit ihrer unverbrauchten Kraft den Wiederaufbau des niedergeworfenen deutschen Vaterlandes versuchten. Sie brachten alte, von kirchlichen Orden vermittelte, Bauüberlieferungen mit, waren aber auch selbst aufnahmewillig für neue baukünstlerische Entwicklung.

Aus dem einfachen Handwerkerstande waren sie hervorgegangen und immer wieder haben sie sich der gesunden Volkskraft der Heimaterde bedient, um ihre bedeutenden Werke zu schaffen. *»Ohne den tragenden Nährboden der handwerksgebundenen Menge, aus der heraus die Spitzenleistungen geboren werden, ist Kunst überhaupt nicht denkbar.«*

So fanden die begabten, aus dem Handwerkerstand emporgestiegenen Meister, in rastloser Weiterbildung begriffen, eine neue bodenständige Kunst, die eine ganz bestimmte Art des Barockmünsters schuf, die am richtigsten unter dem Begriff des »Vorarlberger Münsterschemas« zusammengefaßt wird.

Als eines der ersten Werke, in dem der grundlegende Gedanke dieses Münsterschemas sich Geltung verschaffte, ist die noch durchaus gotisch empfundene Barockhallenkirche von Ettenheimmünster. Hier hat unser Bregenzerwälder Baumeister Peter Thumb neben dem umfangreichen Klostergebäude mit seinen harmonisch wirkenden Höfen eben die spätgotische Abteikirche in einen frühbarocken Münsterbau umgeschaffen. Zeigt schon der Grundriß von Ebersheimmünster das Vorarlberger Bau-

schema auf, so hat Ettenheimmünster in der Flucht der Wandpfeiler auch im Chor, über das Quadratschiff hinweg, diesen Charakter noch besser zum Ausdruck gebracht.

Peter Thumb, 1681 in Bezau geboren, hatte sich 1707 mit der Tochter des bedeutenden Meisters Franz Beer vermählt. Mit seinem Schwiegervater zusammen arbeitete er an der Benediktinerabtei Rheinau. Sein erstes eigenes Bauwerk war die Klosterkirche zu Ebersheimmünster im Elsaß. Später schuf er noch die Benediktinerabtei Schwarzach, St. Peter im Schwarzwald, die Klosterbauten von St. Trudbert, die Wallfahrtskirche Neubirnau, die Klosterkirche von St. Gallen u. a. Auch mit dem Handel von Tuch, Wachs und Wolle hat er sich befaßt. Am 4. März 1766 ist Thumb zu Konstanz gestorben.

Die Abtei Ettenheimmünster hat er in den Jahren 1718–1734 erbaut. Von der Kirche hat er im großen und ganzen nur den Westteil erneuert. Beim Bau hat er verschiedene seiner engeren Landsleute beschäftigt. Nicht nur Poliere, sondern auch Steinhauer und Maurer waren vielfach aus dem Walde ins Elsaß gekommen und aus diesen sind manche namhafte Meister hervorgegangen, es seien nur die Namen Nadler, Rüf, Moosbrugger und Willi erwähnt.

Aus den Bauabrechnungen mit dem Abte geht hervor, daß dieser unserem Meister gegenüber den Vorwurf der Eigennützigkeit erhoben hat. Man würde ihm aber Unrecht tun, wollte man ihn, den Baumeister, nur aus den Akten des Bauherrn beurteilen. So hat z. B. Peter Thumb aus dem Vertrag nicht entnehmen können, daß er für die nachträgliche Vergrößerung der Kuppel aufzukommen habe. Eine solche hätte den Meister unter Umständen sehr teuer zu stehen kommen können und er hatte unbedingt ein Recht auf Mehrforderung. Ein Bauherr kann nicht verlangen, daß der Baumeister die nach und nach auftauchenden Wünsche ohne Gegenleistung erfülle. Der Fall zeigt nur den Wert der heutigen Trennung zwischen Architekt und Bauunternehmer und die Notwendigkeit einer gutüberdachten, sorgfältigen Planung.

Heute hat sich aus der Zeit des Klosters nur noch die Wallfahrtskirche völlig erhalten. Aber manche Portale und Werkstücke sind von den Klosterbauten über die weite Umgebung zerstreut und diese hat Hacker mühsam zusammengesucht. Darunter sei das Portal der einstigen Orangerie besonders erwähnt, heute das Portal der Kirche in Ettenheimweiler, das im Überschwang seiner bereits entwickelten Rokokoformen die Hand eines ersten Bildhauers weist und eine erstaunliche Fülle der Phantasie erkennen läßt, mit der er den Süden dem Eintretenden in einer geradezu romantischen Einbildungskraft vor Augen zu führen bestrebt ist.

Nebenbei sei der Druckfehler Seite 25 berichtigt, wo es heißen soll, daß Johann Michael Schmadel, Bürger und Ratsverwandtem zu Bregenz, die Faßarbeiten zu Altären, Gittern und zur Kanzel von Ettenheimmünster übertragen wurden. In Hackers Arbeit erfahren wir auch, daß eine noch nicht gedruckte Dissertation von Schneyer einen wertvollen Überblick über das künstlerische Schaffen Meister Thumbs gebe. Wir hoffen, daß auch dieses Werk bald das Licht der Welt erblicken möge, damit endlich ein getreuer Überblick und eine zuverlässige Gesamtwertung dieses Mannes möglich wird, der zu den bemerkenswertesten Künstlern seiner Zeit gehörte.

Geschichte des Vorarlberger Landesmuseumsvereins

Feierabend, 15. Jg., 1933, 35. Folge

»Obne Obdach, ohne Stütze zum Baue, mit keinen anderen Mitteln als dem mutmaßlichen Beitrag der 289 Mitglieder, die zum Eintritt aufgezeichnet waren, so gering an Hoffnung, arm an allem« versammelte sich der Ausschuß zum ersten Mal am 3. Jänner des Jahres 1858.

1933

Nur den guten Willen legten sie ein: Alle für einen, einer für alle! An Erfahrung waren alle bar bis auf Professor Faustin von Ens, von dessen Vorrat sie in der dünnen Zeit des Anfangs zu zehren hofften, und diesen einen, den eigentlichen Gründer des Museumsvereines, sahen sie sich schon bald entrissen, denn schon am 5. März des Jahres 1858, noch ehe der Verein über das Wie und Wann des Anfanges mit sich selbst im klaren war, verschied jener verehrte Mann, der so liebevoll, anspruchslos und ermunternd in ihrer Mitte gesprochen hatte, und der erste Obmann des Museumsvereines sprach am 15. November 1858, als der Verein ins Leben trat: »Nie genug können wir unseren Mitbrüdern sagen, daß er es war, der durch sein lebendiges Wort, durch das Vermächtnis seiner ausgewählten Mineralien, seine Pflanzenlese den Grund- und Eckstein zum Museum legte.«

Faustin Ens war 1782 zu Rottweil im Breisgau als Sohn eines Lehrers geboren. Er studierte in Freiburg und wurde später Erzieher in Troppau. Er unterrichtete auch am dortigen Gymnasium und wurde Mitbegründer des Gymnasial-Museums und dann dessen Kustos. Nachdem Ens 1844 in den Ruhestand getreten war, übersiedelte er, um seiner Heimat näher zu sein nach Bregenz, wo er bis zu seinem im Alter von 74 Jahren erfolgten Tode wissenschaftlichen Studien oblag. Eine Anzahl gelehrter Werke sind die Früchte seines Fleißes. Außer Werken über die Geschichte Schlesiens verfaßte er mit einem Kollegen die Geschichte der Stadt Breisach. Eine Arbeit über den Bregenzerwald erschien im Jahre 1847.



Faustin Ens:
Der
eigentliche
Gründer des
Museums-
vereines

Der erste Ausschuß des Museumsvereines stellte den wackeren Kreis-
hauptmann Sebastian von Froschauer an seine Spitze. »Mit seltener Helle
des Blickes, mit innigem Verständnis dessen, was not tat, begabt, getragen von ei-
ner allseitigen Bildung, hatte Froschauer den ersten Impuls mit Energie ergrif-
fen und den Keim zu vielversprechender Entwicklung gelegt.«

An der Wiege des Vereins stand auch der Historiker Josef von Bergmann, das erste Ehrenmitglied, der mit dem Obmann in fortwährender Berührung blieb. Dem Obmann treu zur Seite standen Baron von Liebenstein für das historische, Baron von Pöllnitz für das artistische, Franz Schwärzler für das technologische und Dr. Theodor Müller für das naturhistorische Fach.

Jedem der übrigen wurde die Mitwirkung an bestimmter Stelle bedeutet, die weiteren Mitglieder des ersten Ausschusses waren Rechtsanwalt Dr. Anton Kayser, Kaufmann Ferdinand Bandel, Kunstmaler Anton Boch, Fabrikant Albert Rhomberg, Kreisingenieur Franz Steger, Buchhändler Johann Nepomuk Teutsch und der bekannte Fabrikant Karl Ganahl, der in einem ihm gehörigen, dem späteren Baron Seifertitzschen Hause in der Maurachgasse der Sammlung des Vereines die erste Unterkunft gewährte.

Samuel Jenny: Obmann des Landesmuseumsvereins von 1873 bis 1900

Schon im August 1860 konnte jedoch der Verein das Lenzische Haus in der hinteren Riedgasse beziehen und getreu dem von Anfang gefaßten Vorsatze, an Stelle des römischen Städtchens Brigantium nach Überresten alter Zeiten zu forschen, deckt der Verein bereits im Jahre 1859 einige Römergräber auf. Schon in der Frühzeit des Vereines betätigten sich auch die Herren Johann Salzmann von Dornbirn und Wundarzt Josef Schmid von Lauterach sehr verdienstlich und die Bürgermeister der Stadt Bregenz haben von den ersten Anfängen bis heute sich um das Gedeihen des Vorarlberger Landesmuseums sehr bemüht.



Nachdem der Mitbegründer des Vereines und langjährige Obmann von Froschauer im Jahre 1873 nach Wien übersiedelte, wo er am 8. Mai 1883 auch starb, trat der langjährige Obmannstellvertreter Samuel Jenny, Fabrikant in Hard, an seine Stelle. Er strahlt als hellster Stern über der nunmehr dreiviertel Jahrhundert lang hinaufreichenden Geschichte des Landesmuseums. Jenny war durch Jahrzehnte hindurch gleichsam die Seele des Vereines. Unter der Anleitung des hochsinnigen August Wilhelm Grube herangewachsen, begann Jenny bereits 1864 mit den Grabungen am Ölrain, der vor ihm in fast unberührter Stille dalag. Durch dreiunddreißig Jahre bot sich nun dem zielbewußten und tatkräftigen Manne Gelegenheit, das alte Brigantium aus der Vergessenheit zu erheben, und so entriß er in einer durch ein Menschenalter dauernden Forschungsarbeit dem Ölrain sein mehr als ein Jahrtausend gehütetes Geheimnis, um Bregenz zu einem der bestbekanntesten Römerorte nördlich der Alpen zu erheben.

Als Obmann des Museumsvereines war es auch sein Ziel, den Funden ein würdiges Heim zu verschaffen, zu dem das Vermächtnis seines verehrten Lehrers Grube den Grund gelegt hatte. Dr. Jenny kann mit Recht als Vater des neuen Museumsbaues bezeichnet werden. Allzu früh, am 14. Mai 1900, erst 64 Jahre alt, schied Jenny aus dem Leben und inmitten der Trümmer der alten Römerstadt auf dem Ölrain fand er auch seinen letzten Ruheplatz.

Jenny war ein, man möchte sagen, idealer Museumsvorstand, ein Mann voll zielbewußter Energie, beweglichem Temperament, leutselig, bescheiden und zuvorkommend.

Ein um unser Museum hochverdienter Mann war auch Karl Graf Belrupt-Tissac. Er war am 11. Dezember 1826 zu Peternica in Slawonien geboren und lebte nach seinem Ausscheiden aus dem Militärdienst seit 1851 meist auf seinem Landsitze Maihof bei Lochau. Graf Belrupt war auch ein Mitbegründer des Landwirtschaftlichen Vereines und durch 40 Jahre dessen Vorstand. 1871 erfolgte seine Berufung als lebenslangliches Mitglied des Herrenhauses, 1878 wurde er zum Landeshauptmann von Vorarlberg ernannt, welches Amt er bis 1890 verwaltete. Er war auch der eigentliche Schöpfer der Landesausstellung von 1887.

Im Museum, dem er viele Jahre als Vorstandsstellvertreter angehörte, wirkte er als Fachmann für die Münzsammlung. Graf Belrupt starb im 77. Lebensjahre am 31. Mai 1903.

Zu Beginn unseres Jahrhunderts riß der Tod überhaupt empfindliche Lücken in die Reihe um das Museum hochverdienter Männer, die seit Jahrzehnten an der Spitze des Vereines unermüdlich tätig gewesen waren. So starb am 30. Juni 1902 Rittmeister Robert von Bayer, der bekannte Dichter und Schriftsteller, der sich um das Wachsen und Blühen unseres Landesmuseums ebenfalls große Verdienste erworben hat. 1835 in Bregenz geboren, lebte er seit 1862 meistens hier, wo er in der Oberstadt seiner schriftstellerischen Tätigkeit oblag und manchen Beitrag zur Geschichte Vorarlbergs verfaßte.

Es ist eine sehr undankbare Arbeit, die Männer aufzuzählen, die sich um eine Einrichtung besondere Verdienste erworben haben, denn es ist fast nie möglich, allen gerecht zu werden. Gleichwohl soll hier eine Anzahl Persönlichkeiten hervorgehoben werden, die sich der einzelnen Gebiete des Vorarlberger Landesmuseums besonders angenommen haben, ohne dabei auf Vollständigkeit Anspruch zu erheben. Denn nur aus Sorge, verdienstvolle Männer zu übersehen, ist es nicht erlaubt, auch andere verdienstvolle Personen der Vergessenheit anheim fallen zu lassen.

Stets wurde im Landesmuseum der Pflege der historischen Abteilung große Aufmerksamkeit geschenkt; schon bei der Gründung war für das

geschichtliche Fach Adolf Freiherr von Liebenstein bestellt worden; dann nahmen sich auch Dr. Theodor Müller, der Dichter Kaspar Hagen, Landesrat Johann Ritter von Ratz, der durch mehr als 40 Jahre auch treuer Geldwart des Museumsvereines war, dieses Gebietes warm an. Die historische Forschung fand in den Jahresberichten des Vereins im Verlauf so vieler Jahrzehnte einen wertvollen Niederschlag, und eine Reihe verdienster Geschichtsforscher wurde vom Museumsverein auch in der Weise anerkannt, daß sie zu seinen Ehrenmitgliedern ernannt wurden, es seien nur die Namen Bergmann, Stülz, Walderdorff, Sander, Zösmair und Helbok genannt. Welche Verdienste besonders Universitätsprofessor Helbok sich um die Ausgestaltung der Museen im Lande und durch die Begründung der Historischen Kommission des Landesmuseums erwarb, ist an anderer Stelle dargetan.

Um das Archiv des Museums haben sich Ritter von Ratz, Robert Byr, Stadtpfarrer Hummel, Professor Fischer, Pfarrer Grabherr verdient gemacht. Die Landkartensammlung wurde seinerzeit von den Schulinspektoren Billek und Fleisch betreut.

Um die Bibliothek des Vereines haben sich besonders verdient gemacht: Robert Byr, Stadtpfarrer Hummel, Dr. Julius Müller, Professor Anton Seibert, Dr. Josef Huber, Hauptmann von Merhart und der betagte langjährige Bücherwart Fachlehrer Winkel.

Die Gemäldesammlung fand ihre besonderen Förderer in dem Freiherrn von Pöllnitz, den Kunstmalern Anton Boch, Gebhard Flatz, Jakob Jehly, Gustav Härtenberger, in Dr. Bär und Ingenieur Karl Rüsck.

Die Münzsammlung hat viele eifrige Numismatiker beschäftigt, so schon Alfred Meißner, den Verwandten Robert Byrs, dessen Name als Schriftsteller in ganz Deutschland einst einen guten Klang besaß. Besonders eifrig befaßte sich Hauptmann Geza Czergheö mit ihr, der auch als Begründer der Siegelammlung sich unermüdlich betätigt hat. Aber auch Mayer, Freiherr von Sternbach, Graf Belrupt, Josef Graf Thun-Hohenstein, Samuel Jenny, Professor Ludwig Krasnigg, Professor Ferdinand Hirn sind innig mit der Geschichte der Sammlung verknüpft.

Zur naturwissenschaftlichen Abteilung hat bereits der Gründer des Museums, Faustin Ens, den Grund gelegt. Die Reallehrer Zimmerl, Professor Hanslicek, Lehrer Jussel, Dr. Julius Müller und Regierungsrat Blumrich haben um sie bleibende Verdienste erworben. Konrad Orgler hat mit außerordentlichem Fleiße die herrliche Reliefkarte im Landesmuseum geschaffen.

Die technologische Abteilung wurde bereits von den Fabrikanten Schwärzler, Louis Schindler und durch viele Jahre von dem unlängst verstorbenen Ferdinand Michalek eifrig vermehrt.

Um die Landeskunde haben u. a. sich Dr. Bär durch die Sammlung vieler Bildnisse bedeutender Vorarlberger und Landesgerichtsrat Dr. Heinrich Balmann hervorgetan.

Für die mittelalterliche Sammlung hat sich Bär ebenfalls sehr bemüht, ein übersichtliches Bild der Kunst und Gewerbetätigkeit in früheren Zeiten zu verschaffen. Aber auch die Namen Hofrat von Schwertling, Graf Enzenberg, Prinz Gustav von Thurn und Taxis, Levin Graf Schaffgotsch dürfen nicht ungenannt bleiben, wenn die um unser Museum hochverdienten Persönlichkeiten aufgezählt werden sollen.

Am aufmerksamsten aber wurde von jeher die Altertumssammlung betreut, und hier hat Samuel Jenny in Karl von Schwerzenbach einen würdigen Nachfolger gefunden, der in selbstloser Forscherarbeit durch viele Jahre als eifriger Museumsvorstand gearbeitet hat. Wenn wir die Arbeit Schwerzenbachs überblicken, das, was er selbst aus dem Boden geholt und der wissenschaftlichen Untersuchung zugeführt, das, was der von ihm herangezogene, bald bewährte Helfer Konservator Hild hinzufügte, dann dürfen wir wohl sagen, daß die Ergebnisse denen Jennys an Bedeutung nicht nachstehen.

Als Karl von Schwerzenbach infolge schwacher Gesundheit seinen Aufgaben nicht mehr voll gerecht werden konnte, trat der damalige Landeshauptmann Adolf Rhomberg als Stellvertreter ein und sorgte für sein Gedeihen. In mehreren schweren Jahren nach dem Kriege hat von 1921 bis 1924 Hofrat Ing. Lukesch den Verein mit Geschick geleitet. Er starb 1931.

Sein Nachfolger Professor Oskar Baldauf hat sich mit großem Eifer seines Amtes als Vorstand des Museumsvereines angenommen und es bis 1932, als er sich nach Deutschland begab, mit großem Fleiße versehen. Ihm folgte der jetzige Museumsvorstand, der bereits den Beweis erbracht hat, daß er den Verein, dem er schon ein Menschenalter als tätiges Mitglied angehört, mit großer Geschicklichkeit zu leiten versteht.

Karl von
Schwerzen-
bach:
Obmann
des
Museums-
vereins
von 1900
bis 1921



Die Historische Kommission für Vorarlberg und Liechtenstein

Feierabend, 15. Jg., 1933, 35. Folge

1933 Es war noch in den letzten Tagen des Friedens, als 1914 Dr. Helbok in einer Sitzung des Landesmuseumsvereins den Antrag stellte, der Verein möge mit dem Historischen Verein des Fürstentums Liechtenstein eine Historische Kommission gründen, die einerseits die Herausgabe größerer historischer Quellenwerke veranstalten, andererseits die geschichtswissenschaftliche Tätigkeit beider Länder sammeln und nach einem größeren Programm einer zielbewußten Landesforschung vorangehen soll.

Nachdem dieser Antrag vom Ausschuß des Museumsvereins einstimmig angenommen worden war, fand bereits im September in Bregenz eine Besprechung mit den Vertretern des Historischen Vereines des Fürstentums Liechtenstein statt. Hierauf nahm die Kommission die Tätigkeit auf.

In der ersten Sitzung am 3. Februar 1915 schlug Dr. Helbok folgende Gesichtspunkte zur Beschlußfassung vor: Um ein nach einheitlichen Grundsätzen bearbeitetes Material der Forschung zugänglich zu machen und diese möglichst zu befruchten, erachtet es die Historische Kommission als ihre erste Aufgabe, Hand auf das wesentliche Quellenmaterial des Landes zu legen und jeder zersplitterten Ausgabe einzelner Quellen entgegenzutreten.

Als ihren Interessenkreis erklärt sie folgende Geschichtsquellen: a) Die Urkunden und Briefe bis 1500, die zunächst in Regesten¹ und später nach Ausgabe der Urbare² je nach Erfordernis im vollen Wortlaut herausgegeben werden sollen; b) die gesamten Urbare, Rodel und ähnliche Quellen, Statuten, Land- und Gerichtsbräuche, die Ordnung der Zünfte, Bruderschaften und öffentlichen Rechtskörper; endlich in weiterer Hinsicht c) die Verwaltungs-, Rechen-, Wirtschafts- und Steuerbücher der belangreichen geistlichen und weltlichen Gewalten; d) Stadt- und Landgerichtsprotokolle.

Die »Quellen zur Geschichte des Landes Vorarlberg und des Fürstentums Liechtenstein« sollen die Veröffentlichungsstelle der genannten

¹ Regesten: (lat. Verzeichnis). Sachinhaltliche Auszüge aus Urkunden mit Angabe der Datierung sowie des Ortes, eventuell auch kritische Bemerkungen. Auch gedruckt Verzeichnisse von Urkundenanzeigen. (*Anm. d. Hrsg.*)

² Urbare: Systematische Güter- und Abgabenverzeichnisse, insbesondere aus Grundbesitz. (*Anm. d. Hrsg.*)

Quellengebiete sein. Ihr erster Band soll die Regesten bis 1300 bringen. Dieser Band, von Dr. Helbok bearbeitet, ist bereits erschienen und ist eine unerschöpfliche Fundgrube für die Geschichte der beiden Länder.

Am 29. März 1915 fand sodann in Feldkirch eine Zusammenkunft der Geschichtsfreunde im Lande statt, die der Historischen Kommission Gelegenheit gab, ihre Ziele und Aufgaben zu entwickeln sowie die ersten Schritte zu einer Organisation zu tun, die alle jene zusammenschließt, die sich in irgendeiner Weise in den Dienst der Forschung stellen wollen.

Der Vorsitzende Dr. Helbok hielt zu dem Zweck zunächst einen Vortrag über die Historiographie des Landes und legte die Notwendigkeit kritischer Quellenausgaben dar. Der fürstlich-liechtensteinische Sekretär Ospelt hielt dabei einen Vortrag über die Bedeutung der Flurnamen für die Forschung; im Anschluß daran meldeten sich viele als Flurnamensammler.

Am 3. Juli 1917 legte die Historische Kommission dem Museumsausschuß ihre Satzungen vor, die einstimmig gutgeheißen wurden. Danach sollte die Kommission im Höchstausmaß aus sechs ordentlichen und sechs außerordentlichen Mitgliedern bestehen. Die Ernennung der ersten ist Sache der beiden Gründervereine, erfolgt auf Vorschlag der Kommission und kann nur Persönlichkeiten betreffen, die in der wissenschaftlichen Erforschung der Vergangenheit beider Länder bestens bewährt sind. Der Landesmuseumsverein für Vorarlberg wählt drei ordentliche Mitglieder, der Historische Verein für das Fürstentum Liechtenstein zwei. Als weiteres ordentliches Mitglied gehört der Kommission der jeweilige Vorarlberger Landesarchivar an. Die außerordentlichen Mitglieder ernennt die Kommission selbst. Als solche sollen bewährte Gelehrte des In- und Auslandes, sofern sie für die Geschichtsforschung der beiden Länder zu arbeiten gewillt sind, berufen werden.

Forscher, die bereit sind, eine Hauptarbeit zu übernehmen, werden zu Mitarbeitern ernannt, Persönlichkeiten, die Eignung zur Lösung von Nebenarbeiten besitzen, können im Bedarfsfalle ebenfalls als Hilfskräfte herangezogen werden. Die Veröffentlichungen der Kommission werden in den Quellen und Forschungen zur Geschichte des Landes Vorarlberg und des Fürstentums Liechtenstein gesammelt.

Heute ist bereits der 8. Band dieser Forschungen in Vorbereitung, während die übrigen in folgender Reihe erschienen:

Ludewig, Vorarlberger an in- und ausländischen Hochschulen vom Ausgang des 13. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts.

Geist, Geschichte Vorarlbergs im Jahre 1848/49.

Brunner, Die Vorarlberger Landstände von ihren Anfängen bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts.

Welti, Geschichte der Reichsgrafschaft Hohenems und des Reichshofes
Lustenau.
Baldauf, Das karolingische Reichsgut in Unterrätien.
Ganahl, Studien zur Verfassungsgeschichte der Klosterherrschaft
St. Gallen.

1917 wurden von der Historischen Kommission Josef Grabherr, Gerold Meyer von Knonau, Hermann Sander, Hermann Wartmann und Josef Zösmair zu Ehrenmitgliedern ernannt. Als Mitglieder der Kommission in diesen Jahren erscheinen: Dr. Helbok, Dr. Schädler, Kanonikus Büchel, Professor P. Josef Fischer, Landesarchivar Viktor Kleiner, Generalabt Kassian Haid, fürstl. Rat Josef Ospelt, Dr. Oskar Baldauf, Direktor Dr. Nipp.

Die Kuhmäuler

Feierabend, 12. Jg., 1930, 30. Folge

Wer die Geschichte des Schwabenkrieges kennt, weiß, welch großen Anteil die gegenseitige Spottsucht und die Neckereien zwischen Schweizern und Schwaben am Ausbruch jenes unheilvollen Kampfes haben.

1930

Allgemein wurden die Schweizer von den schwäbischen Knechten als ein Volk von Hirten verhöhnt; »muh, muh, plä, plä«, rief man, wo ein Schweizer gesehen wurde, und als die Abgesandten der Bündner zu Feldkirch einen Waffenstillstand beschlossen, gaben die Feldkircher ihrer Erbitterung über die Bündner rücksichtslos Ausdruck, indem sie die üblichen Spottlieder sangen. Der Pöbel begrüßte die Bündner Prälaten und Boten mit dem Rufe der Kuh und der Rat sah dem Treiben vier Tage lang zu.

Und als die Urner auf die Kunde vom Waffenstillstand heimziehen wollten, konnten sich die schwäbischen Knechte auf Gutenberg wieder nicht halten, sie krochen wie Vieh auf den Mauern und muhten wie Kühe. Als dies dann die Urner der anderen eidgenössischen Mannschaft erzählten, kehrten alle ergrimmt um, und als sie wieder nach Trübbach kamen, fand die Beschimpfung abermals statt; da setzten sie über den Rhein und der schon beschworene Krieg war wieder eröffnet und das Verhängnis nahm seinen Lauf.

Nach dem Sieg der Schweizer bei Hard nun, als die Eidgenossen dort lagen, in einem Haus, darinnen, wie die Emser Chronik erzählt, die Kriegsleut vom Adel und die Bürgerschaft aus der Stadt Rapperswil am Zürichsee mit ihrer Burs und Losament und Herberg hielten, fanden sie am Morgen einen einfältigen Feind oder schwäbischen Kriegsknecht, welcher der Schlacht entronnen war, oben unter dem Dach verborgen, und als sie ihn vorführten, fiel er auf die Knie und bat sie, ihm das Leben zu schenken, indem er sagte: »*Ach, lieben, frommen Kuhmäuler, ich bitt euch durch Gott, seind mir gnädig!*«

Über eine solche Rede verwundert, fragten die Schweizer den Knecht, wie er es wage, sich bei höchster Gefahr seines Lebens sie so zu schmähen. Da beteuerte der einfältige Mann hoch und heilig, daß er bei seinen Leuten für die Feinde keinen anderen Namen als eben Kuhmäuler jemals gehört.

Ob dieser Meldung mochten nun die Schweizer, nach so rasch errungenem Siege wohlgelaunt, recht herzlich lachen. Sie schenkten dem einfältigen Knecht das Leben und führten ihn aus dem Lager hinaus in die Freiheit.

Begegnung eines Vorarlbergers mit Richard Wagner

Feierabend, 16. Jg., 1934, 50. Folge

1934 Ferdinand Beck, der 1847 zu Frastanz geboren wurde und in Kalifornien seine späteren Jahre als wohlhabender Mann verbrachte, hat in jungen Jahren als Wandergeselle manches Land gesehen. In den sechziger Jahren kam er wiederholt auch in die Schweiz und als dreiundachtzigjähriger Greis hat er die Ereignisse seines langen Lebens aufgezeichnet. Aus diesen bis jetzt unveröffentlichten Erinnerungen sei einiges aus der Zeit mitgeteilt, da Beck als Buchbindergeselle beim Meister Schlapfer in Luzern in Arbeit stand. Schlapfer war ein sehr geschickter Handwerker, von dem man etwas lernen konnte und daran war unserem jungen Handwerksburschen auch recht viel gelegen. Von einer denkwürdigen Begegnung aus dieser Zeit mag er uns selbst erzählen:

»Eines Abends trat ein Mann, von einem Bernhardinerbund begleitet, in die Werkstatt ein. Unterm Arm trug er ein Paket, er legte es auf den Tisch und öffnete es. Es waren beschriebene Musiknotenblätter, die er in Buchform mit Goldschnitt an den Rändern in feinem roten Ledereinband eingebunden wünschte. Mein Meister sah die Sache an und erklärte dann dem Unbekannten, daß man den Goldschnitt nur auf einer glatten Fläche machen könne. Da die Blätter nicht in gleicher Größe und häufig mit Randbemerkungen versehen waren, mußten sie aber beim Beschneiden Schaden leiden. Der Fremde betonte jedoch, daß an dem Werk kein Buchstabe verlorengehen dürfe.

Der Meister sagte: 'Vielleicht weiß mein Gesell einen Ausweg?' Wiewohl er wußte, daß es hier gar keinen gab, falls unser Kunde auf seinem Vorhaben bestehen sollte. Ich dachte nun darüber nach und äußerte sodann die Meinung, daß man nur am oberen Rand einen Goldschnitt machen könne; die andern zwei Seiten aber müßten in ihrer ursprünglichen Lage bleiben und dürften nicht beschnitten werden.

Der Fremde sah schließlich ein, daß seinem Wunsch nicht ganz entsprochen werden konnte und gab dann noch die Weisung, auf dem Einband in Goldbuchstaben die Worte anzubringen: 'Seiner Königlichen Hochheit Ludwig II. König von Bayern. Weihnachten 1868. Richard Wagner.'

Nun wußten wir, mit wem wir es zu tun hatten! Es handelte sich in diesen Notenblättern um das Manuskript der Oper 'Rienzi', das als Weihnachtsgeschenk für den königlichen Gönner bestimmt war.

Ich besorgte den Einband, und der Meister führte die Vergoldung und Überschrift kunstvoll aus. Er spornte auch mich an, das möglichste zu tun, damit das

Werk auch wohl gelänge. Er sagte, ich solle mir die ganze Zeit dazu nehmen, was ich auch tat. Denn es lag mir daran, die Arbeit zur Zufriedenheit des Meisters durchzuführen. Nach einer Woche kam Wagner, um nachzusehen, ob der Einband fertig sei. Der Meister legte ihn vor und der Tondichter betrachtete das Werk. Die Arbeit mußte nach seinem Auftrage richtig ausgefallen sein; er nahm das Buch unter seinen Arm und machte die Bemerkung, daß er dem Meister noch mehr Arbeit zukommen lassen würde. Als er fort war, schmunzelte Herr Schlapfer und sagte, er müsse zufrieden gewesen sein mit dem Einband, da werde wohl noch etwas herauschauen.

Eines Tages kam ein Expreszwagen mit einer Menge von ungebundenen und andern reparaturbedürftigen Werken angefahren und brachte die Nachricht, daß der Künstler selbst kommen würde, um Anweisungen zu geben, was geschehen solle. Wagner hatte die Gewohnheit, nur in der Abenddämmerung in unsere Werkstatt zu kommen. Der Bernhardinerhund war immer sein Begleiter.

Einmal war ich gerade daran, die Lampe für die Nacharbeit herzurichten und stand auf der Werkbank, als er hereintrat. An einer Wand lehnte eine Bücherpresse aus zwei Balken mit zwei Endschrauben, wie man sie in jener Zeit gebrauchte. In der Presse waren Bücher zwischen hervorstehenden Brettern eingeklemmt. Da die Presse, schräg an die Wand angelehnt, im Halbdunkel einem Stuble glich, wollte Wagner sich daraufsetzen. Aber der vermeintliche Stuhl kam ins Rutschen und mit Gepolter stürzte der Künstler auf den Boden und konnte sich nicht erheben. Ich sprang vom Tische und half ihm wieder auf die Füße. Er mußte selbst darüber lachen und besah sich nun das Ungetüm von einer Presse, welche ihn zum Falle brachte. Da der Fußboden mit Papierschnitzeln bedeckt war, hingen deren viele an seinem grobwoollenen Überrock, und ich zupfte sie ab.

Ich hatte nun öfters Gelegenheit, das Profil des wie aus Marmor gemeißelten, scharf ausgeprägten Gesichtes dieses Mannes zu betrachten, dem es noch beschieden war; zu Lebzeiten sich als gefeierter Künstler geehrt zu sehen, eine Sache, welche manchem Genius in Kunst und Wissenschaft leider nicht zuteil wurde.«

Beck stellt sich nun die Frage, wie es kam, daß Meister Wagner damals in Luzern Wohnsitz nahm. Ihre Beantwortung mag einer in einfacheren Kreisen verbreiteten Auffassung entsprechen. Die Extraveranstaltungen von Wagners Werken im königlichen Opernhaus zu München, bei der Ludwig II. der einzige Zuschauer gewesen sei, meint unser Gewährsmann, hätten große Staatsunkosten verursacht, zumal dabei nur die besten Kräfte herangezogen worden seien. Solche Extravaganzen habe auch das sonst gemütliche Bayernvolk nicht länger ertragen. Wagner habe daher die schöne Villa bei Luzern bezogen und sie ganz nach seinem Geschmack kunstvoll ausstaffieren lassen, und der königliche Zahlmeister habe diese nicht geringen Auslagen alle beglichen, wobei auch sein guter Handwerksmeister Schlapfer auf die Rechnung gekommen sei, denn er, Beck,

habe für mehrere Monate meistens Arbeiten Wagners in seinen Händen gehabt.

»Einmal brachte der Tonkünstler ein Bild, welches ihn selbst darstellte, ein Kind in seinen Armen in die Höhe haltend. Wessen Kind es sein mochte, konnte ich nicht erfahren, es konnte mir ja gleichgültig sein. Ich mußte einen Rahmen dazu machen, nebst anderen Arbeiten, die zum Fache der Buchbinderei gehören.«